

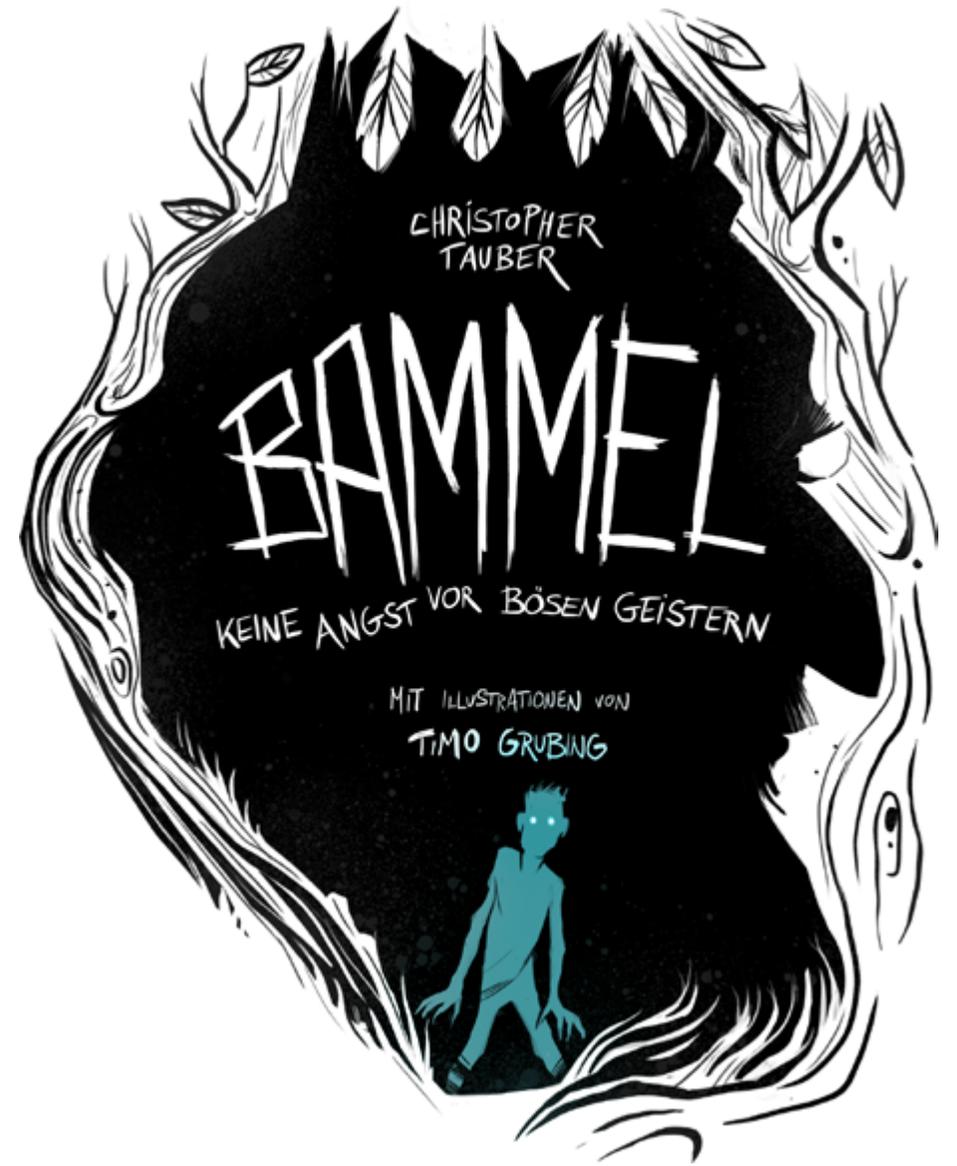
CHRISTOPHER
TAUBER

BAMMEL!

KEINE ANGST VOR BÖSEN GEISTERN

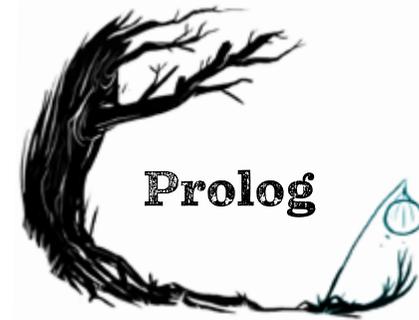
MIT ILLUSTRATIONEN VON
TIMO GRUBING

KARIBU



KARIBU

*Für Heidi und Manfred –
meine Eltern, die dieses Buch
bestimmt gerne gelesen hätten*



Schnaufend stellte Kati Schürer den schweren Karton mit den Einmachgläsern ab. Gerade hatte sie den Waldweg erreicht, der sich an der großen Schwarzkiefer in den Mottenpfad und die Basaltstraße gabelte. Nicht weit entfernt war der Waldkindergarten, ihr Arbeitsplatz. Direkt gegenüber lag die Gaststätte Zur Letzten Wurst, wo die Leute ihre Autos parkten, wenn sie im Buxkopfer Forst, dem Wald, der die kleine Stadt Buxstein an der Grippe umgab, spazieren gehen wollten. Es war der elfte November, Martinstag, und Kati hatte die Aufgabe, den Wanderweg für den Umzug des Kindergartens mit Licht zu versorgen.

Sie wischte sich einmal mit dem Ärmel die tiefende Nase ab und begann, die Einmachgläser am Wegrand aufzustellen. Alle zehn Schritte ein Glas, und in jedes Glas stellte sie ein elektrisches Teelicht. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Zug am Waldkindergarten startete, dieses Jahr folgte er zum ersten Mal einer anderen Route als in den Jahren zuvor. Ihre Kollegin Isa-Lena war dortgeblieben, um die Familien zu empfangen. Die Lichter, die Kati verteilte, würden den Anfang der Strecke beleuchten, bis zur Hagebuttenhecke, damit die Kleinen sich erst mal an die Dunkelheit im Wald gewöhnen konnten.

Mit leeren Händen spurtete Kati den Weg zurück, um die letzten Gläser und Lichter zu holen. Warum beeilte sie sich eigentlich so? War das nicht

ein wenig albern? Sie war schließlich eine erwachsene Frau. Und doch fand sie es immer noch so unheimlich, alleine durch den stillen Wald zu gehen, als wäre sie wieder ein Kind. Jedes noch so kleine Geräusch, das die trügerische Ruhe unterbrach, verunsicherte sie. Hektisches Rascheln im Laub. Der gellende Schrei eines Vogels, ohne Vorwarnung, seine Bedeutung ein Rätsel. Was bewegte sich hinter den Bäumen und im Unterholz, unsichtbar für das menschliche Auge? Sie hatte Bammel. Sie schaute zurück auf den Weg, den sie bereits bestückt hatte. Weit reichte ihr Blick nicht, gerade mal die ersten drei Lichter flackerten sichtbar ihr elektrisches, batteriebetriebenes Glimmern. Zwischen den Baumreihen am Wegesrand hatte sich ein dichter Nebel ausgebreitet, langsam und schleichend, so, als wäre er darauf bedacht, dass ihn niemand bemerke. Kati schluckte trocken. Eine unnatürliche Stille hatte den Nebel begleitet und sich über den Berg Buxkopf gelegt. Der Nebel kroch den Hang herunter, tänzelte in kleinen Schwaden um ihre schweren, mit getrockneter Erde besprenkelten Gummistiefel und nahm ihr jegliche Sicht. Ihr Nacken verspannte sich. Nichts war zu hören. Nichts zu sehen.

Leise begann Kati, ein Lied zu summen, als sie, die Arme um den leeren Karton schlingend, dem Nebelschleier entgegentrat. Ein Schritt, dann blieb sie stehen und starrte in das Nichts, das hinter den Kiefern lauerte. Sie hatte ein Geräusch gehört, ein lautes Knacksen. Als wäre jemand auf einen morschen Ast getreten, nicht nah, sondern weiter bergauf, Richtung Kapellenmoor. Ein lautes, scharfes »Kracks«, widerhallend, aber nur kurz, gefolgt vom Geraschel aufgewühlten Herbstlaubs, ein Trappeln, das in Windeseile näher kam, in vollem Galopp, direkt auf sie zu. Schritte, deren hartes Aufkommen den Boden einzustampfen schienen. Kurz zeichnete sich ein massiver Schatten im Weiß des Nebels ab, dann brach er auch schon aus diesem hervor.



Kati schnappte nach Luft. Ein riesiger Keiler sprang aus dem Gebüsch, landete auf allen vieren auf dem Waldpfad, nur wenige Meter von ihr entfernt. Im gleichen Moment schien das enorme Wildschwein auch schon wieder abzuheben. Mit einem markerschütternden Quieken sprang das Tier in den Nebel. Kati schaute sich um, wonach, das war ihr nicht bewusst. Der Nebel hatte sie eingekesselt, umzingelt, war überall. Sie spitzte die Ohren und lauschte. Nichts war zu hören. Nichts war zu sehen.

Sie atmete tief durch und entspannte gerade noch ihre Schultern, als sie merkte, dass die trockenen Eicheln und kleinen Kiesel zu ihren Füßen zu tanzen anfangen. Unter den Gummisohlen ihrer Stiefel begann die Erde zu beben, und von der anderen Seite des Nebels ertönte ein Grollen, das schnell, sehr schnell anwuchs und wie eine Lawine den Berg herunter auf sie zurollte. Kati konnte gerade noch sehen, wie eine riesige, schwarze Silhouette die Nebelwand verdunkelte, dann befahl ihr ein Instinkt, sich hinter einer dicken Eiche in Sicherheit zu bringen.

Quiekend, röhrend und schnatternd stürmte eine enorme Rotte Wildschweine an ihr vorbei, pflügte das gesamte Erdreich unter ihren schweren Hufen auf, bereit, alles, was sich ihnen in den Weg stellen würde, mit ihren Hauern und sturen Köpfen zur Seite zu fegen oder in den Boden zu rammen. Kati stieß einen Schrei aus, den niemand hörte.

In dem ungebändigten Strom aus Wildschweinen ragte Rotwild empor, zwischen den grauen Körpern der Rotte sah sie Hasen springen, einen Fuchs, hier und da rannte ein Waschbär, sogar ein ausgewachsener Dachs flüchtete mit in Richtung Stadt. Ein majestätischer Hirsch mit einem beeindruckenden Geweih blieb inmitten des Stroms stehen. Er neigte seinen Kopf in Richtung der Eiche, und für einen Augenblick betrachtete er den zitternden Menschen, der ihm beinahe im Weg

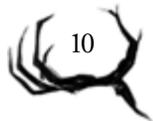


gestanden hätte. Seine schwarzen Augen funkelten Kati an, als würde er ihr befehlen wollen, sich den Tieren anzuschließen. Ein Uhu sauste im Tiefflug nur wenige Meter an Kati vorbei und brach die Starre zwischen dem König des Waldes und der verängstigten Kindergärtnerin. Dann setzte sich der Hirsch wieder in Bewegung, und mit ihm verschwanden nach und nach alle anderen Tiere und jedes Geräusch in der weißen Leere, die vom Wald Besitz ergriffen hatte.

Mit weichen Knien taumelte Kati zurück auf den Waldweg.

Sie versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, und war dankbar, als sie eines der Einmachgläser erblickte. Es lag wie zur Seite gekickt in einer Pfütze, halb bedeckt mit Schlamm. Aber das kleine Plastiklicht schimmerte weiter tapfer vor sich hin, so als wäre nichts anderes geschehen und als gäbe es nichts anderes zu tun. Dankbar beugte sich Kati zur Pfütze herunter und wischte mit einem Ärmel den Matsch vom Glas, während sie die Nase hochzog. Ihre Augen brannten. Hatte sie geweint? Hatte sie geschrien? Was war eben überhaupt passiert?

Mit dem Ärmel, der noch sauber war, wischte sich Kati über die feuchten Augen und stellte das Licht an einer passenden Stelle ab. Ziellos wanderte ihr Blick den Weg entlang. Die Tiere waren allesamt längst über alle Berge, aber sie wurde das Gefühl nicht los, dass sie immer noch nicht alleine war. Irgendetwas, das spürte sie, begleitete sie, hatte sie schon die ganze Zeit begleitet. Unschlüssig betrachtete Kati die Teeleuchten, drehte sich dann um und trat ihren Weg zurück zum Parkplatz an. Kleine blasse Schwaden krochen die Böschungen auf den Weg herunter, und ihr kam der unangenehme Gedanke, dass dieses Irgendetwas vielleicht der sich immer weiter ausbreitende Nebel selbst war.



Kapitel 1

Soro Bratmüller hatte keine Angst. Sie hatte keine Angst, wenn eine Klassenarbeit in Deutsch anstand, für die sie mal wieder versäumt hatte zu lernen. Sie hatte keine Angst, als sie mit Freunden zusammen heimlich den Film mit dem bösen Clown im Gulli guckte. Sie spürte keine Furcht, wenn die Eltern sie in den Keller zum Getränkeholen schickten, sie bekam keine weichen Knie, wenn die Tage kürzer und der Weg zur Schule immer dunkler wurde, und sie hatte keinen Bammel, wenn nachts seltsame Geräusche in den Wänden knackten und sie noch mal aufs Klo musste. Soro, die eigentlich Sofie Rosine hieß, war sich ziemlich sicher, dass sie noch nie in ihrem Leben Angst gehabt hatte. Schon gar nicht vor bösen Geistern. Denn um diese zu fürchten, müsste man ja logischerweise erst mal deren Existenz anerkennen, was ihr blödsinnig vorkam. Aber selbst, wenn sie sich irren würde, und Geister, Gespenster oder welcher Spuk auch immer wären tatsächlich real, dann, so dachte sie, müsste man ihnen vielleicht auch einen Vertrauensvorschuss geben und sie nicht gleich als böse brandmarken. Schließlich hatte noch niemand nachhaltig und unumstößlich das Dasein von Geistern beweisen können, wie beispielsweise das von Zebras oder Giraffen. Deshalb konnte auch niemand davon ausgehen, dass diese stets Böses im Schilde führten.

Angst hatte sie nicht, so viel stand fest. Aber Soro war genervt. Und



zwar davon, heute ihr gemütlich unordentliches Zimmer verlassen und mit ihrer Familie raus in die Kälte zu müssen. Nur weil diese, so wie die meisten Familien in Buxstein auch, heute, am St.-Martins-Tag, unbedingt etwas gegen diese bösen Geister tun wollten. Die ganze Veranstaltung erschien ihr krude zusammengewürfelt. Klar, früher wollte man mit Lichtern die bösen Geister der länger werdenden Nächte des Herbsts vertreiben. Aber wie kam da der St. Martin, nach dem der Laternen-Tag schließlich benannt worden war, ins Spiel? Der war ja schließlich nun kein Ghostbuster gewesen, sondern ein ach so großzügiger, reicher Mann, der dem Bettler dann, na vielen Dank, seinen halben Umhang abgab. Wie diese Origin-Story mit der Geisteraustreibung vereinbar sein sollte, war ihr schleierhaft und vermutlich auch nur ein Vorwand, die bockigen Kleinen an die frische Luft zu locken.

Dazu kam, dass Soro gerade dreizehn (13!) Jahre alt geworden und somit nun offiziell zu alt für so einen Kinderkram war. Theo, ihr Bruder, hingegen war dummerweise sechs und unübersehbar so was von immer noch ein Kind. Vermutlich, dachte Soro, würde er auch auf alle Zeiten eins bleiben.

Theo saß neben ihr auf der Rückbank der bratmöllerschen Familienkutsche. Wie immer vertieft in seiner eigenen Welt, schaltete er ein kleines elektrisches Teelicht an und aus und an und wieder aus, an, aus. Offene Flammen waren bei der heutigen Veranstaltung streng verboten. Wer kein eigenes E-Teelicht dabei hatte, würde vor Ort versorgt werden. Theo war versorgt. An und aus und an und aus. Sein kleiner Kopf ragte gerade so aus der hellblauen Daunenjacke hervor. Die Jacke hatte mal Soro gehört, und sie konnte sich nicht daran erinnern, dass sie darin auch wie eine falsch angemalte Schildkröte ausgesehen hatte. In der Hand hielt Theo bereits seine Laterne, die er erwartungsvoll an-



schaute. Soro wusste, dass ihre Eltern den Lampionumzug liebten, so wie sie sich eigentlich in alle Feste, die es zu feiern gab, über alle Maßen hineinsteigerten. Wer hatte die aufwendigste Außendeko in der Vorweihnachtszeit? Familie Bratmüller. Wer organisierte an Ostern das Große Eiersuchen, das sich über mehrere Ortschaften erstreckte und ohne GPS schier unlösbar war? Soros Eltern. Wer schickte an Halloween alle Kinder mit einem Herzinfarkt ins Krankenhaus? Graf und Gräfin Bratula. Und wer musste an St. Martin natürlich die seltsamsten und auffälligsten Lampions basteln? Na, wer wohl.

Theos Laterne sah aus wie ein mopsiger Hund, dem schlabbernd die Zunge aus der Schnauze ragte. Vermutlich sollte es auch einer sein. Theo hatte seine Laterne, im Gegensatz zu ihr, freiwillig gebastelt. Tapfer hatte sie die Bastelei zunächst verweigert, aber das hatte ihr nur traurige Blicke ihrer bastelwütigen Mutter eingebracht. Papa hatte einen Kronleuchter und Mama einen Abguss ihres eigenen Kopfes, den sie sonst für Halloween benutzte, zur Lampe-am-Stock umfunktioniert. Mama war von ihrer Kopf-Idee so begeistert, dass sie Soro geradezu beknetet hatte, ebenfalls ein Lampion-Selbstporträt zu erschaffen. Soro hatte sich zwar erweichen lassen, aber dann doch weitaus weniger Mühe gegeben als ihre Mutter. Sie hatte einfach einen hohlen Klumpen aus Küchenrolle und Kleister geformt, diesen lustlos bepinselt und ein paar Wollknäuel als Haarersatz mit der Heißklebepistole befestigt: fertig! Mama war dennoch zufrieden. Eine tolle Mutter-Tochter-Aktion, fand sie.

Als Soro selbst noch klein gewesen war, hatte sie gar nicht begriffen, dass ihre Eltern die einzigen Erwachsenen waren, die auch Lampions vor sich hertrugen, und sich nichts dabei gedacht. Irgendwann fiel ihr auf, wie seltsam das aussah, und ab da wurde ihr das Verhalten ihrer



Eltern hochpeinlich. Trotzdem hatte sie brav den Pappmaschee-Ball, der ihr Gesicht darstellen sollte, fertig gepfriemelt. Aber dass sie als Mitglied der Familie auch dazu verdonnert werden würde, am Kinder-Umzug tatsächlich teilzunehmen, damit hatte sie nicht gerechnet. Alles Argumentieren, Diskutieren, Schimpfen, Meckern, Türenknallen hatte nichts geholfen – wenn Soro ihre Eltern und ihren kleinen Bruder nicht für die Zeit zwischen St. Martin und Nikolaus zu beleidigten Nahverwandten machen wollte, musste sie sich dem Zwang ihrer Herkunft beugen. Sie musste sich für einen Abend zum Affen machen und, während alle *Rabimmel, rabammel, rabumm* sangen, den Mund halbwegs synchron auf- und zumachen – kurz: Sie musste laternegehen. Sie hoffte nur, dass niemand aus ihrer Klasse ein kleines Geschwisterkind in der Kita hatte, damit sie möglichst unbemerkt diese Schmach über sich ergehen lassen konnte. Nicht, dass sie wirklich Angst davor gehabt hätte, von ihren Kumpels und Kumpelinen beim Umzug gesehen zu werden. Denn Angsthaben, das sagte sie sich immer wieder selbst, war einfach nichts für sie. Aber Laternegehen mit dreizehn Jahren erst recht nicht.

Diese Ansicht teilte auch Emrah Aydin, der mit seiner Familie ebenfalls auf dem Weg zum Parkplatz bei der Letzten Wurst war. Er war schon zwölf, also offensichtlich auch zu alt für ein Kindergartenfest, aber das war nicht der Grund, warum seine Stimmung im Keller war. Er fand es einfach nur grundlegend blödsinnig, dass seine Eltern ihn und seine beiden kleinen Schwestern Dilek und Hatti dorthin karrten. Sie waren erst vor zwei Monaten nach Buxstein gezogen, weil seine Mutter dort einen neuen Job angenommen hatte. Sein Vater konnte von überall aus arbeiten, dem war der Ortswechsel egal, er verließ sowieso



kaum das Haus und klebte immer am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer fest. Die sechsjährige Dilek und Hatice, die mit acht Jahren in der Mitte hing, waren eh unzertrennlich und sich gegenseitig die besten Freundinnen. Außerdem hatten sie nie Probleme, irgendwo neue Freundschaften zu schließen. Für Emrah ein absolutes Rätsel. Schon im Kindergarten war er ein Einzelgänger gewesen, in der Schule in Hannover hatte es zwei Jahre gedauert, bis er endlich Anschluss gefunden hatte. Bei dem Gedanken an diese zwei Jahre wurde ihm immer direkt übel. Er hatte viel ertragen müssen, und warum, verstand er bis heute nicht. Kinder konnten echt grausam sein, und die Eltern hatten keinen Schimmer davon, wie viel in der Schule tatsächlich gemobbt wurde. Innerhalb von zwei Monaten an einem neuen Ort so mir nichts, dir nichts neue Freunde finden war nicht so leicht, wie sie sich das dachten. Und schon gar nicht, wenn er, anstatt mit einem der vielen Antons und Emils aus der Schule Playstation zu spielen, auf eine dumme Kindergartenparade gehen musste. Was hatten denn er oder seine Familie mit diesem heiligen St. Irgendwas am Hut? Er wusste ganz genau, dass weder seine Eltern noch seine Schwestern an böse Geister glaubten. Der Angsthase in der Familie war schließlich er. Aber auch wenn er die Existenz von Gespenstern oder übernatürlichen Wesen nicht ausschließen wollte, schien ihm die Idee, diesen mit Papierlampen und einem funzeligen Licht zu begegnen, ziemlich aussichtslos. Da mussten doch ganz andere Mittel her. Gruselige Kostüme zum Beispiel, wie an Halloween. Da blieb den wahren Monstern doch die Spucke weg. Oder die Raketen, Böller und Feuerwerke, die an Silvester abgefeuert wurden, damit die bösen Geister aus dem alten Jahr sich noch mal für ein paar Monate in ihre Zwischenwelt verkrochen. Er wusste zwar nicht, ob diese Maßnahmen wirklich etwas gegen echte dunkle Mächte aus



anderen Dimensionen ausrichten konnten, aber auf der anderen Seite war er eben auch nicht darauf erpicht, herausfinden zu müssen, was da wirklich helfen würde.

Die schmale Asphaltstraße zum Waldkindergarten schlängelte sich bergauf, vorbei an kleinen Gärten und unbefestigten Wegen, die links und rechts in den düsteren Wald führten. Weißer Dunst stand zwischen den dicht stehenden Bäumen.

»Guck mal, die Wolken. So tief hab ich die noch nie gesehen«, sagte Dilek, die Nase am Fenster platt gedrückt. Ein gutes Stichwort für Baba Aydin, um seine Kinder mal wieder mit wertvollem Wissen zu desillusionieren. Doch während er begann, alles über Kondensation und Aggregatzustände zu vermitteln, zeichnete Dilek bereits Grinsegesichter in die von ihrem Atem beschlagene Scheibe. Hatice hatte ihr »Ich finde alles prima, träume aber vor mich hin«-Gesicht aufgesetzt, und Emrah, der den Wolken-Monolog seines Vaters schon vorgetragen bekommen hatte, als es die anderen beiden noch nicht mal gab, versuchte, sich in den Zeitpunkt der Rückfahrt zu teleportieren. Warum klappte das eigentlich nie? Und warum musste seine Familie seit ein paar Jahren immer auf Ausflüge bestehen, auf die er absolut keinen Bock hatte? Wenn er doch nur die kommenden Stunden überspringen könnte. Aber was kam danach? Dieser komische Raum, der sein neues Zimmer sein sollte, vollgestopft mit unausgepackten Umzugskartons? So oder so, keine Aussicht auf den Rest des Abends wollte Emmys Laune bessern.

Als sie kurze Zeit später den Parkplatz erreichten und Emrah und seine Schwestern sich von der engen Rückbank schälten, änderte er schlagartig seine Meinung. Vielleicht würde dieses Laternegehen ja doch Spaß machen? Denn zwei Parkplätze weiter, aus einem himmel-



blauen Kleinwagen, stieg gerade Sofie Rosine Bratmüller aus. Soro ging in die Klasse, in die er frisch gekommen war. Sie war fast einen Kopf größer als er. Wenn sie sich meldete, sagte sie die klügsten Sachen. Sie hatte die tollsten Sneaker an, die er je gesehen hatte – rote Sohlen und rote Schnürsenkel, schwarzer Stoff –, und manchmal schaute sie ihn an, und dann wurde er ziemlich nervös. Nicht blöd nervös, sondern irgendwie auf eine gute Art.

Als Soro ihn endlich gesehen hatte und mit einem verhaltenen Winken begrüßte, war für Emrah eine gefühlte Ewigkeit vergangen. Dabei war sie gerade erst aus dem bratmöllerschen Mobil gestiegen. Sie zuckte mit den Schultern, als wüsste sie auch nicht recht, warum sie hier war, warf die Tür des Autos mit einem lauten Knall zu und stapfte, eine selbst gebastelte Laterne lustlos über der Schulter, hinter ihren Eltern her. Emrah löste sich aus seiner Bewunderung, und jetzt bereute er es sehr, dass er das Basteln eines eigenen Lampions so rigoros abgelehnt hatte. Sein Vater, dem selten etwas die gute Laune verderben konnte, hatte darauf mit seinem ganz eigenen Humor reagiert. Anstatt vieler Worte hatte er einfach Emmys alten Kindergartenlampion aus einem Umzugskarton gezaubert. Das sei dann jetzt halt sein Lampion, wenn Emrah ihn nicht mehr wollte. Ein Wink mit dem Zaunpfahl an Emmy, sich daran zu erinnern, dass er vor der Geburt seiner Schwestern sehr wohl sehr gerne laternegegangen war. Ja, und jetzt stand er da – laternelos. Und dabei wäre das doch ein super Gesprächsthema, um Soro anzusprechen. Wie nervig sie es fanden, in ihrem Alter noch zum St.-Martins-Umzug gezwungen zu werden. Wie albern doch diese Lampions waren, allen voran der von Emrah, mit dieser pausbäckigen Sonne auf der einen und dem nicht minder doof aussehendem Mond auf der anderen Seite.

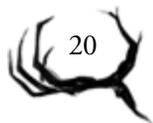




Seinem Baba würde er allerdings nicht die Genugtuung geben, ihn um die Rückgabe seines alten Lampions zu bitten. Aber vielleicht würde ihm Hatti ja ihren kurz leihen? Eine gute Idee! Aber nein ... im nächsten Moment erschien ihm jeder seiner Gedanken wieder total albern. Als gäbe es ein Verbot, ohne Lampion eine andere Lampionträgerin anzusprechen. Wie kam er denn auf solche Gedanken? Und wo waren eigentlich seine Schwestern? Eben waren sie noch da gewesen, direkt vor ihm. Sein Blick hangelte sich durch die Menschenmasse, von einem Fremden zum nächsten. Keine Spur von Dilek. Keine Spur von Hatti. Und auch nicht von seinen Eltern. Stattdessen war er umgeben von Anoraks, Parkas, Daunenwesten, Schals und Mützen in allen Ausführungen. Unbekannte Gesichter und namenlose Stimmen lachten, plauderten und schoben sich an ihm vorbei, gaben ihm leichte Schubser im Vorbeigehen, als wäre er gar nicht da, als könnten sie durch ihn hindurchgehen. Emmy war wie versteinert. Nicht schon wieder. Wieso denn gerade jetzt? So groß war der Parkplatz doch gar nicht. Und der Weg vom Auto zum Waldkindergarten? Ein Kinderspiel – nichts im Vergleich zu damals, im Museum, als es ihm zum ersten Mal passiert war. Aber es fühlte sich genauso an. Er begann zu schwitzen, obwohl ihm immer kälter wurde. Seine Beine verloren jegliches Gefühl, und ihm schien es, als würde sich die gesamte Last der Welt auf seine Schultern setzen. Aus den wandelnden Winterklamotten um ihn herum wurden ineinanderfließende, unscharfe Farbflächen. Alles, was er hören konnte, klang dumpf. Bis auf das Lachen, das hier und da erklang. Laut, nah, durchdringend und hallend. Alle lachten. Über ihn. Er fühlte sich winzig. Unsichtbar. Vergessen. Ja, er war sich schrecklich sicher, dass ihn einfach alle vergessen hatten. So wie damals.

Aber das stimmte ja gar nicht, meldete sich zaghaft etwas Mut. Damals hatte ihn doch niemand vergessen, nur nicht gefunden. Und das nur, weil Marlon und Finn, die zwei blöden Bullys aus seiner Klasse, ihm nach dem Museumsbesuch einen falschen Treffpunkt für die Heimfahrt gesteckt hatten, als er dringend noch mal aufs Klo musste. Auf einmal stand Emrah völlig alleine an den Museumstrepfen, hielt Ausschau nach Frau Brune, seiner Klassenlehrerin, und den anderen Kindern. Nachdem er niemanden entdecken konnte, wagte er sich in das Menschengetümmel, was sich vor dem Museum durch die Innenstadt drückte. Der Strom verschluckte Emrah geradezu, ließ ihn unkoordiniert in die eine und dann in die andere Richtung laufen, bis ihm klar wurde, dass er verloren gegangen war. In dem Moment war alles aus. Seine Stimme, seine Augen und seine Beine machten dicht, so sehr prasselte alles auf ihn ein, und dann fiel ihm auch noch das Atmen immer schwerer. Selbst als Frau Brune plötzlich vor ihm stand, hielt seine Ohnmacht an.

Aber wie gesagt, diesmal war es überhaupt nicht so. Es gab keinen Grund, Angst zu haben, außer die Angst vor der Angst selbst. Er musste nur losgehen, dann würde er seine Eltern finden, wenn der Boden so gnädig gewesen wäre, ihn jetzt mal loszulassen und ... Emmy drehte sein linkes Bein so weit herum, als würde er es aus einem Schlammloch ziehen, verlor das Gleichgewicht und fiel in die Arme irgendeines Vaters, der ihn mit »Hoppla« auffing und wieder losließ. Emmy murmelte »Entschuldigung« und erblickte hoch über dem verknoteten Teig aus Armen, Beinen und Köpfen die vertraute Laterne. Die pausbäckige Sonne lachte ihn an, und direkt darunter sah er den Hut seines Babas, den mit der breiten Krempe. Sein Vater drehte sich um und zeigte Emmy seinen freundlichen, dicht gewachsenen schwarzen Bart.



Er sah aus wie eine dunklere, aber ebenso pausbäckige Version des Laternenmondes – nur behaart. Aus der unbestimmten Masse wurden wieder Jacken und Hosen und Schuhe, und aus diesen kristallisierten sich wieder Menschen heraus. Das Gemurmel und Gekicher galt nicht ihm. Niemand hatte ihn vergessen. Alles war okay. Einmal schüttelte ihn noch ein kaltes Frösteln, dann begann er, sich zu seiner Familie durchzuquetschen. Er nahm sich fest vor, seinen Vater zu fragen, ob er ihn seinen Lampion mal tragen lassen würde. Zumindest für ein kleines bisschen.





Kapitel 2

Nach und nach waren alle Buxsteiner Kindergartenkinder eingetroffen, bald wimmelte es nur so von Zwergen und ihren Eltern, die darauf warteten, dass St. Martin hoch zu Ross erschien, um den Zug anzuführen. Es war kurz davor, dunkel zu werden, und die ersten Lampions wurden mit Lichtern bestückt. Nicht weit vom Sammelpunkt entfernt, bei der Schwarzkiefer, an der sich der Waldweg gabelt, führte eine Lichtspur aufgestellter Einmachgläser in den immer düster werdenden Wald hinein.

Etwas weiter weg, auf der Asphaltstraße zum Ausflugsparkplatz, trat ein Mädchen namens Maya Teichmann schwitzend in die Pedale ihres Fahrrads. Dieses war keinesfalls ein gewöhnliches Fahrrad, wie es die meisten Kinder hatten. Es war auch keines der Räder, die nun vermehrt die alten Leute fuhren, eins mit Elektromotor und farblich abgestimmten Fahrradpacktaschen. Ganz Buxstein war seit Kurzem voll mit ihnen, und Maya hatte oft darüber nachgedacht, ob die Omas und Opas nicht nachts heimlich E-Bike-Rennen abhielten, zum Beispiel beim alten, zugewachsenen Fußball-Platz bei Mauseck.

Zwar hatte Mayas Drahtesel auch einen eingebauten Akku, aber dieser war, wie jede der vielen anderen Besonderheiten an ihrem Bike, selbst erdacht und selbst gemacht. Auf dem orangen Rahmen prangte

in neongrüner Schrift sein stolzer Name: Schnellfuß. Und der kam nicht von ungefähr. Ein Knopfdruck würde genügen, und Maya wäre, ohne sich sonderlich anzustrengen, den Berg raufgestaust. Aber damit wäre die Batterie im Nu verbraucht gewesen, und dann würde sie den Rest des Abends einen schweren Akku durch die Gegend kutschieren.

Abgesehen davon war der WAHNSINNSTURBO, der ihr eigenes Patent war, noch nicht ganz ausgereift. Er erfüllte zwar seinen Zweck der sofortigen Beschleunigung (in wahnsinniges Tempo), ließ sich aber nicht wieder ausschalten. Und mit sechzig Stundenkilometern an einem Umzug für Kleinkinder teilnehmen, wie sinnlos wäre das denn bitte? Lustig, vielleicht. Aber irgendwie auch am Ziel vorbei.

Nicht, dass sämtliche ihrer Erfindungen immer den Zweck erfüllen mussten, unheimlich viel Sinn zu ergeben. Meistens waren es einfach Ideen, die Maya irgendwie zugeflogen kamen, und wenn sie Ideen bekam, musste sie diese eben umsetzen. Niemand machte viel Aufhebens darum, schon gar nicht ihre Eltern. Weder um die Konstruktionen selbst, noch um ihre Begabung. Ja, okay, sie hatte jetzt eine Jahrgangsstufe übersprungen, auf Empfehlung der Lehrerin. Aber eigentlich war auch in der neuen Klasse alles wie immer: Der Unterricht war meistens langweilig bis einfach, und die anderen Kinder nahmen sie gar nicht wahr. Maya war schon in ihrer alten Klasse die Kleinste gewesen. Auf den Klassenfotos sah sie immer aus, als hätte sie sich mit ins Bild gemogelt. Komisch eigentlich, dass sie niemand deswegen ärgerte. Aber wenn Maya ehrlich war, könnte es auch sein, dass sie es einfach nicht mitbekam, weil sie gerade von einer neuen Idee heimgesucht worden war.

Die letzte dieser Ideen war ihr gekommen, als der Kalender sich St. Martin näherte. Es hatte ein paar Tage gedauert, das gesamte Material zu sammeln. Aber nun baumelte das Ergebnis klirrend an einem

dicken Stab aus Holz, den sie eingeklemmt zwischen Lenker und ihrer linken Hand hielt. Maya musste sich zusammenreißen, nicht vom Weg abzukommen, ihre Augen wanderten immer wieder zu ihrem Mega-Lampion, den sie zu 99 Prozent aus Licht bündelnden Linsen von alten Foto-Apparaten, Lupen, Fernrohren und Monokeln gebastelt hatte. Ihre Erfindung erschien ihr wunderschön und war der einzige Antrieb, an St. Martin überhaupt teilzunehmen. Ihre Eltern hatten das wie immer nicht geschnallt. Für sie war klar, dass Maya immer noch Kind sein wollte, und hatten deshalb nichts dagegen. Sich selbst fanden sie aber schon zu alt dafür und blieben lieber daheim. Maya war sich in solchen Momenten nicht sicher, ob sich ihre Eltern irgendwie für sie schämten oder ob sie Angst hatten, dass sie ihrer Tochter peinlich waren. Im nächsten Moment spielte das alles aber schon wieder überhaupt keine Rolle für Maya, denn wie sie bei ihrer Umwelt ankam, war ihr herzlich schnuppe. Klar, sie mochte ihre Eltern. Aber in ihrem Kopf war zu viel spannender Kram los, als dass sie Lust oder überhaupt die Zeit hatte, sich mit den Gedanken anderer zu beschäftigen.

Die wichtigste Fähigkeit und Aufgabe einer Erzieherin, da war sich Isa-Lena Väth sicher, war das Durchzählen. Um sich dabei nicht aus der Ruhe und dem richtigen Zählstand bringen zu lassen, gab es verschiedene Methoden und Tricks. Isa-Lena beherrschte sie alle und konnte einige sogar gleichzeitig anwenden, sodass sie stets das korrekte Ergebnis erzielte. Trotz dem Gewirr aus quengelnden Vätern, frierenden Müttern und quietschenden Kindern beendete sie gerade ihre dritte Durchzählung und musste leider wieder feststellen, dass eines der angemeldeten Kinder immer noch fehlte. Gleichzeitig verteilte sie weitere LED-Kerzen und sackte die nicht der Vorschrift entsprechenden Tee-



lichter ein. Vorbei die Zeiten der in Flammen aufgehenden Lampions, der schnell erlöschenden Lichter und des damit einhergehenden Geheules der lieben Kleinen. Das war gut so. Weniger gut war, dass neben dem trödelnden Nachzügler-Kind auch ihre Kollegin Kati Schürer wie vom Erdboden verschluckt war. Diese war schon vor einer halben Ewigkeit vorgegangen, um im Wald die Weglichter in den Einmachgläsern aufzustellen. Eigentlich sollte sie nun hier sein und ihr dabei helfen, die Eltern über die neue Route für den diesjährigen Umzug zu informieren. Der Grund dafür war das vermehrte Auftauchen von Waldtieren im Ort. Deshalb hatte der Bürgermeister eine Treibjagd angesetzt, welche die Tiere wieder zurück in den Forst scheuchen sollte. Unzählige Gärten waren von Wildschweinen, Rehen, Hirschen und anderen Bewohnern des Waldes verwüstet worden. Von den alten Häusern am Berghang über die Buxsteiner Altstadt bis hin ins Tal, wo die Grippe floss, hatte man Wild gesichtet. Sogar einen Wolf wollten einige gesehen haben, woran nicht nur Isa-Lena enorme Zweifel hatte. Vermutlich hatte es sich bloß um Rudi, den Irischen Wolfshund von Ravi dem Buchhändler, gehandelt. Dieser ging gerne mal alleine spazieren, und eigentlich war das ja stadtbekannt.

Seltsam war das Aufkommen der Tiere dennoch, und so würde die heutige Wanderung eben die Runde um den Löschteich drehen und dann an der Schrebergartenkolonie West vorbei runter in die Altstadt traben, anstatt wie sonst den Berg hinauf. Die Treibjagd würde Teile der traditionellen St.-Martins-Route betreffen, allen voran das Kapellen-Moor, wo der Zug immer mit einem großen Feuer abschloss. Aufmerksamen Lesern des Buxsteiner Tageblatts war dies sicherlich bekannt, aber Eltern wollten eben immer noch mal extra abgeholt werden. Ohne Kati blieb eben mal wieder alles an Isa-Lena hängen.



Es half nichts, der Zug musste bald losgehen, eigentlich schon jetzt, eigentlich schon längst vorhin. Und wo steckte eigentlich ihr St. Martin?

Sie fand ihn im Bauwagen des Waldkindergartens, die Backen voll mit einem Schinkenbrot, während Krümel auf seine Römer-Uniform rieselten.

»Geht's los?«, fragte Tommy Caruso schmatzend und nach dem Helm mit dem roten Federkamm greifend. Tommy war kein schlechter St. Martin, aber das dritte Jahr in Folge war ihm die Rolle wohl zu Kopf gestiegen. Er bestand darauf, bis zu Beginn des Umzugs »backstage« zu warten. »Für 'nen maximalen Auftritt«, wie er Isa-Lena erneut erklärte, während sie gemeinsam aus dem Wagen traten. Dass der eigentliche Star des Abends für die Kinder unumstritten das Pferd Juliane war, welches bereits mit Möhren und Äpfeln und Streicheleinheiten der Kinder verwöhnt wurde, konnte oder wollte Tommy wohl nicht verstehen.

»Mach du deins, ich mach meins«, mehr fiel ihr dazu nicht ein. Sie konnte sich ja schließlich nicht um alles kümmern. Und während Tommy Helm und Umhang zurechtzupfte und den Rest des Sandwichs runterschluckte, begann sie, ein letztes Mal durchzuzählen. Dabei wendete sie diesmal die Klick-klack-Methode an, die ziemlich langweilig zu erklären ist, aber hervorragend und unfehlbar funktionierte. Eigentlich hätte sie auch nur nach der fehlenden Teilnehmerin Ausschau halten müssen, die, just in diesem Moment, ächzend ihr seltsames Rad mit dem noch seltsameren Lampion in das Gemenge schob.

Der plötzlich ausbrechende Jubel unter den Kindern irritierte Emmy kurz, dann sah auch er den kostümierten Mann hoch zu Ross. Der St.-Martin-Typ ließ sein Pferd einen kleinen Tanz auf der Stelle auf-



führen, während sich die wichtigtuerische Kindergärtnerin, die hier wohl alles organisierte, zwischen Emmy und seinen Schwestern durchschob. Besonders fielen Emmy ihre Finger auf, die seltsam zuckten, als würden sie auf eine Tastatur einhämmern. Vermutlich ging jetzt das Laternegehen los, denn alle Kinder und ihre Eltern fingen gleichzeitig an zu krähen: »Sankt Martin, Sahaankt Maartin, Sahankt Maaaartin...« Emrah machte sich keine Sorgen, dass ihm der Text über den heiligen Kerl gerade nicht einfallen wollte, er hatte eh nicht vor, mitzusingen. Im Gegensatz zu seinen beiden Schwestern. Dilek und Hatti schmetterten aus vollem Hals. Zwar sangen beide völlig andere Lieder und beide auf Türkisch, aber dafür mit umso mehr Begeisterung. Manchmal waren die kleinen so bekloppt, dass es Emmy einfach nur herrlich finden konnte. Kein schlechter Moment, um mit einem überzeugenden Lächeln seinen Eltern etwas Bestätigung zu signalisieren, dass der Ausflug doch keine so blöde Idee war. Wenn es sich jetzt noch ergeben sollte, dass er ein paar Sätze mit Soro wechseln konnte, umso besser. Vielleicht war das doch keine so vollkommen blöde Idee gewesen, hier mitzulaufen. Oder ihm war einfach die frische Luft zu Kopf gestiegen. Für seinen Vater kam es durchaus unvermittelt, dass sein zuletzt noch maulender Sohn ihm nun einfach die Sonne-Mond-Laterne aus der Hand schnappte.

»Die gehört ja schließlich mir«, murmelte Emrah. Ömer Aydin verkniff sich jeglichen Kommentar darüber, wie niedlich er seinen Sohn in dem Augenblick fand. Er war ein kluger Vater, der wusste, dass Zwölfjährige das gar nicht gerne hörten.

Der ganze Tross setzte sich in Bewegung, es ging endlich los. Emrah überlegte, wie er jetzt ein paar Reihen aufholen könnte, um ganz locker und möglichst beiläufig neben Soro zu laufen, da überholte ihn von



hinten ein anderes Mädchen aus seiner Klasse. Bis eben war ihm gar nicht aufgefallen, dass die merkwürdige Maya auch anwesend war. Als Emmy sah, wie sich Maya neben Soro einreihete, verwarf er geknickt seinen tollkühnen Plan, Soro an diesem Abend privat, also außerhalb der Schule, kennenzulernen. Doch ein Blick auf Mayas Laterne, die wie ein gläserner Fußball aussah, und die gruseligen Pappmaschee-Köpfe von Soro und ihrer Mutter sowie den Kronleuchter-am-Stab von Herrn Bratmüller ließen seine Gedanken nicht allzu düster werden. Denn da in diesem Kaff offensichtlich jeder ein Rad ab hatte, würden er und seine Familie vielleicht doch ganz gut nach Buxstein passen.

Der Weg in den Wald war breit genug, dass der große Tross aus Kindern und Eltern sich in lockeren Dreierreihen verteilen konnte. Und da auch hier und da für eine vierte Person Platz war, konnte Maya ganz selbstverständlich neben Soro herschreiten. Sie hatte gar nicht damit gerechnet, jemanden zu treffen, den sie kannte, und wäre damit auch einverstanden gewesen. Maya sah sich durchaus als Einzelgängerin, kein Problem. Aber da sie in derselben Straße wie Soro wohnte, wäre es irgendwie seltsam gewesen, sie zu ignorieren. Oder vielleicht auch nicht, denn Soro erschrak regelrecht, als Maya sie von der Seite ansprach.

»Letztes Jahr habe ich gar nicht mitgemacht, aber dann kam mir neu-lich die Idee mit der Licht bündelnden Laterne, und na ja, ich hätte die auch alleine ausprobieren können, alle Rollos runter zu Hause oder warten, bis Neumond ist, und dann im Garten, aber im dunklen Wald ist doch allemal besser, oder?«

»Hey, Maya«, Soros Stimme überschlug sich bei der Begrüßung regelrecht. Maya war wie aus dem Nichts neben ihr aufgetaucht und

hatte ihr tatsächlich einen kleinen Schreck eingejagt. »Redest du von dem Dings da aus Glas?« Maya nickte.

»Cool«, gab Soro zu, auch wenn sie keine Ahnung hatte, was Maya da zusammengegappt hatte, geschweige denn, was sie damit wollte. Dass Maya ohne die Begleitung ihrer Eltern wie aus heiterem Himmel irgendwo auftauchte, war hingegen absolut nichts Ungewöhnliches.

»Bist du das?«, fragte Maya unverblümt und geradeaus, den Blick auf Soros Pappmaschee-Kopf geheftet.

»Wonach sieht's denn aus?«, Soro seufzte. Sie hatte geahnt, dass die bratmüllerschen Lampions Gesprächsstoff werden würden, aber gehofft, dass man sie damit in Ruhe lassen und das große Tamtam darüber mit ihren Eltern verhandelt würde. Aber in der Tat, die Frage musste gestattet sein. Wonach sah dieser Klumpen eigentlich aus?

»Muss ich drüber nachdenken«, gab Maya zurück, »aber ich kann dir schon mal sagen, nicht wirklich nach dir. Oder vielleicht doch, wenn man sich eine Nase dazudenkt und sich vorstellt, dass du wirklich schlecht geschlafen hast und gerade aufgestanden bist.«

»Japp. Erfasst«, antwortete Soro, erstaunt darüber, dass Maya sich mehr mit ihrem hingeklatschten Kunstwerk auseinandersetzte als sie selbst. Vielleicht tat es ihr gerade doch leid, sich so gar keine Mühe gegeben zu haben. Wer weiß, was eine Nase da noch so hätte rausholen können.

»Die Lampions von deinen Alten sind auch super«, stellte Maya fest, während Soro sich sehr über das »auch« wunderte. »Ich glaube, das wird ein gutes St. Martin. Es ist vielleicht nicht dunkel genug, auf Grund des Vollmonds, aber dafür haben wir richtigen Nebel. Ich würde sagen, drei von fünf Sternen.«

»Maya, du bist die einzige Person, die ich kenne, die St.-Martins-



Umzüge bewertet«, Soro war gleichzeitig irritiert und amüsiert. Diesen Effekt hatte Mayas Art eigentlich immer auf sie, meistens dann, wenn sie völlig grundlos das Thema wechselte. So wie jetzt.

»Für Lodenmäntel wäre es mir ja jetzt noch zu warm, muss ich sagen. Aber die stehen mir sowieso nicht, schätze ich mal. Habe ich zwar noch nie ausprobiert, so was zu tragen, aber man soll ja niemals Nie sagen, nicht wahr?«

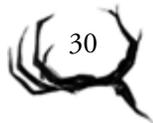
Soro versuchte, Mayas Gedankensprung zu folgen und gleichzeitig ihren eigenen Faden nicht zu verlieren. Bevor Maya sie überfallen hatte, war sie tief in Gedanken versunken gewesen, um dabei die perfekten Worte zu finden, die sie ihren Eltern auftischen würde, um sich eine Erlaubnis zum Ausscheren zu sichern. Ihr Ziel war das alte Basaltwerk, das abseits der Route lag. Dort waren heute Eddie und Lara, Soros beste Freundinnen. Und die hatten einen guten Grund, nachts den Wald aufzusuchen. Nicht gegen böse Geister, sondern gegen böse Jäger wollten sie etwas unternehmen, nämlich gegen die Jäger, die wegen der Treibjagd im Wald unterwegs waren. Gemeinsam mit einem Haufen anderer Mitschüler. Was genau sie unternehmen wollten, das wusste Soro nicht. Eddie hatte ihr lediglich eine kryptische Nachricht geschrieben. »Basaltwerk tonight! Wird wild! Kindergarten war gestern. Du kommst – Ende!«

Bei genauerer Betrachtung könnte es sich auch schlicht um eine Party handeln. So ganz hatte sie das nicht verstanden, aber es war schwer anzunehmen, dass auch George mit dabei war. Was auch immer es genau werden würde, es klang nach einem wesentlich besseren Ort für eine Dreizehnjährige als der Marsch des Kindergartens.

»Dabei weiß ich gar nicht, ob Lodenklamotten so warm halten oder einfach nur schwer sind. Oder schwer aussehen. Aber für irgendwas

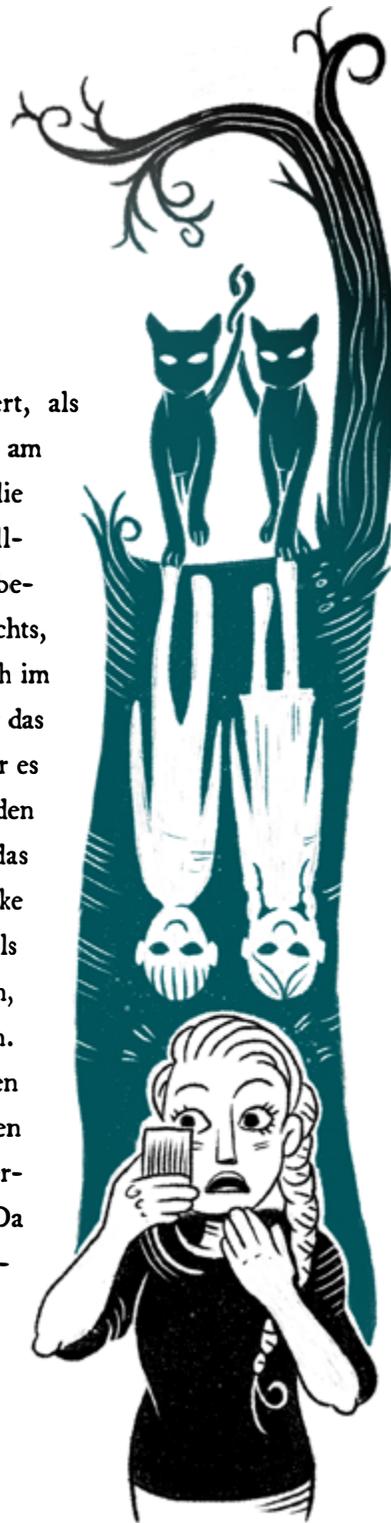
müssen sie ja gut sein, denn schön finde ich sie nicht. Obwohl die Karlotta, also der steht das schon, aber vielleicht auch nur, weil sie meistens so was Altmodisches trägt. Na ja, und Josef, der sieht eh aus wie sein eigener Opa in Klein.«

Jetzt fiel bei Soro der Groschen. »Du meinst die Walchs?« Natürlich meinte Maya die Walchs, die Zwillinge vom Bauernhof bei St. Trampolin. Karlotta und Josef. Die kannte in Buxstein jeder. Die beiden wirkten wie die bayerische Version dieser Gruselzwillinge aus dem Film mit dem Hotel, wo der Fahrstuhl voller Blut ist und über den hässlichen Teppich suppt. Man sah sie nie mit anderen Kindern reden, geschweige denn spielen. Aber jeder im Ort erzählte die schauerlichsten Geschichten über sie. Dass sie sich beispielsweise telepathisch miteinander unterhalten konnten und deswegen so wortkarg waren. Oder dass sie von all ihren Lehrern kleine Holzfiguren geschnitzt hatten, mit denen sie völlige Kontrolle über sie besaßen. Was ihre guten Noten erklären würde. Und dann hatte Kai aus der Neunten Soro erst kürzlich diese absolut verrückte Geschichte über Stella Dietz erzählt ...



Diese absolut verrückte Geschichte über Stella Dietz

Das war im letzten Winter passiert, als Stella bei einer Freundin, die am anderen Ende des Orts wohnt, die Zeit vergessen hat. Die beiden wollten gemeinsam Videos für ihren YouTube-Channel drehen (aus dem wurde dann aber nichts, weil die beiden, Stella und Camille, sich noch im Frühling miteinander verstritten hatten, aber das ist ja eigentlich auch egal), und plötzlich war es draußen schon dunkel. Stella hat daraufhin den Heimweg über den Stadtrand angetreten, das ging angeblich schneller. Auf halber Strecke löste sich einer ihrer Schnürsenkel, und als Stella sich hinkniete, um den Schuh zu binden, hörte sie Schritte über den Kies huschen. Alarmiert drehte sie sich um. Im funzeligen Licht der Straßenlaternen kniff sie die Augen zusammen, um in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Der Kiesweg war menschenleer. Da war nichts und niemand. Sicher nur ihre hervorragende Einbildung, redete Stella sich selbst ein, und setzte ihren Weg fort.



Total vernünftige Erklärung, aber so richtig überzeugt war Stella dann doch nicht. Ein paar Meter weiter blieb sie stehen und lauschte. Und tatsächlich: Wieder hörte sie scharrende Geräusche im Kies. Sie drehte sich blitzschnell um und sah: Nichts!

Das Herz hat ihr bis zum Scheitel geschlagen, wirklich! Entschlossen setzte sie ihren Weg fort und warf nach wenigen Schritten einen weiteren, schnellen Blick über ihre Schulter.

Da!

Diesmal konnte sie die Ursache der unheimlichen Schritte ausmachen. Zwei schwarze Katzen! Erschrocken, dass Stella sie entdeckt hatte, flitzten die Katzen ab in die Hecken am Wegrand. Stella war ziemlich erleichtert, hat erst mal kräftig durchgeatmet. Aber dann wurde ihr klar, was sie da verfolgte. Sie musste an alle möglichen Sagen und Legenden denken, bei denen schwarze Katzen nie ein gutes Zeichen sind. Vielleicht wollten die Miezen ihre Seele klauen oder so was. Egal. Sie hatte nun wohl ordentlich Schiss. Und was macht man, wenn man Schiss hat? Logo, man sendet einen Hilferuf aus. Am besten an die ganze Community. Mit einem spontanen Livestream!

Stella holte also ihr Handy aus der Hoodie-Tasche und filmte sich selbst: »Hallo, ich bin hier am Stadtrand von Buxstein und werde von zwei schwarzen Katzen verfolgt, kann mal jemand googeln, ob das der Teufel ist, oder so was, ich muss zusehen, dass ich hier schnell wegkomme.«

Und dann geschah es:

Ein gutes Stück hinter ihr begann es, wieder zu rascheln, diesmal aus den Brombeersträuchern, die entlang des schmalen Wegs wachsen. Im Selfie-Modus sah Stella, wie zwei Gestalten aus dem Gestrüpp hervorsprangen. Keine Katzen, sondern zwei Kinder. Zwei Kinder mit

ungewöhnlich alten Gesichtern für ihre knappe Statur. Sie schienen zu lächeln, aber nicht so auf die freundliche Art, und ihre Augen glühten grün. Im nächsten Moment rannten sie auf sie zu, ihre Arme hingen dabei an ihren Körpern wie leblose Würste, schlackerten an ihren Körpern wie Tentakel, und Stella stieß einen lauten Schrei aus und sprintete los. So gut das eben mit Flipflops geht. Also gar nicht.

Wer den Livestream verfolgte (und das war leider nur Camille, die die Geschichte als Einzige für wahr beschwört), sah in diesem Augenblick in rascher Abfolge Kiesweg, Nachthimmel und dann die nach dem Handy tastende Hand von Stella. Ächzend rappelte die sich auf, nachdem sie aus den eigenen Sandalen gestolpert war. Ihr verwirrtes Gesicht füllte den ganzen Screen, und noch bevor sie sich panisch nach ihren dämonischen Angreifern umgucken konnte, erschienen von links und von rechts jeweils eine schwarze Katze, die ihr schnurrend das Gesicht abschleckten. Danach, so Camille, war die Übertragung beendet. Stella war da bereits, nach eigenen Angaben, ohnmächtig geworden.

Andere, die behaupten, das Video gesehen zu haben, erzählen die Geschichte so, dass nicht die Katzen, sondern die Monsterkinder der Stella das Gesicht abschleckten und man seither nie wieder was von ihr gehört oder gesehen hatte. Das stimmt auch, zumindest was ihren YouTube-Kanal angeht. Denn seither hat Stella den Account gelöscht, weil ihre Eltern ihr das eh nicht erlaubt hatten. Manche behaupten, eine Kopie des Videos würde durch das Darknet geistern, aber das ist genauso ein Käse wie Stellas angebliches Verschwinden. Fest steht nur, dass sie und Camille seit Anfang des Jahres keine Freundinnen mehr sind. Und damit hatten die Walchs nun wirklich gar nichts zu tun. Wie schon gesagt, die Walchs waren ein gefundenes Fressen für gruselige Geschichten, aber Soro glaubte keine einzige davon.



»Ich glaube keine einzige der fiesen Geschichten über die Walchs«, stellte Maya fest und schob stoisch ihr Fahrrad. Im Gegensatz zu den Zwillingen war es Maya, die Soro manchmal unheimlich vorkam. Es war nicht das erste Mal, dass sie etwas aussprach, was Soro wenige Sekunden zuvor selbst gedacht hatte.

»Ich war ja in ihrer Klasse, bis letztes Jahr. Aber da waren sie eigentlich immer nett. Meistens still. Gesagt haben sie nicht viel. Komisch, manche Menschen reden vermutlich einfach nicht gern. So wie der Neue in deiner Klasse. Also, der andere Neue. Ich bin ja auch neu. Aber wir kennen uns ja. Kennst du den Neuen?«

»Emrah?«, klar kannte Soro den. Er guckte sie ja ständig so fragend an, als wollte er von ihr wissen, warum Wasser nass ist. »Och jo. Sind grad hergezogen, nicht?«

»Ja. Der ist auch heute hier. Hast du ihn gesehen? Er hat zwei Schwestern, und die Eltern sehen nett aus. Der Vater! Voll der Bart! Die Walchs sind ohne ihre Eltern da, seltsam, aber eigentlich so wie ich. Stell dir mal vor, du hättest schon mal woanders gewohnt als in Buxstein«, wechselte Maya das Thema. »Wäre das nicht super? Aber vielleicht auch nicht. Dann hättest du heute eventuell eine ganz andere Frisur. So verwirbelt. Wie dein Bruder.«

Soro unterdrückte ein Lachen mit einem weiteren »Hm-hm« und warf einen Blick zur Seite, um Theo durch die soeben von Maya erwähnten Haare zu wuscheln. Er hatte wirklich einen fürchterlich wuscheligen Wirbelkopf und mochte es seit letztem Monat überhaupt nicht mehr, wenn man ihm durchs Haar strich. Aber genau jetzt, in diesem Moment, war kein Wirbelkopf mehr neben Soro, und ihre Hand wuschelte ins Leere.



Besorgt schaute Soro sich um. Ihre Eltern hatten sich etwas weiter vorne bei Bekannten eingehakt, die sich gar nicht mehr einkriegen konnten über die Bratmüller-Kopf-Kronleuchter-Kombi. Aber auch da: kein Theo.

»Sag mal, hast du Theo irgendwo gesehen?«, fragte sie Maya, aber die schüttelte nur den Kopf. »Vermutlich trödelst er nur«, versuchte sich Soro selbst zu beruhigen. Aber da das nicht wirklich funktionierte, drehte sie auf dem Absatz um, ließ Maya mit einem »Aber ich guck besser mal« alleine ihr Rad schieben und schritt immer schnelleren Schrittes dem Strom der Umzugsteilnehmer entgegen. Wo war Theo?

Mit jeder Person, jedem Dreier- oder Zweiergrüppchen, das ihr ohne ihren Bruder entgegenkam, verspannte sich Soros Nacken immer mehr. Theo riss häufig aus, das war in der Familie schon längst zum Running Gag geworden. Wenn sie ins Freibad gingen, konnten sie ihn abends mit Sicherheit auf dem benachbarten Minigolfplatz einsammeln. Wenn sie hingegen einen Ausflug zum Minigolf machten, hörten sie irgendwann den Bademeister nebenan brüllen, der Junge mit dem Wuschelkopf solle sich gefälligst eine Badehose anziehen und vom Drei-Meter-Brett runterkommen. Nein, doch nicht so, über die Leiter! Gefolgt vom Gekreische irgendwelcher alter Herren und kleiner Mädchen. Ihre Eltern machten Theo nie einen Vorwurf für seine Alleingänge, aber hier, im Wald, in diesem Nebel, das war was anderes. Der Wald war riesengroß. Es war dunkel und neblig, und Theo könnte sich leicht verlaufen. Oder irgendwo verletzen. Alleine in der Wildnis verhungern und nie mehr nach Hause zurückkehren. Oder einer dieser Jäger könnte ihn mit einem Frischling verwechseln, oder ...

Soro wusste, dass sie übertrieb, aber wenn es um Theo ging, könnte sie manchmal nicht anders. Dann wollte sie die Wahrscheinlichkeit

herausfordern, dass er doch einfach nur am Trödeln gewesen war und ihr als Schlusslicht des Zuges entgegengedappelt kam. Das musste doch einfach der wahrscheinlichere Grund für sein plötzliches Verschwinden sein. Fast war sie am Ende des Zuges angelangt, und sie sah mit einem Blick, dass keiner der anderen Teilnehmer ihrem Bruder in seiner hellblauen Riesendaunenjacke auch nur im Entferntesten ähnlich sah. Unter ihnen war stattdessen Emrah, der sie schon wieder so anschaute, als wäre sie die letzte Butterbrezel beim Bäcker, während er feststellte, dass er sein Portemonnaie zu Hause vergessen hatte.

»Hey«, das kam einfach so aus Emmy raus, er wunderte sich selbst darüber. Soro warf ihm nur einen gestressten Blick zu und murmelte etwas Einsilbiges, was entweder auch »Hey« oder vielleicht »Ney« hätte heißen können. Sie stapfte an ihm vorbei, etwas weiter hinten blieb sie stehen. Emrah war ihr besorgter Blick, mit dem sie nun die Baumreihen absuchte, nicht entgangen. Er trottete noch kurz neben seinen Eltern her, die gerade damit beschäftigt waren, seinen Schwestern das blöde St.-Martins-Lied Wort für Wort zu erklären, dann schwenkte er um und joggte die paar Meter zurück zu dem Mädchen, das anscheinend Besseres zu tun hatte, als ihn wahrzunehmen.

Emmy räusperte sich erst, dann sagte er so lässig, wie es nur ging: »Also wenn du deinen Bruder suchst ...«, seine Stimme hatte sich nur einmal überschlagen. Der schräge Gesang und die Schritte des St.-Martins-Zugs entfernten sich, wurden immer leiser. Emrah meinte, spüren zu können, wie sich Soros Kopf zu ihm drehte. Ihre Augen durchbohrten ihn fragend. Dann folgte ihr Blick Emmys ausgestreckter Hand und schließlich seinem Finger, der mitten in das klaffende Nichts des nächtlichen Waldes zeigte, »... der ist vorhin dort reinspaziert.«



Kapitel 3

Soros plötzlicher Abgang machte Maya nicht viel aus. Es gab ja nicht immer was zu sagen, und manchmal hatte man einfach Besseres zu tun. Dennoch hätte sie gerne bei der Suche nach Soros Bruder geholfen. Sie fand die neue Klassenkameradin interessant. Sie behandelte alle gleich, nett und offen. Und während andere schon mal an Hausaufgaben, Klassenarbeiten oder den Mitschülern verzweifelten, strahlte Soro stets Ruhe und Zuversicht aus. Aber wenn Soro etwas anderes vorhatte, wollte sich Maya bestimmt nicht aufdrängen. Sie konnte es selbst überhaupt nicht leiden, wenn sich andere in ihre Angelegenheiten einmischten. Und da ihr in diesem Moment auffiel, dass ihr Mega-Lampion, der Luminator, noch gar nicht erleuchtet war, war sie froh, ihr eigenes kleines Problemchen nun in Ruhe, ohne neugierige Augen, angehen zu können. Sie ließ den eigens ausgedachten Namen für die von Sekundenkleber und Drähten zusammengehaltene Linsen-Kugel genüsslich auf ihrer Zunge hin und her rollen: Luminator! Ja, das klang doch eindeutig passender als beispielsweise Lampion aus Glas mit ziemlich viel Sekundenkleber und Drähten.

Die meisten der geschliffenen Linsen hatte ihr Frau Rodenbach, die nette, neue Mathe-Lehrerin, die auch Physik unterrichtete, besorgt. Oder viel mehr, geliehen. Aus Schulbeständen sozusagen, Anschauungsobjekte für den Unterricht der Optik-Lehre. Ein paar kleiner Brillen-

lengläser aus Familien- und Nachbarsbestand schlossen die Lücken zu den dicken Fotolinsen und denen aus Opas Fernrohr, die Papa ihr geschenkt hatte.

Die Kugel war eigentlich wie ein Ball, also, wie ein Fußball. Doch statt der Lederwaben waren es eben geschliffene Gläser, die das Licht der Kerze bündeln und verstärken würden.

Maya war überzeugt, dass ihre Erfindung ein leuchtendes Spektakel abgeben und mit Sicherheit für jede Menge Begeisterung, vor allem bei den anderen Kindern, sorgen würde. Dummerweise zickte das Feuerzeug, das sie aus der Küchenschublade geliehen hatte. Ein paar kleine Funken, mehr konnte das geriffelte Rädchen aus dem kleinen Feuerstein nicht rausschlagen.

Dabei wäre jetzt genau der richtige Zeitpunkt zum Entfachen ihrer Lichtsensation gewesen. Gerade hatte der Zug die Hagebuttenhecke passiert, und St. Martin würde gleich stehen bleiben, um seine Geschichte zu erzählen. Gab es einen besseren Moment, um ein nie da gewesenes Lichtspektakel zu zünden, mit einer Laterne, die in die Geschichte der Feiertagserfindungen eingehen würde? Hoffentlich, dachte Maya. Denn wenn das Feuerzeug nicht bald eine Flamme hergab, könnte sie sich diesen Moment erst mal abschminken.

War sie eben noch nah der Spitze des Zugs gewesen, bildete Maya bald das Schlusslicht. Ha. Von wegen Licht, rein gar nichts brannte da auf. Sie war kurz davor, umzudrehen und nach Hause zu radeln, als ...

Endlich! Aus den letzten Tropfen Flüssiggas entstand vor Mayas Augen eine kleine, wackelige Flamme. Langsam und vorsichtig versuchte sie mit ruhiger Hand das Feuer an das Teelicht heranzuführen, das im Luminator geduldig auf Erleuchtung wartete. Das war gar nicht

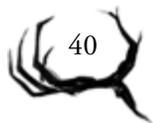
so einfach, denn mit der einen Hand musste sie die Linsenkugel ruhig und mit der anderen das nicht gerade leichte Fahrrad in Balance halten. Sie verfluchte die Erfinder der Teelichter, vermutlich irgendwelche längst verstorbenen Liebhaber von warmen Getränken, die den Docht der Kerze einfach zu kurz gedacht hatten. Die Feuerzeugflamme wurde immer schwächer, kämpfte sich durch die dünne Wachsschicht auf dem Docht, der schließlich das Feuer annahm, und ...

Isa-Lena pustete in das merkwürdige Gebilde, dass die Kleine mit der großen Brille an einen Stock gebunden hatte. Sie fischte dem Mädchen das Feuerzeug aus den Fingern und sah das Gör tadelnd an, wohl wissend, dass sie nur Unverständnis ernten würde.

»Keine offenen Flammen, Madame«, befahl die Kindergärtnerin, laut genug, dass es auch ein paar Leute mitbekamen. Sollte bloß niemand auf die Idee kommen, es der Mini-Querulantin gleichzutun. Bisher hatte doch alles so gut geklappt, keiner hatte gegen die LEDs protestiert. Sogar die eigenwilligen Walch-Zwillinge hatten nach einer kurzen, verzagten Diskussion ihre Teelichter mit besorgtem Blick abgegeben. Aber irgendjemand musste ja immer aus der Reihe tanzen.

»Hä?«, Maya war fast sprachlos. Immerhin, »Hä« war vielleicht nicht sonderlich beeindruckend, fasste aber sowohl ihre Überraschung, ihr Befinden und die Nachfrage, was sich die Tante da erlaubte, ganz gut zusammen.

»Hier«, die Vernichterin der Flamme überreichte ihr etwas, was zwar wie ein Teelicht aussah, sich aber null so anfühlte. Ein Plastikteil, und Maya meinte, einen kleinen Schalter am Boden des Fake-Teelichts zu ertasten. Sie drückte den Knopf, und das, was wie eine durchsichtige



Sahnehaube aussah, wurde von innen erleuchtet. Dieses Glimmern war mit Sicherheit das kümmerlichste Licht, das Maya je gesehen hatte. Da war ja selbst ihr Kinder-Nachtlicht in der Steckdose heller gewesen.

Sie zog die linke Hälfte ihrer Oberlippe und ihre rechte Augenbraue hoch. Die große Frau mit dem geflochtenen Zopf und der Latzhose schnappte sich Mayas echtes Teelicht, ließ es kurz in ihrer Hand hüpfen und ballte dann die Faust darum.

»Wird gleich heller!« Mit diesen Worten verschwand sie wieder zur Spitze des Zugs.

Maya schaltete das falsche Teelicht an und aus, während die anderen Laternegeher im Nebel verschwanden. Sie kniff die Augen zusammen, sodass sie nur die schwach schimmernden bunten Lichtflecken der zahlreichen Lampions sah.

»Brenne auf mein Licht, brenne auf meine Licht, aber nur meine liebe Laterne nicht. Lateeeerne, Lateeeerne«, krächte es aus allen Hälsen.

»Ja, genau«, dachte Maya und ließ das neue Teelicht in ihren Lampion plumpsen. Geduldig wartete sie darauf, dass sich das Versprechen der gemeinen Feuergegnerin erfüllte. Aber wie viel Geduld war da angemessen? Der Zug entfernte sich weiter, um die Ecke lag die Hagebuttenhecke, es wurde immer dunkler und nebliger und ... Sekunden, die wie Minuten waren, verstrichen und die Leuchtkraft des Energiesparenden Teils erwies sich weiterhin als absolut lächerlich und so schwach, dass sie gerade mal ausreichte, um Mayas Laterne im Inneren zu erhellen. Durch die Linsen selbst drang rein gar nichts. Das Ganze war einfach für die Füße.

Enttäuscht stieg sie aufs Fahrrad, legte den Luminator über ihre Schulter und trat in die Pedale Richtung Umzug. Wenn sie schon nicht ihre neue Lichtsensation vorführen konnte, dann wollte sie jetzt wenig-



tens eine gute Zeit haben. Vielleicht hatte Soro ja inzwischen ihren Bruder gefunden, oder sie konnte ein wenig mit Emrah quatschen, ihn besser kennenlernen. Maya fuhr am gesamten Zug vorbei, scannte alle Teilnehmer nach ihren Klassenfreunden ab und stellte verwundert fest, dass keiner von beiden, ja noch nicht mal die Walch-Zwillinge unter den Teilnehmern waren. Sie schlug eine scharfe Kurve um den St. Martin hoch zu Roß, erntete dafür ein paar entrüstete Eltern-Schnaufer und strampelte noch einmal die gesamte Menschenkette ab, in der Hoffnung, die vertrauten Gesichter zu sehen. Als sie das Ende des Zugs erreichte, bestätigte sich ihr Verdacht. Soro, Emrah und die Walchs waren wie vom Erdboden verschluckt. Und dann bemerkte sie noch etwas.

Der Nebel, der vor wenigen Minuten noch in den Tiefen des Waldes zu stecken schien, hatte sich bis an den Gehweg vorgewagt. Sie hätte sich täuschen können, aber aus den Augenwinkeln sah es so aus, als würde der weiße Dunst langsam über die Böschung kriechen, sich neugierig mit seinen vielen langen weißen Fingern vorantasten. Wenn die anderen Kinder nicht Teil der Umzugsgesellschaft waren, dann lag es nah, dass sie sich vielleicht in diesem Nebel...

Maya schaute zu den Baumspitzen hinauf. Sie hoffte völlig irrational, dort auf den Ästen zwei schwarze Eulen oder zwei schwarze Wildschweine zu erspähen, um wenigstens das Verschwinden der Walchs erklären zu können, aber... außer den Schattenrissen der Baumkronen, dem immer dichter werdenden Nebel und einem ungewöhnlich großen Vollmond, der den Buxkopf mit seinem fahlen Licht beleuchtete, war im Wald heute nichts zu entdecken.

Während sie so in den Nachthimmel schaute, geriet Maya ins Grübeln. Sollte sie Soros Eltern informieren? Oder die Familie von Emrah? Oder nach Hause fahren und die spannende Doku über den Schach-



computer Deep Blue schauen, statt dieses enttäuschende St. Martin weiterzubegleiten? Enttäuschend. Ja, anders konnte man das nicht nennen. Sie hatte sich das ganz anders vorgestellt. Vor ihrem geistigen Auge hatte sie sich an der Spitze des Zugs gesehen, auf Schnellfuß, ihrem Superbike mit den schlanken 13 Gängen, dem dicken Hinterrad und dem Elektro-Swutsch, der für Rückenwind und Erholungspausen im Sattel sorgte und dem (zugegeben noch ungetesteten) Wahnsinnsturbo-Modus. Wie eine moderne Santa Martina auf zwei Rädern (»Nichts gegen Juliane«, dachte Maya, »aber Fahrräder sind einfach cooler als Pferde. Sie riechen auch besser.«). Sie hätte den Luminator in die Höhe gereckt, ein spektrales Spektakel für Jung und Alt. Und eine neue Ära der Laternen-Kultur wäre angebrochen!

Die Erinnerung an diese Vorstellung versöhnte Maya augenblicklich mit der Realität. Eigentlich war es immer so, dass die Zeit, die sie mit der Umsetzung ihrer Ideen verbrachte, die beste war.

Aus diesen Gedanken schöpfte Maya neuen Schwung. Sie konnte ja immer noch Schnellfuss ausführen und den Buxsteinern ihr fantastisches Fahrrad vorführen. Das war allemal noch drin. Und noch etwas begann sie zu locken: Diese Veranstaltung mit ihrem schief-quietschigen »Gesang« aus hundert Kleinkindkehlen stellte DIE Gelegenheit für Maya dar, ihr viertliebstes Hobby ungestraft ausleben zu können: aus vollem Halse zu singen. Ungestraft deswegen, weil Maya zwar gerne sang, ihr dazu aber jegliches Talent fehlte. Sie traf keinen einzigen richtigen Ton. Aus Rücksicht auf ihre Eltern verzichtete sie zu Hause deswegen auf volle Lautstärke, wenn sie mal singen musste, was allerdings gleichzeitig weniger Spaß an der Sache bedeutete. Hier jedoch schien alles erlaubt. Sie hörte es aus der Ferne, wie die Kinder und die Eltern sich die Kehlen wund krächzten, schief und falsch, laut und begeistert,



Sonne, Mond und Sterne. – Luminator hin oder her, das war ihre Feier, da musste sie dabei sein.

Kühn und ungeduldig stieg sie auf den Sattel. Die Prozession musste gleich bei der Hagebuttenhecke ankommen, von wo aus der Weg den Berghang hinunter in die Altstadt gehen würde. Es galt, jede Sekunde des befreiten Singens mitzunehmen, in der Masse der Krakeeler mitzuschwimmen und diese Gelegenheit nicht zu ver-rabimmel-rabammel-rabummeln. Tempo musste her. Durch den Nebel konnte Maya nicht ausmachen, wie weit sie von den anderen noch entfernt war. Sie beschloss, zwei Gänge höher zu schalten. In dem Moment erwischte ein Schlagloch das Vorderrad, und durch die unerwartete Unebenheit landete Mayas Daumen auf dem Knopf, den sie sich seit ihrer ersten Testfahrt nicht getraut hatte zu drücken. Das Wort WAHN-SINNSTURBO erschien leuchtend auf dem mit Gaffer befestigten Display und ließ Maya gerade Zeit, ihre Fäuste um die Griffe zu ballen, um nicht rückwärts aus dem Sattel zu kippen. Schnellfuss stellte sich auf das durchdrehende Hinterrad, wie ein Pferd bei einer Pesade. Maya warf sich mit ihrem gesamten Gewicht auf den Lenker, um das Vorderrad wieder auf den Boden zu kriegen. Kaum hatte dies die Erde berührt, flog es geradezu los und pflügte eine tiefe Schneise in den bekieselten Waldboden. Maya hatte die Kontrolle verloren. Sie sauste die Böschung Richtung Tal runter, weg vom Umzug, direkt in die weiße Wand, die alles umgab, nicht preisgab, was sie verbarg und Maya samt Rad und Laterne wortlos verschluckte.

Im selben Moment erreichte der Zug die Hagebuttenhecke. Der neuen Route folgend würde er gleich rechts abbiegen, auf den Konfirmandenpfad, von dem aus man an klaren Tagen und Nächten einen tollen



Blick auf die Altstadt von Buxstein hatte. Auch heute, denn der Nebel, der sich über den Berg ausbreitete, hatte sich noch nicht ins Tal gewagt. Das Mondlicht fiel sanft auf die Dächer im Tal, warmes Licht schien gemütlich aus den Fenstern der Wohnzimmer und Küchen. Es machte tatsächlich den Anschein, als würde der Nebel einer unsichtbaren Grenze gehorchen und das Städtchen meiden.

Alle Augen richteten sich auf Tommy »St. Martin« Caruso. An dieser Station wurde für gewöhnlich die Geschichte des späteren Heiligen erzählt, wie er mit dem frierenden, nackten Bettler seinen Umhang teilte, und so zu Ruhm und Namenstag gekommen war. Aber gerade als Tommy den sorgsam auswendig gelernten Text aufsagen wollte, stellte er fest, dass irgendwas nicht stimmte.

»Sankt Martin war der dritte Bischof...«, begann er, doch dann verloren sich sein Blick und seine Gedanken in der blassen Leere des Nebels.

In der Gruppe machte sich Unruhe breit. Was war da vorne los? Warum ging es nicht weiter? Ein paar Kinder zupften an den Jacken ihrer Eltern, andere rückten enger an ihre gleichaltrigen Freunde heran. Etwas lag in der Luft, das spürten auch die Erwachsenen. Eine gespenstische Stille umschloss sie, nur das Schnauben von Juliane und das Scharren ihrer Hufe war zu hören.

Kaum wahrnehmbar strich ein kalter Windstoß über die Köpfe der Versammelten. Er trug einen leisen, aber eindringlich schaurigen Gesang mit sich, der alle unbewusst näher zusammenrücken ließ.

Tommy hatte die Brise auch gespürt. Sie weckte ihn aus dem hypnotischen Bann des Nebels, gerade rechtzeitig, um die Zügel von Juliane festzuhalten, die mit einem ängstlichen Wiehern ein paar Schritte rückwärtsstob. Er streichelte seine Stute am Hals, um sie zu beruhigen. Dabei wurde ihm selbst gerade dermaßen mulmig zumute, dass



er am liebsten davongaloppiert wäre. Er schaute hoch. Und wirklich. Da stand doch eine Person, nur wenige Meter entfernt, im Nebel. Wartend, regungslos und unheimlich.

Die Erwachsenen in den ersten Reihen sahen es auch. Da war jemand. Jemand, der sie beobachtete. Die Gestalt hatte den Umriss und die Größe eines Menschen, so viel war zu erkennen. Tommy stockte der Atem, als das Wesen begann, sich zu bewegen, und langsam aus dem Nebel heraustrat.

Isa-Lena atmete erleichtert auf, als sie meinte, in der unheimlichen Erscheinung im Nebel ihre Kollegin Kati Schürer zu erkennen. Sie trug die gleiche Jeansjacke, die gleiche Hose und das gleiche Paar Wanderstiefel, in denen sie Kati vorhin noch gesehen hatte. Gerade wollte sie auf sie zugehen und ihr mal unauffällig die Meinung geigen, wieso sie einfach so verschwunden war, und wo, bitte schön, war sie überhaupt gewesen? Aber etwas hielt sie davon ab, irgendetwas stimmte nicht. Das Bild schien falsch, irgendwie verzerrt, als würde es sich um eine Imitation ihrer Freundin handeln.

Haut und Haar dieser Erscheinung umwob ein sanfter, unnatürlich blauer Schimmer. Mit ihren leeren Pupillen, deren blinder Blick sich direkt in jeden einzelnen der Buxsteiner bohrte, und ihren ungelassenen, ja unnatürlichen Bewegungen, wirkte sie nicht wirklich wie der Mensch Kati Schürer. Sie wirkte leer. Vershoben. Viel mehr wie ihr Geist.



Kapitel 4

Aus Gründen, für die Emrah sich im Moment keine gute und auch nicht die offensichtliche Erklärung eingestehen wollte, war er Soro einfach in den Wald gefolgt. Es war nicht zu übersehen, dass sie besorgt war. Sie erreichten die Baumlinie wo Emmy ihren kleinen Bruder zuletzt gesehen hatte, und Soro schien für einen Moment zu zögern. Ein heller Lichtkegel erschien, zunächst vor ihren Füßen, dann huschte das Licht über die Baumstämme und verdrängte die Dunkelheit. Soro hatte keineswegs gezögert, sondern nur kurz ihr Handy aus der Tasche gefischt, bevor sie flink die kleine Böschung hinauf in den Wald kletterte. Die Taschenlampenfunktion war viel heller, als ihre beiden Laternen. Emrah folgte ihr und sprang über eine große Wurzel. Soro legte ein ganz schönes Tempo an den Tag. Der Boden hier war viel weicher als auf dem Pfad, gab bei jedem Schritt etwas nach und verlieh Emmy das Gefühl, auf etwas Lebendigem herumzuwandern. Vorsichtig stakste er Soro hinterher.

»Du musst nicht mitkommen. Geh mal lieber wieder zurück zu deiner Familie.« Emrah dachte gar nicht daran. Er entspernte sein Telefon und aktivierte die Taschenlampe.

»Die kommen schon ohne mich klar«, Emrah gab sich mutig, bemühte sich aber, seinen Blick auf Soro zu fixieren, anstatt ihn ins dunkle Nichts wandern zu lassen, in dem seine Fantasie bestimmt gleich die übelsten Dinge entdecken würde.



»Außerdem«, er erhob seine Stimme, das Laub unter ihren Turnschuhen raschelte immer lauter, und Soro wurde immer schneller, »kann eine zusätzliche Taschenlampe ja nicht schaden, oder?«

»Ich kenne den Weg fast blind«, ließ sie ihn wissen.

»Wo willst du ... ich meine, wo ist dein Bruder überhaupt hin?«

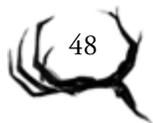
»Zur Lindenmühle.« Emrah schwieg. Schon wieder war er der Neue, selbst in einem ganz normalen Wald. Bis vor Kurzem hatte er in Hannover gewohnt. Da kannte er jede Ecke, und das war ja eine richtige Stadt. Buxstein hingegen ein ziemliches Kaff, aber bis auf die Schule und den Ortskern mit den Geschäften war ihm alles noch ziemlich fremd. Hannover hatte sogar einen richtigen Stadtwald, und auch da wusste er genau, welchen Weg er einschlagen musste, wenn er nach Steuerndieb, zum Ententeich oder zum Teufelsbad wollte. Zumindest wusste er es tagsüber. Nachts war er noch nie in der Eilenriede unterwegs gewesen. Schon gar nicht ohne seine Eltern.

»Das ist keine richtige Mühle, also, schon lange nicht mehr«, sagte Soro, und Emrah war froh, dass sie sein Schweigen brach. »Viel mehr ein kleiner Bach, oder na ja, du wirst es ja gleich selbst sehen.« Also hatte sie nichts mehr dagegen, dass er sie begleitete.

»Was will dein Bruder denn dort?«

»Er hat den ganzen Sommer über da gespielt, eigentlich auch schon letztes Jahr.« Ihr Weg abseits des Pfades ging steil bergauf. Emrah sah nichts außer ihren beiden Lampions und den Lichtkreisen der Handyscheinwerfer, die ein Eigenleben zu führen schienen. Seine Beine wurden langsam schwer, und er hoffte, dass es nicht mehr weit sein würde.

»Meistens ist er mit seinem Freund Philo dorthin, aber wenn der nicht konnte, war ich dazu verdonnert, ihn zur Mühle zu begleiten.«



Sehr interessant, dachte Emrah und hätte es beinahe laut gesagt. Er war im selben Moment froh, dass er es nicht getan hatte. Das würde doch total bescheuert klingen, und Soro würde denken, was ist denn das für ein Horst. Aber es stimmte einfach. Er fand alles interessant, was sie erzählte.

»Was kann man denn an einer Mühle, die keine Mühle ist, sondern ein Bach, überhaupt spielen?«

»Du hast doch auch jüngere Geschwister«, stellte Soro fest.

»Öh ... ja«, bestätigte Emrah.

»Was spielen deine Schwestern denn so?«

Emmy musste nicht lange nachdenken. »Hatti spielt am liebsten Supermarkt. Nicht nur in ihrem Zimmer. Manchmal klebt sie in der ganzen Wohnung an alles Preisschilder. Dilek hält sich für meinen Vater und hat sich aus einer alten Schreibmaschine und 'nem Röhrenfernseher einen Computer gebastelt.«

»Na ja, siehste«, schnaufte Soro und blieb für einen Moment stehen, um Atem zu schöpfen. Sie leuchtete einmal um sich herum, um sicherzugehen, dass sie auf dem richtigen Weg waren, dann setzte sie ihren Marsch fort. »Und mein Bruder hält sich halt für einen Biber.«

»Dabei sieht er eher aus wie ein ... ein Wiedehopf«, bemerkte Emmy auf Theos Haarpracht anspielend. Er stellte fest, dass er ein wenig neidisch auf dieses Sommererlebnis der beiden Geschwister war, und versuchte, das unguete Gefühl mit etwas Humor zu überspielen.

»Wie ein was?«, Soro lachte überrascht auf.

»Ein Wiedehopf. Dieser seltsame Vogel ... der so aussieht wie dein Bruder«, Soros Lachen tat ihm gut, er spürte, wie er sich etwas entspannen konnte. Sie dachte an Theos wilde Mähne. »Stimmt«, gab sie zu und fuhr fort, von ihren Ferien zu erzählen. »Aber ehrlich, das war



auch ganz schön langweilig. Theo lässt sich nicht gerne helfen, er versinkt dann einfach in seiner Welt. Ich hab 'ne Menge Bücher gelesen, während er sich von oben bis unten vollgematscht hat.«

Dem hatte Emmy außer einem »Aha« nicht viel beizufügen. Er war etwas außer Puste und sich nicht sicher, ob jetzt ein guter Zeitpunkt war, nach ihrem Lieblingsbuch zu fragen. Vielleicht hielt Soro das ja für einen verschwendeten Sommer, dennoch klang das immer noch besser als seine blöden Ferien, die er mit dem dämlichen Umzug verbracht hatte.

»Ich hätte natürlich viel lieber was anderes gemacht«, fuhr Soro fort. »Mit meinen Freundinnen, weißt du? Eddie und Lara sind zwar in einer anderen Klasse als wir, aber die kenn ich seit dem Kindergarten. Wir sind so was, wie ... wie ...«

»...eine Bande?«, schlug Emmy vor.

»Ja, vielleicht.« Soro dachte einen Moment nach. »Jedenfalls haben wir immer eine Menge Scheiß zusammen angestellt. Im Sommer habe ich sie fast gar nicht gesehen, wegen Theo.«

»Verstehe.« Emrah dachte an Avid, Henry und Diego, seine Freunde aus Hannover. Wie lange war es her, dass er sie zuletzt gesehen hatte? Drei Monate? Vier? So wie es sich anfühlte, musste es sich bereits um Jahre handeln.

»Die sind heute beim Basaltwerk, wegen der Treibjagd. Hast du davon gehört? Die Leute aus dem Dürichweg haben sich beschwert, über Wildschweine und so. Die haben den Garten umgegraben und ihre Walnüsse weggefressen. Jedenfalls«, jetzt begann auch Soro etwas zu keuchen, sie wanderten schnurstracks den Berg hinauf, »wollen da ein paar von den älteren wohl eine Protestaktion machen, die Jäger stören. Was gegen die Tierquäler unternehmen. Was Sinnvolleres als ... als das hier. Puh.«



Soro sprach nicht weiter. Emrah merkte, dass sie viel lieber dort bei ihren Freundinnen gewesen wäre als mit ihren Eltern auf dem St.-Martins-Latsch. Oder mit ihm, mitten im Wald, als Rescue-Team ihres kleinen Bruders. Dem ging es vermutlich prächtig, und er hatte, wie Soro vermutete, alles um sich herum vergessen. Wahrscheinlich auch, dass es nun wirklich schweinedunkel geworden und jeder Wald nachts nichts anderes als unheimlich war.

»Weißt du ...«, Emrah fand die Stille und das raschelnde Laub fürchterlich creepy und schnitt geschwind ein neues Thema an. »Wir sind den Sommer über einfach nur umgezogen. Das war richtiger Mist. Ich musste alle meine Sachen in Kartons einpacken und mich daran gewöhnen, meine Freunde nicht mehr jeden Tag sehen zu können.« Vielleicht nie wieder, setzte er in Gedanken nach.

»Warum seid ihr denn umgezogen? Buxstein ist doch total öde.«

»Meine Mutter hat hier 'nen neuen Job. Im Rathaus. Sie ist ganz begeistert von eurem Buxstein. Hat mir versichert, ich würde es hier richtig toll finden.«

»Und? Wie ist es so für dich hier?«, Soros Frage klang überhaupt nicht ironisch oder sarkastisch, sondern einfach nur neugierig.

Emrah erinnerte sich daran, wie er sich gefühlt hatte, nachdem die Umzugsleute die letzte Kiste in sein Zimmer gestellt hatten. Lustlos hatte er begonnen, einen Karton mit Klamotten auszupacken. Es hatte sich so sinnlos angefühlt. Klar, da waren seine alten Möbel, sein Bett, sein Schreibtisch, sein Computer, aber die leeren Regale glotzten ihn ratlos an, ebenso die kahlen Wände. Sie wussten nichts mit ihm anzufangen und er nichts mit ihnen. Das Zimmer, die Möbel und er waren sich einig: Hier war er nicht zu Hause. Seitdem warteten seine Eltern geduldig darauf, dass er die weiteren Kartons auspackte, aber jedes



Mal, wenn er es probierte, holte ihn die Erinnerung an seine Freunde und die Nachbarschaft in Hannover ein, und er fühlte sich einfach nur total leer und traurig. Er ärgerte sich, dass ihn dieses Gefühl jetzt wieder einholte, ausgerechnet, als er wirklich etwas Aufregendes erlebte. Er beschloss, sich von jetzt an nur genau darauf zu konzentrieren. »Nicht ganz unspannend«, gab er zu.

Wenige Meter später blieb Soro stehen.

»Machst du dein Licht aus? Wir sind gleich da«, erklärte sie.

»Meinst du nicht, dass wir deinen Bruder mit dem Licht besser sehen können?«

»Mit den Handys können wir genau so weit sehen, wie die Dinger leuchten.«

»Und?« Das wäre doch kein schlechter Start, dachte Emmy.

»Alter Pfadfinderinnentrick. Wenn wir unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnen, sehen wir den ganzen Wald, und da du noch nie hier an der Mühle warst... Na ja, wirst ja sehen«, sie boxte ihn sanft mit der Faust in den Bauch.

Beide schalteten die Taschenlampenfunktion aus und blieben für ein paar Momente stehen. Nur die Laternen glommen noch schwach. Tatsächlich, nach und nach erkannte Emmy immer mehr um ihn herum. Aus der schwarzen Leinwand vor seinen Augen traten die Konturen der Bäume hervor, bald erkannte er auch Äste und Büsche und... Nebelschwaden.

»Let's go!« Soro ging voran und sah zum Glück nicht, wie Emrah beinahe über seine eigenen Beine stolperte, als er ihr folgen wollte. Ein kleiner Knuff von Soro, und seine Beine waren zerkochte Spaghetti geworden.



»Da sind wir«, Soro blieb stehen. Bislang war es unerbittlich bergauf gegangen, nun schauten sie von einer Anhöhe hinab in eine Art Schlucht, einen Graben, der mitten im Wald eine Lichtung schlug. Emrah vergaß fast, zu atmen. In dem Graben stand ein einzelner Baum, eine mächtige Linde, die wohl uralt sein musste.

Die Linde sah kräftig aus, Wölbungen wie von Muskeln ragten entlang des Stammes hervor, und die kahlen Äste wuchsen in einer dichten Krone zusammen.

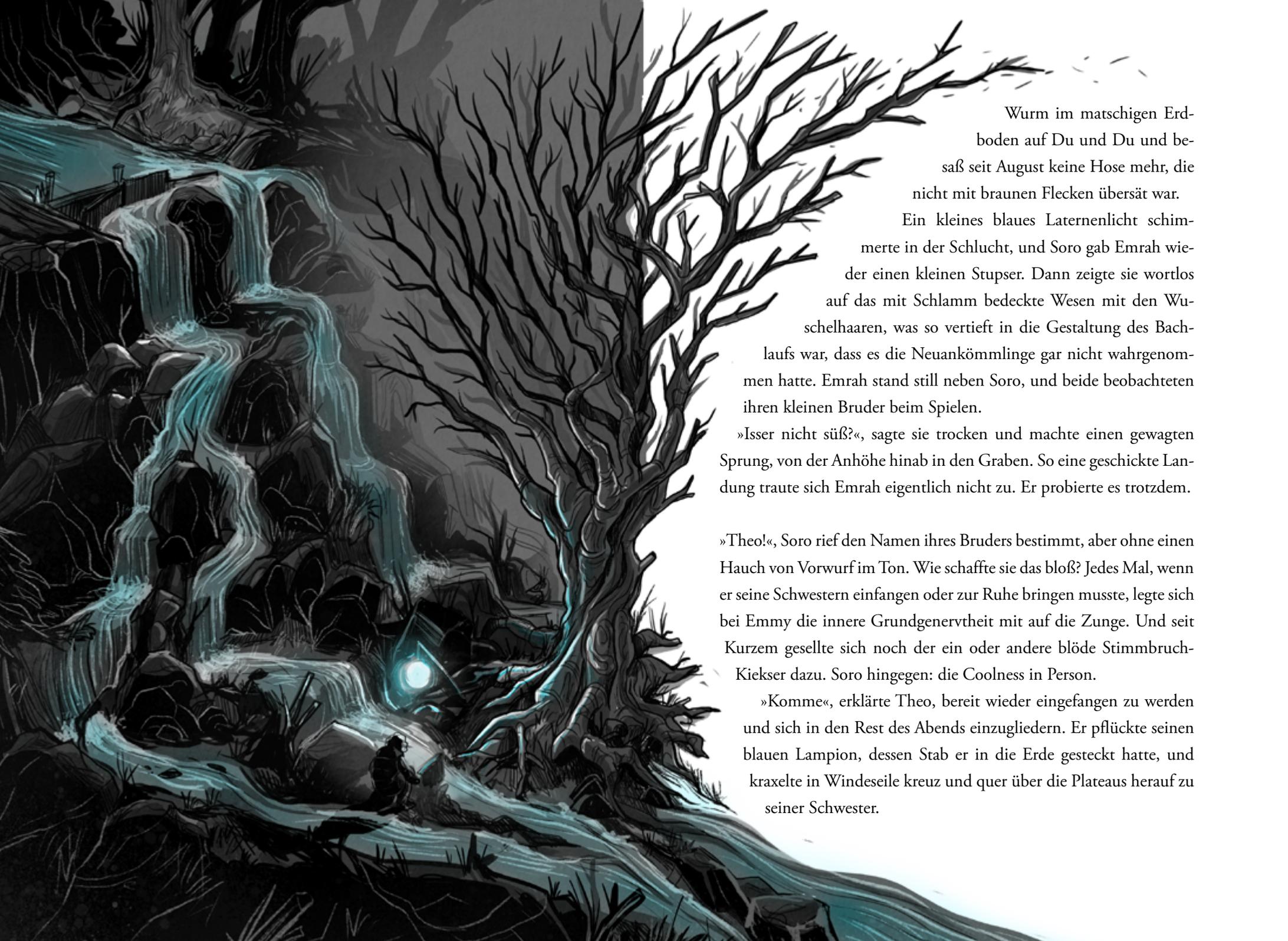
Emmy senkte den Blick und sah, dass um den Baum herum lauter kleiner Plateaus unterschiedlicher Höhe die Schlucht füllten. Ein leise plätschernder Bach bahnte sich seinen Weg. In lauter winzigen Wasserfällen floss er im Zickzack über die einzelnen kleinen Terrassen. Mondlicht spiegelte sich im Wasser. Emrah bemerkte jetzt erst das Fehlen des Nebels. Es sah aus wie in einem Fantasy-Videospiel, nur eine Tanzgesellschaft von Glühwürmchen fehlte, um das Bild perfekt zu machen.

Ein Seufzer entfuhr ihm. Im Sommer müsste das ein geradezu magischer Ort sein.

Emrahs Seufzer war Soro nicht entgangen. Aus den Augenwinkeln konnte sie an seinem Blick erkennen, was ihm gerade durch den Kopf ging. Und ja, die Lindenmühle kennenzulernen, war schon beeindruckend.

Es war lange her, dass ihre Eltern ihr diesen Ort gezeigt hatten. Selbst der Tag, als sie Theo das erste Mal mit hierhergenommen hatte, schien weit in der Vergangenheit zu liegen. Für sie war der Ort nichts Besonderes mehr, dank Theos Dammbauten diesen Sommer eher ein zweites Wohnzimmer. Für Theo sicherlich das erste. Er war wie besessen davon, kleine Stauseen auf den Terrassen zu konstruieren, war mit jedem





Wurm im matschigen Erdboden auf Du und Du und besaß seit August keine Hose mehr, die nicht mit braunen Flecken übersät war.

Ein kleines blaues Laternenlicht schimmerte in der Schlucht, und Soro gab Emrah wieder einen kleinen Stupser. Dann zeigte sie wortlos auf das mit Schlamm bedeckte Wesen mit den Wuschelhaaren, was so vertieft in die Gestaltung des Bachlaufs war, dass es die Neuankömmlinge gar nicht wahrgenommen hatte. Emrah stand still neben Soro, und beide beobachteten ihren kleinen Bruder beim Spielen.

»Isser nicht süß?«, sagte sie trocken und machte einen gewagten Sprung, von der Anhöhe hinab in den Graben. So eine geschickte Landung traute sich Emrah eigentlich nicht zu. Er probierte es trotzdem.

»Theo!«, Soro rief den Namen ihres Bruders bestimmt, aber ohne einen Hauch von Vorwurf im Ton. Wie schaffte sie das bloß? Jedes Mal, wenn er seine Schwestern einfangen oder zur Ruhe bringen musste, legte sich bei Emmy die innere Grundgenervtheit mit auf die Zunge. Und seit Kurzem gesellte sich noch der ein oder andere blöde Stimmbruch-Kiekser dazu. Soro hingegen: die Coolness in Person.

»Komme«, erklärte Theo, bereit wieder eingefangen zu werden und sich in den Rest des Abends einzugliedern. Er pflückte seinen blauen Lampion, dessen Stab er in die Erde gesteckt hatte, und kraxelte in Windeseile kreuz und quer über die Plateaus herauf zu seiner Schwester.

»Halt mal«, er drückte ihr die Laterne in die Hand, wischte sich seine Hände an den Knien ab und verteilte damit noch mehr Dreck auf der Hose. Soro nutzte die Gelegenheit, ihm ordentlich die Haare zu verwuscheln. Dann legte sie ihren Arm um seine Schultern und führte den kleinen Kerl aus der Schlucht heraus.

»Hallo«, sagte Theo, als er an Emrah vorbeiging, Soro zuckte nur mit den Schultern. Kein Drama, kein Gezeter. Emrah staunte noch einmal und folgte den beiden Geschwistern, ihrem vertrauten Gespräch lachend.

»Und? Gut vorangekommen?« Theo nickte auf Soro Frage hin.

»Ja, nur ein wenig Instandhaltungsarbeit. Und das Gerüst für den Aquädukt angefangen. Du, Soro? Meinst du, wir haben zu Hause noch irgendwo 'ne Regenrinne, die wir nicht brauchen.«

»Weiß nicht.«

»Das wäre ie-dial, weißt du?«

»Weiß ich.« Soro zwinkerte Emrah zu. Zaghaft entstand ein zuversichtliches Lächeln um Emrahs Mund, und sein rechtes Augenlid, dieses Teufelsding, zwinkerte einfach so zurück.

Emmy versuchte, den gemeinsamen Abstieg mit den Geschwistern, so gut es ging, zu genießen. Im Gegensatz zum Aufstieg erschien ihm der Weg durchs Unterholz nun gar nicht mehr so steil, und dass er an diesem Abend ein kleines Abenteuer mit Sofie-Rosine Bratmüller erleben würde, hätte er niemals gewagt, sich zu erhoffen. Aber dann wiederum musste er sich auf jeden Schritt konzentrieren, um nicht über die abgefallenen Äste und die wild verwachsenen Wurzeln zu stolpern. Seine Nachtsicht, stellte er fest, war zwar gar nicht so übel, aber Theo legte ein dermaßen steiles Tempo vor, dem Soro lässig und mit großen Schritten



folgte, dass er das Gefühl hatte, er würde sich wie ein Opa durch den Wald tasten. Ohne die schwach leuchtenden Laternen der Bratmüller-Geschwister als gespenstisch baumelnde Anhaltspunkte wäre ihm jegliche Orientierung flöten gegangen.

Sie schwiegen den ganzen Weg, und Emmy meinte aus den Augenwinkeln die ein oder andere Silhouette zu erspähen, die ihm einen kleinen Schauer in den Nacken jagte. Alles war okay, solange er seinen Blick auf Soro geheftet hielt. Dann war er nicht alleine an diesem Ort, an dem Kinder – und ja, in diesem Moment bestand Emrah noch darauf, eins zu sein – um diese Zeit ja nichts verloren hatten. Warum sind Wälder eigentlich tagsüber so friedlich, beruhigend und gleichzeitig aufregend, und kaum, dass die Sonne untergeht, verwandeln sie sich in einen unheimlichen, undurchdringbaren Ort, voller Gefahren, wilder Tiere, seltsamer Schatten, verstörender Geräusche und ... ja, und Bäume.

Die Bäume waren eigentlich das Schlimmste! Bei Dunkelheit wirkten sie viel lebendiger, ihre langen gewundenen Äste wurden zu knorrigen Tentakeln, die nach irgendwas zu greifen schienen, ihre Wurzeln zu gemeinen Stolperfallen, die sie geschickt mit dem eigenen Laub bedeckten. Emmy wusste, dass das natürlich Quatsch war. Aber wusste er es wirklich? Unter so vielen riesigen Bäumen kam er sich als Mensch plötzlich klein und dumm vor und dachte mit einem Mal, rein gar nichts zu wissen.

Was, wenn die Bäume tatsächlich versuchten, ihn zu packen, mit ihren dünnen Ästen, die ihm immer wieder durchs Gesicht fuhren? Wenn sie ihre Wurzeln mit Absicht nach oben drückten, in der Hoffnung, der Eindringling würde mit der Schuhspitze hängen bleiben, stolpern und in die angespitzte Rinde einer der vielen Baumstümpfe



oder gar in ein Erdloch fallen? Vielleicht mochten Bäume es überhaupt nicht, dass Menschen sich einfach das Recht herausnahmen, jederzeit in ihr Lebensgebiet einzudringen. Und nun auch noch nachts!

Er stellte sich vor, dass die Bäume ihm im Gegenzug später einen Besuch in seinem Zimmer abstatten würden. Langsam, unbemerkt, während er schlief und den hölzernen Monstern völlig ausgeliefert war. Ihm schauderte.

»Hey, Soro«, entfuhr es ihm plötzlich, und Soro und Theo blieben wie auf Befehl stehen. Mit wenigen Schritten schloss Emmy zu ihnen auf.

»Was gibt's?«

»Och nichts. Ich meine nur, der Wald ist doch eigentlich breit genug. Wir könnten doch nebeneinander laufen.«

»Du meinst, nicht so hintereinanderher wie in den *Herr der Ringe*-Filmen?«

»Ja, genau«, Emmy nickt eifrig, er hatte sich das auch schon immer gefragt: Wie konnten die Gefährten bitte kilometerweit zu Fuß reisen, im Gänsemarsch, ohne sich die Zeit mit Labern zu vertreiben?

»Ich bin halt leider nicht so schnell wie du«, gab er ein wenig kleinlaut, aber betont beiläufig zu und spielte seine allgemeine Bewunderung gekonnt herunter.

»Ich kenn den Weg aber auch in- und auswendig und blind. Und: ich bin größer als du. Lange Beine. Komm!« Und mit diesen Worten hakte sie sich bei Emmy ein. Sportlich, wie ein guter Kumpel.

»Let's go!« Mit großen Schritten ging es weiter bergab, durch das raschelnde Laub im stillen, schaurigen, vernebelten Wald.

»Let's go«, Emmy wiederholte diesen einfachen, einladenden Satz voller Freundlichkeit und fügte in seinen Gedanken »sehr gerne« hinzu.



Kapitel 5

Nur wenige Minuten später erreichten sie den Waldweg genau dort, wo sie sich zuvor ins Gebüsch geschlagen hatten. Der St.-Martins-Umzug war natürlich schon längst weitergezogen. Niemand war auf die kurze Sicht, die der Nebel zuließ, zu sehen und auch nicht zu hören. Dennoch hatte Soro ein gutes Gefühl. Ihre Wangen glühten, und sie merkte, wie der Schweiß, der ihren überhitzten Körper runterkühlen wollte, freundliche Unterstützung von der kalten, frischen Nachtluft bekam.

»Und jetzt?« Emmys Frage war für Soro wie ein Startsignal, bloß nicht stehen zu bleiben, weiter jetzt.

»Jetzt geht's zurück zu den anderen. Laternegehen. Komm Theo.« Entschlossen wollte Soro vorangehen, aber Theo rannte schon an ihr vorbei. Mit einem begeisterten »Latääärnö, Latääärnö« ließ er die beiden Älteren weit hinter sich.

»Halt! Theo! Stopp!«, rief Soro ihm hinterher. »Laternegehen! Nicht Laternerennen!« Mit einem leichten Seufzer wandte sie sich an Emmy, »wie du siehst, die Sportstunde ist noch nicht rum«, sagte sie und joggte los.

»Wäre es nicht besser, wir gehen zurück zum Parkplatz? Ich meine, wir waren ja schon eine Weile unterwegs ...«, keuchend rannte Emmy ihr hinterher.

»Ach was. Die holen wir ratzfatz wieder ein. Wir müssen nur schnel-

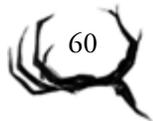


ler sein. Die Kinder trödeln, zwischendurch muss jemand Pipi, der Zug bleibt stehen, weil jemand 'nen Stein im Schuh hat, und so weiter.«

Emmy war immer noch außer Puste, aber na gut, dann halt im Dauerlauf weiter. Auch seine Stimmung war viel besser als noch zu Beginn des Abends. Die Suche nach Theo und der Anblick der Lindenmühle... Mit so einem Abenteuer hatte er heute nicht gerechnet. Zwar war es wirklich unheimlich im Wald, aber Soro und auch der kleine Theo schienen so was von furchtlos und unbekümmert, das färbte wohl ein wenig auf ihn ab. Während er neben Soro durch den nebligen Wald rannte, fühlte er sich sogar ein bisschen mutiger als sonst, und die Panik, die ihn auf dem Parkplatz übermannt hatte, erschien ihm jetzt übertrieben und unnötig. So, genau so durfte dieser Martinstag zu Ende gehen.

Eine gute Sicht gönnte ihnen der Nebel weiterhin nicht. Aber der Mond schien hell genug, sodass sie wenigstens ein paar Meter weit sehen konnten. Sie folgten den gut hörbaren Schritten von Theo, die im schnell kindlichen Takt vor ihnen davonrannten. Er war nicht zu sehen, aber er kannte den Weg. Genau wie Soro. Emmy war beruhigt. Ihre Laternen baumelten beim Rennen, und ganz kurz schloss er die Augen, um das Gefühl besser genießen zu können. Genau in dem Moment spürte er einen Druck auf seiner Schulter. Er riss die Augen auf. Ein eiskalter Schreck war durch seine Glieder gefahren, und seine Beine konnten sich nicht entscheiden, ob sie stehen bleiben oder Fersengeld geben sollten.

»Warte mal«, es war Soros Stimme und Soros Hand. Emmy blieb stehen. Sein Herz pochte schneller als sonst. »Hörst du?« Sie flüsterte. Warum flüsterte sie? War da was? Ein unheimliches Geräusch, dass er überhört hatte? Emmy wurde mulmig zumute. Angestrengt begann er



zu lauschen. Er wartete auf ein Knacksen von Ästen, das lang gezogene Knarren eines wankenden Baumes, zerberstendes Unterholz. Aber da war nichts. Gar nichts. Kein Käuzchen, das rief. Kein Wind, der pfiiff. Keine kleinen, galoppierenden Schritte von »Theo?«, flüsterte er Soro zu. »Theo«, bestätigte sie, kaum hörbar.

»THEOOO?«, sie schrie in das Nichts, das sie umgab, und Emmy zuckte so zusammen, dass er sich kurz an ihr festhalten musste. Sie tätschelte zweimal seine Hand, die sich in ihrem Parka verhakt hatte.

»Komm«, wisperte Soro, angespannt, vorsichtig, aber um einiges mutiger, als Emmy sich gerade fand. Mit schleichenden Schritten nahm sie ihn mit, um herauszufinden, was sich da im Unbekannten vor ihnen abspielte. In Emmys Nacken meldete sich erneut der Schrecken, und durch kleine, eiskalte Stiche ließ er Emmy wissen, dass gleich die Angst eintreffen würde.

Als sie sich langsam weiter in den Wald vorwagten, beschlich Emmy ein fürchterlicher Gedanke. Entlang des Wegs waren immer noch die Einmachgläser mit den Teelichtern verteilt. Durch die vernebelte Sicht tauchten sie wie aus dem Nichts auf, in so großen Abständen, dass niemals zwei Lichter gleichzeitig zu sehen waren. Was, dachte Emmy, wenn es nur dieses eine Licht gab. Wenn sie also immer wieder an ein und demselben Glas vorbeischlichen, in einer Art Schleife gefangen waren? Er war sich fast sicher, dass es so sein musste, wollte gerade Soro von seiner grauenhaften Erkenntnis berichten, aber das nächste Glas lag mitten auf dem Pfad, umgekippt, sein Teelicht wenige Schritte entfernt, als hätte es jemand von seinem richtigen Platz mit einem beherzten Tritt weggekickt.

»Siehst du?«, flüsterte Soro. Emmy nickte. Kurz war er beruhigt,

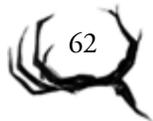


seine Horrortheorie widerlegt zu sehen. Aber nur kurz. Nicht viel weiter lag etwas anderes auf dem Boden und ein paar Schritte weiter noch was. Lampions. Noch einer. Und noch einer. Daneben eins der elektrischen Teelichter. Und dort ... »Theo!« Soros Rufen kam aus ihrer Kehle, ohne Stimme, geflüstert, aber laut und gut hörbar. Theo drehte sich zu ihr um. Vor ihm, da wo die Hagebuttenhecke begann, lag ein Feld von verstreuten, fallen gelassenen, zertrampelten Lampions. Die Erde darunter war eingedrückt von hektisch ineinandergeratenen Schuhabdrücken, ein unheimliches Muster des Chaos im Licht der unnachgiebig künstlich glimmernden Funzellichter. Emmy und Soro standen für einen Moment sprachlos neben Theo. Alle drei plagte die gleiche Frage: Was zur Hölle war hier passiert?

Ein ängstlicher, zweifelnder Schrei bahnte sich aus Theos Kehle, doch bevor er auch nur das zweite »Ma« von »Mama« in die Dunkelheit krähen konnte, hatte Soro ihm schon ihre Hand vor den Mund gehalten.

»Psch«, sie strich ihm über das Haar, um ihn zu beruhigen. »Wenn die beiden hier wären, würden wir sie hören. Außerdem«, sie ließ ihren Blick über den Friedhof der Laternen wandern, »kann ich weder Mamas Kopf noch Papas Kronleuchter sehen.«

Emmy umklammerte den Stab seines eigenen Lampions, als könnte ihm jemand Unsichtbares das dünne Stöckchen aus den Händen reißen. Sonne und Mond aus geraffeltem Papier, das war alles, was ihm geblieben war. Seine Eltern waren verschwunden, ebenso seine beiden Schwestern. Hä? Was sollte das? Er fühlte, wie seine Beine schwer wie Pflastersteine wurden. Aber er war ja nicht alleine. Soro war da. Und Theo. Und ... da war noch jemand. Soro beugte sich über einen der Lampions, der aus der Ferne aussah wie der ihrer Mutter, sich aus der



Nähe aber als stinknormaler Lampion in Sternenform herausstellte. Theo hielt sich mit einer Hand am Zipfel ihres grünen Parkas fest, hinter der anderen versucht er, den Rest der Welt vor seinen Augen zu verstecken. Spielte Emmys Angst ihm einen Streich? Das bildete er sich doch nicht ein. Die beiden Bratmöllers hatten es nicht gesehen. Da, in den obersten Ästen der Lärche, gegenüber den Hagebuttensträuchern. Da saß doch jemand. Oder vielmehr, etwas!

»Seht ihr das auch?«, Emmy gab sich gar keine Mühe, leise zu sein. Das Ding musste sie längst bemerkt haben.

»Mh?« Soro reckte den Kopf in die Höhe. Erst schaute sie in die falsche Richtung, dann, mit einem Ruck, lenkte sie den Blick auf die Lärche. Sie sah es auch. Ein weißer Fleck, den ein blaues Schimmern umgab. So groß und rund wie ein Wasserball, aber weicher, beinahe flüssig. Ohne das bläuliche Leuchten wäre das seltsame Dingsbums komplett im Nebel verschwunden. War das ein davongeflogener Lampion, der sich in den Ästen verfangen hatte? Soro trat ein paar Schritte auf den Baum zu. Quatsch, Lampions können doch nicht fliegen. Das Ding da aber konnte es offensichtlich. Es bewegte sich. Kaum merkbar, aber doch. Lauernd, abwartend. Soro blieb wie erstarrt stehen. Über ihre Schulter warf sie Emmy einen ungläubigen Blick zu. Emmy begann, sich hektisch umzusehen. Vergebens. Außer dem blauen Wesen gab es nur den Nebel. Soro leckte sich über die trockenen Lippen. Sie sah den Dunst ihres Atems verfliegen, gleichzeitig bekam sie das Gefühl, dass ihr die Luft wegblieb. Keine Angst, dachte sie. Soro Bratmüller hat keine Angst.

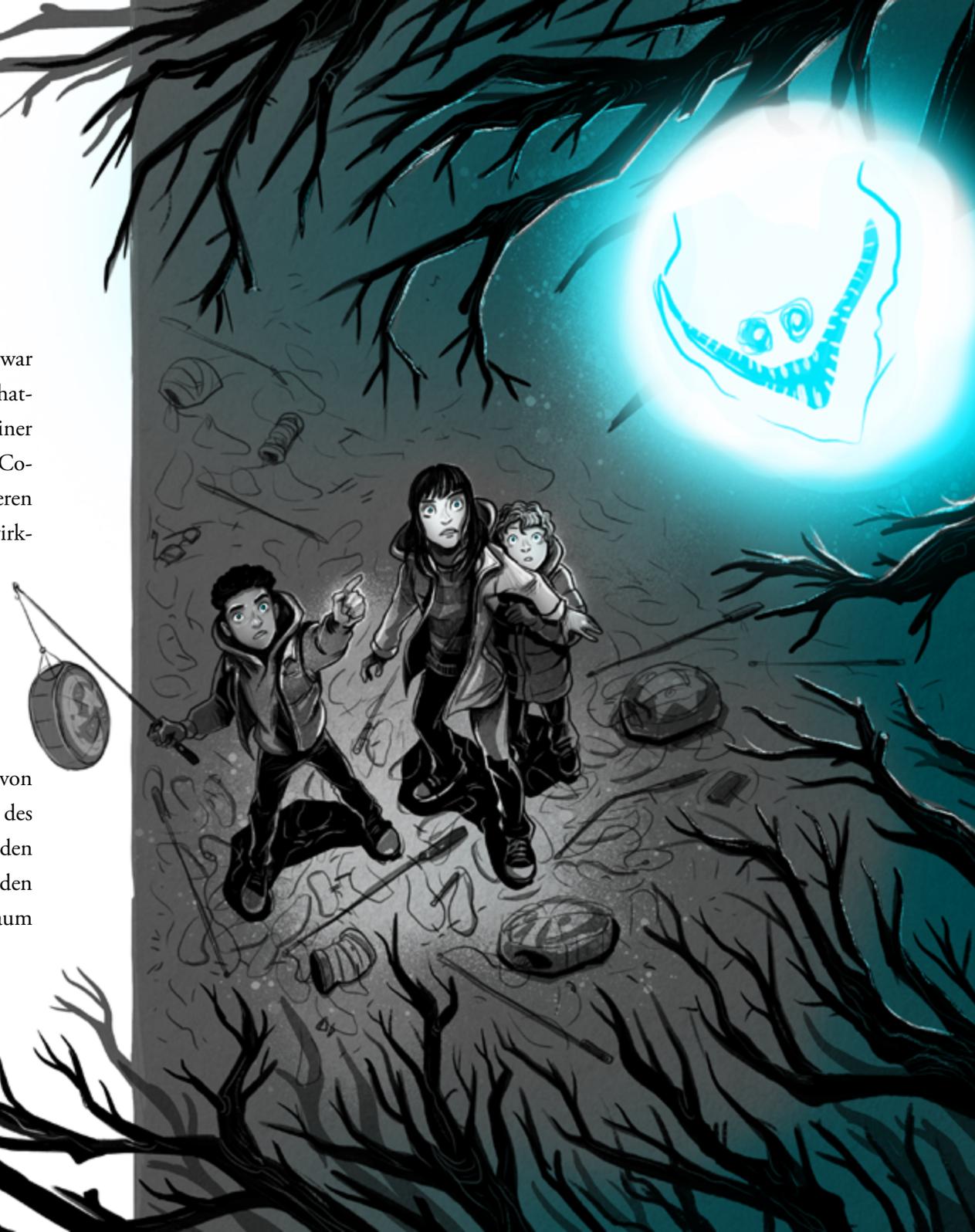


Kapitel 6

Emmy, Soro und Theo standen wie versteinert. Über ihnen, das war allen dreien klar, schwebte etwas, was sie noch nie zuvor gesehen hatten. Etwas, was ganz und gar nicht normal war, ein Wesen wie aus einer anderen Welt. Oder vielleicht aus einem Film, vielleicht aus einem Comicbuch, aber mit Sicherheit nicht aus Buxstein oder jedem anderen bekannten Ort dieser Erde. Es war nicht groß, und es hatte nicht wirklich ein Gesicht, aber es war eindeutig klar, dass es die drei im Blick hatte. Und auch wenn der kleinen Gestalt ein Mund fehlte, so sah es doch danach aus, als würde es sie anlächeln. Kein freundliches Lächeln, sondern ein durch und durch bösertiges.

»Was machen wir?«, Emrahs Kehle war so trocken, als hätte er seit Tagen nur Salzstangen gefuttert.

»Ich weiß es doch auch ni-«, Soros geflüsterte Antwort wurde von einem leisen, tiefen Heulen unterbrochen. Sie schluckte den Rest des Satzes runter. Das Heulen tönte zwischen den Bäumen und erfüllte den nebligen Wald mit seinem tiefen Klang. Es kam von der schwebenden Kugel, von diesem leuchtenden Ding, diesem, Soro brachte es kaum über sich, das Wort auch nur zu denken: diesem Geist. Spielten ihre Ohren verrückt? Es war doch eindeutig der Geist, der da heulte, oder vielmehr ... sang?



Es klang tatsächlich so, als würde er singen, immer wieder, das gleiche Wort ... Wort? Soro hielt den Atem an, oder aber, nein, das war doch einfach, also wirklich, zu albern, zu ... auf einmal musste sie sich Mühe geben, sich ein bebendes, glucksendes Lachen zu verkneifen.

Da war also ein echtes Gespenst, und das sah so aus wie ein Gespenst aus einem Comic, und dann machte das Ding auch noch ... »Buuu-huuuu?« Das unterdrückte Lachen brachte Soro's Kopf zum Wackeln. Emmy sah sie ungläubig an.

»Sag mal ... hab ich was verpasst?«

Oben in den Wipfeln wiederholte die blasse Erscheinung seinen schauerlich schrägen Heulgesang. »Buuuuhuuuu«, heulte es mit Schauerstimme. Soro konnte nicht mehr.

»Ich meine – BWAHAHAHA«, Tränen schossen ihr in die Augen, »ist das nicht total be– MÜHÜHÜHÜHÜ!«

»Höhöhö«, kicherte Theo, der beim Anblick seiner sich vor Lachen krümmenden Schwester jegliche Angst vergaß. Im Gegensatz zu Emmy, der rein gar nichts mehr verstand.

»Soro, was geht?«

Soro winkte stumm ab. Sie kniff Augen und Lippen zusammen, um die nächste Lachsalve in Zaum zu halten. So ein Scheiß, warum war das nur so lustig? »Da oben – mh!mh!mh! – fliegt ein Gespenst rum, und – eh!eh!eh!eh! – und das macht doch tatsächlich – hehehe«, Soro rang nach Luft, dann riss sie ihre Augen weit auf und imitierte den Ruf des fliegenden Dingsbums, »... Buuuhuuu!«

»Höhö-hö-hö«, Theo fand das auch einfach nur witzig.

»Ist das nicht zu blöd?«, Soro konnte sich kaum einkriegen, und vielleicht hätte auch Emmy in dem Moment gerne gelacht, aber er sah aus den Augenwinkeln, dass das Gespenst sich aus der Baumkrone ge-



löst hatte. Es schwebte auf sie zu, bedächtig, Stück für Stück, immer näher. Ihre Ablenkung war seine Gelegenheit zum Angriff. Das Phantom-Grinsen, das nun unübersehbar war, wurde immer größer und fieser. Emmy wandte seinen Blick, sah es nun direkt an, und mit einem hohen, spitzen, markerschütternden Schrei, der Emrah, wenn er später daran zurückdachte, immer noch in den Socken steckte, schoss es pfeilschnell auf ihn zu. Emrah schmiss seinen Mond-Lampion in die Höhe, sodass die Laterne samt Stock in hohem Bogen durch die Luft flog. Mit der Reaktion hatte er selbst nicht gerechnet, das Gespenst aber auch nicht, und darauf kam es an. Verwirrt flog es eine ausweichende Kurve an ihm vorbei, knapp über Soro's Kopf hinweg, die sich vor Schreck auf den Hosenboden setzte. Das Ding bremste hinter ihnen ab und nahm sofort wieder Kurs auf Emrah. Dabei gab es ein genervt klingendes, schrilles Quietschen von sich. So ein Geräusch hatte Emrah noch nie gehört. Es ging ihm durch Mark und beide Beine. Die hatten übrigens gerade ihren Dienst quittiert und hingen nur noch an seinem Körper, als hätten sie noch nie was von Weglaufen gehört. Das Ungetüm würde sich auf ihn stürzen. Ihn auffressen. Oder sonst was mit ihm anstellen, egal was es war, es schien absolut entschlossen, das, was es mit Emmy vorhatte, auch in die Tat umzusetzen. Das Gespenst flog unaufhaltsam auf ihn zu, und Emmy wurde regelrecht weiß vor Augen, als er plötzlich den Mond aufgehen sah. Nicht den echten Mond. Seinen Laternenmond.

Theo starrte mit offenem Mund seine Schwester an, die Emrah's Lampionmond wie eine Damenhandtasche geöffnet hielt und das unheimliche Geisterwesen schwingvoll abhing. Er musste ein Kichern unterdrücken, als Soro die zappelnde Tüte in der Hand hielt und Emmy einerseits versuchte, ihr zu Hilfe zu kommen, sich aber an-

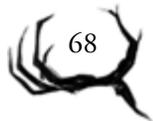


dererseits vor dem wild gewordenem Gespinst wegduckte, wenn der Lampion ihm zu nah kam. Das Gespinst war gefangen und damit auf keinen Fall einverstanden, so sehr wütete es herum und riss Soro mit sich, die schließlich gegen Emmy prallte und ihn mit zu Boden nahm. Aber so leicht war Soro nicht beizukommen.

Theo kannte den leicht schielenden Blick seiner Schwester nur zu gut, ebenso die aufgeplusterten Backen. Beides machte sie, immer wenn sie sich sehr auf etwas konzentrierte – Hausaufgaben, eine Diskussion mit den Eltern, Comics zeichnen. – Er beobachtete, wie sie alle Muskeln anspannte, um den Lampion geschlossen und gleichzeitig möglichst weit weg von sich zu halten. Die aufgemalten Sonne- und Mondgesichter pulsierten abwechselnd im blauen Licht. Das Gespinst prallte von innen gegen das Papier, als wäre es ein großer Ping-Pong-Ball. Die Spannung, wer den Kampf für sich entscheiden würde, war für Theo kaum auszuhalten. Dass er gerade seine erste Begegnung mit einem Geist oder übernatürlichem Heini hatte, war da eher zweitrangig.

Emmy und Soro standen kerzengerade, sahen entgeistert abwechselnd sich und die zappelnde Geisterfalle in Soros Händen an. Emmy hob einen Finger, um Soro eine Idee zu signalisieren. Er riss einen der herumliegenden Lampionstöcke vom dazugehörigen Lampion, pfirmelte den Draht ab und wickelte diesen um die Bügel der wild zappelnden Mondlaterne in Soros Händen. Dann trat er einen großen Schritt zurück und nickte Soro auffordernd zu. Fragend schaute sie ihn an. Emmy ließ seinen rechten Arm einen unsichtbaren Kreis schwingen. »Schleudergang!« Soro verstand.

Sie klemmte ihre Finger unter den Draht, nahm Anlauf auf den Abhang, wirbelte den Lampion dabei drei-, viermal durch die Luft und ließ ihn am höchsten Punkt los. Mit einem kläglichem »Huuuuuuuu«



machte der gefangene Quälgeist einen unfreiwilligen Tiefflug, weit hinunter ins Tal, hinein in den unheimlichen Nebel, aus dem er hervorgekrochen war.

Fassungslos schaute Soro ihm eine Weile hinterher. Zeterndes Gemekker und Geistergeschimpfe war aus der Ferne zu hören. Dann wurde es für einen Moment still.

»So klingt also ein verärgertes Gespinst«, stellte Theo fasziniert fest. Die Anspannung fiel von ihr ab, und Soro spürte den Impuls, Emmy ein High Five zu geben. Doch dann erklang aus der Ferne wieder das Gespenster-Gezeter, und diesmal antwortete ihm ein anderes, ein fragendes »Buuuuuuuu«. Dann noch eins. Und dann noch eins.

»Nix wie weg!«, zischte Soro.

»Aber wohin?«, flüsterte Emmy.

»Zum alten Backhaus«, flüsterte Theo, und sein Vorschlag wurde von Soro mit einem stillen »Okay« angenommen. Gemeinsam entfernten sie sich so leise, wie es ging, von dem schaurigen Laternenfriedhof, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Das alte Backhaus lag abseits des Wanderpfads nach Mauseck am zugewucherten Igelsweg, nicht weit von der Hagebuttenhecke entfernt, aber weit genug. Mit seinem spitz zulaufenden Dach, aus dem ein langer Rauchabzug emporragte, und den Mauern aus groben, verwitterten Steinen sah es aus wie ein Hexenhaus. Die meisten Buxsteiner waren der Annahme, dass sich hier vor etlichen Jahrzehnten die Menschen tatsächlich im Wald getroffen hatten, um gemeinsam Brot zu backen. Allerdings gab es keine einzige historische Aufzeichnung, die dies belegen konnte. Im ganzen Stadtarchiv ließ sich noch nicht mal eine Bestätigung finden, dass das Haus überhaupt gebaut wurde oder auch





nur existierte. Manche waren davon überzeugt, dass die Bezeichnung als Backhaus nur benutzt wurde, weil der lange Schlot die Ähnlichkeit zu einem zuließ und so von der wahren Geschichte der alten Ruine ablenkte. Nämlich, dass hier tatsächlich mal eine Hexe ihr Unwesen getrieben hatte.

Soro, Emmy und Theo hatten den Waldweg verlassen und sich so leise, wie es ging, durch das Dickicht geschlichen. Sie hatten sich zwischen den vermoderten Holzplanken, die hinter den Fensterlöchern hingen, durchgequetscht und hockten nun in der schützenden Dunkelheit der vom Unkraut überwucherten Hütte. Spärliches Mondlicht fiel durch das altersschwache Dachgebälk, das hier und da noch ein paar Schindeln trug. Kein Möbelstück oder sonstiges Zeugnis der früheren Bewohner zierte den verwaisten Raum. Nur die Zapfen der Kiefern, die das Haus umzingelten, lagen überall auf dem kalten Steinboden herum. Kein Ort, um es sich gemütlich zu machen. Aber sie waren in Sicherheit. Zunächst.

Keiner von ihnen sagte etwas. Nicht mal Soro traute sich, auch nur einen Ton von sich zu geben. Selbst als Emmy sein Handy aus der Hosentasche fischte und darauf herumwischte, gab sie ihm nur mit den Händen zu verstehen, dass sie wissen wollte, was er damit vorhatte. Emmy zog die Helligkeit des Bildschirms auf beinahe null und zeigte ihr den Screen, auf dem das Telefon bekannt gab, gerade die Nummer von Emmys Papa zu wählen.

»Gute Idee«, nickte Soro. Sie holte ebenfalls ihr Handy aus der Tasche und ließ es bei ihrer Mutter klingeln. Die Zeit verstrich, doch niemand antwortete. Im schwachen Schein der Geräte warf Theo seiner Schwester einen fragenden, besorgten

Blick zu. Soro steckte ihr Telefon wieder ein und wuschelte Theo die Haare.

»Alles okay. Wir finden die schon wieder«, flüsterte sie.

Ihre Stimme klang tatsächlich überzeugt, und auch wenn Emmy irgendwie das Gegenteil befürchtete, ließ er sich trotzdem ein wenig von Soro Zuversicht beruhigen. Genug jedenfalls, um die unangenehme Frage, auf die er keine Antwort wusste, laut auszusprechen.

»Und was machen wir jetzt?«

»Keine Ahnung«, gab Soro flüsternd zu. Das war natürlich nicht die Antwort, auf die Emmy gehofft hatte.

»Ich meine, sollen wir die anderen suchen? Oder hierbleiben?«

»Keine Ahnung«, Soro wiederholte sich, »was meinst du, was besser wäre?« Soro's Gegenfrage überraschte Emmy. Er hatte doch selbst keinen Plan. Er musste kurz nachdenken, was er wirklich dachte. Aber Soro kam ihm zuvor: »Wenn wir hierblieben, dann kann uns niemand garantieren, dass wir nicht entdeckt werden.«

»Was okay wäre, wenn das unsere Eltern täten«, gab Emmy zu bedenken.

»Mag sein«, erwiderte Soro, »aber vermutlich sind die ja eher vor diesem Gespenst und seinen Freunden abgehauen, oder?«

»Bist du sicher, dass das Ding ein Gespenst war?«

»Was soll es denn sonst sein? Es hat bu-hu gemacht ...« Theo gab ein ängstliches Wimmern von sich, was Soro einlenken ließ.

»Gut, sagen wir, das war ein blasser, blau schimmernder Vogel mit, äh, beschissener Laune.« Das wirkte, Theo musste hämisch lachen.

»Hähä. Beschissen!« Emmy schenkte Soro ein anerkennendes Nicken. Als großer Bruder wusste er nur zu gut von der alles ablenkenden Macht von Kraftausdrücken bei kleinen Geschwistern.



»Ich sage, wir schleichen uns entlang des Wegs durchs Dickicht zurück zum Parkplatz bei der Letzten Wurst«, schlug Emmy vor. Soro wägte den Plan für einen Moment ab und war kurz davor, ihm zuzustimmen, als plötzlich das Heulen einer Kettensäge die Stille beendete. Emmy starrte Soro erschrocken an. Das konnte doch nicht wahr sein, was denn noch? Erst ein Geist, dann ein Kettensägenkiller? Erneut erklang das brutale Motorengeräusch, und Emmy war drauf und dran, einfach aufzuspringen und das Weite zu suchen. Dann doch lieber Gespenster, als ... als entzweigesägt zu werden.

Soro griff Emrah am Ärmel seines Hoodies und zog ihn wieder zurück auf den Boden, während sie die soeben eingegangene Nachricht auf ihrem Handy las. Er war nicht der Erste, dem beim erstmaligen Hören ihres Nachrichtenempfang-Klingeltons »Massaker in Texas« die Muffe ging. Die Nachricht war nicht von ihren Eltern, wie sie gehofft hatte. Aber dennoch kam sie im richtigen Moment.

»KOMMST DU HEUTE NOCH, ODER WAS?« Absender: Dorade – unter dem Namen hatte Soro ihre Freundin Edvige gespeichert, die alle nur Eddie nannten, woraus irgendwann Edora geworden war, und daraus schließlich der fischige Spitzname folgte.

Die Nachricht bezog sich eindeutig auf die Protestaktion-Schrägstrich-Party-Fragezeichen am Basaltwerk. Dort waren nicht nur Eddie, Lara und wahrscheinlich George, sondern auch Ältere, vermutlich mit ihren Autos Und anscheinend hatte sie noch kein Geist besucht, sonst würde Eddie wohl was anderes schreiben.

Soro steckte das Handy weg und schlich zu der Fensteröffnung, um zu sehen, ob die Luft rein war.

»Neuer Plan«, teilte sie den Jungs mit, »wir schlagen uns zum Basaltwerk durch. Da sind noch andere Leute. Hab ich dir vorhin von erzählt.«





Emmy erinnerte sich dunkel. »Wer war da noch gleich?«
»Meine Freunde. Die warten dort auf uns ... also mich.«
»Und was ist mit der letzten Wurst?«, Emmy war skeptisch und auch nicht wirklich überzeugt.
»Die Wurst«, Soro bot ihrem neuen, enttäuschten Kumpel ein Lächeln an, »ist ein guter Plan B.«

Etwas weiter weg, unterhalb des Konfirmandenpfads am Steilhang, schälte sich eine gerade wieder das Bewusstsein erlangende Maya Teichmann aus feuchtem, nach uriger Erde riechendem Laub. Nachdem das Bike mit dem Wahnsinnsturbo ihr die Kontrolle entrissen hatte und ohne Umschweife gleich mal offroad gegangen war, passierte alles sehr schnell. Nur wenige Meter bretterte sie in einem steilen Winkel, ähnlich einer Skisprungschanze, durch das Unterholz. Äste, Zweige, Blätter über, vor und unter ihr. Links und rechts vorbeisausende Bäume und Büsche. Bevor sie auch nur den Versuch wagte, ihre Höllenfahrt durch Lenken zu beeinflussen, beförderte der nächstbeste Erdhügel ihr Hinterrad einen halben Meter hoch in die Luft und Maya selbst – zum Glück behelmt – im Tiefflug in besagtes Laub. Dann war alles um sie herum dunkel geworden. Knock-out in der ersten Runde. Aber jetzt war sie wieder wach. Wacher als zuvor. Jede Menge Adrenalin hatte sich bei ihrer unfreiwilligen Talfahrt angesammelt und geduldig ihre Ohnmacht abgewartet. Nun, da sie wieder zu sich gekommen war, durchströmte es jede Faser ihres leicht geprellten Körpers. Hier und da spürte sie ein wenig Aua, aber, Himmel, war sie wach!

Was war zu tun? Ihr Bike? Lag etwas weiter weg. Maya erinnerte sich, die Abfahrt kam eher einem Abflug nah. Wie ein Tennisball war das Fahrrad den Abhang hinuntergehüpft, nur ein paar Mal auf dem

Boden aufgekommen und sofort wieder in die Luft gesprungen. Als der kleine Hügel sie aus dem Sattel befördert hatte, war das Bike anscheinend noch weitergeflogen, bloß hatte in seiner Flugschneise die breite Kastanie im Weg gestanden. Zu deren Grundwurzeln lag nun das wilde Geschoss und wartete dort auf seine Erfinderin. Aufgeregt stapfte Maya durch den knöcheltiefen Laubteppich, rutschte das letzte Stück zur Kastanie und inspizierte dort ihr Gefährt nach Schäden. Nachdem sie zufrieden feststellte, dass weder Räder noch Rahmen verbogen waren, hievte sie das Rad am Lenker hoch, kontrollierte den Screen und die verbleibende Batterieleistung. Halb voll. Nicht schlecht dafür, dass sie ... Wie lange war sie eigentlich ausgeknockt gewesen? Uhrencheck. Als sie zuletzt auf die Uhr gesehen hatte, kurz bevor sie den Wahnsinnsturbo eingeschaltet hatte, war es halb sieben gewesen. Dann hatte sie ja fast eine halbe Stunde bewusstlos im Laub gelegen! War es überhaupt noch möglich, den Lampionumzug einzuholen? Oder sollte sie direkt zum Marktplatz in Buxstein fahren, wo das große Abschlussfeuer entzündet werden sollte?

Während sie im Kopf die Schrittgeschwindigkeit der Teilnehmer mit einer groben Schätzung der verbleibenden Wegstrecke ab der Hagebuttenhecke abglich, suchten ihre Augen, die sich dank des Adrenalins hervorragend an die Dunkelheit gewöhnt hatten, nach dem Luminator. Beim Abgang den Hang herunter hatte sie ihn noch fest in der Hand gehalten. Aber beim Front-Flip-Stunt musste sich ihr Griff gelöst haben. Hoffentlich hatte das fragile Gebilde die Landung heil überstanden. Maya entdeckte ihn, aufgefangen von den gnädigen, dünnen Ästen eines jungen Baumes, der dem Luminator eine harte Landung erspart hatte. Uff. Manchmal brauchte man eben auch etwas Glück. Maya schob ihr Rad durch das nasse Laub und lüpfte behände den Glaslam-



pion aus den Händen des Bäumchens, vielen Dank, locker im Vorbeigehen. Ihre Berechnungen ergaben, dass sie den Umzug ohne Probleme noch einholen konnte, wenn sie ein paar Abkürzungen nahm – diesmal besser ohne Wahnsinnsturbo, oder ... vielleicht doch? Der heil überstandene Sturz ließ sie kühn werden. Aber zunächst galt es, den festen Boden des Waldwegs unter die Reifen zu bekommen.

Der Wanderweg war schnell erreicht, auch wenn es Maya gehörig Kraft kostete, den nicht gerade leichten Drahtesel durch das dichte Laub den Berg hinaufzuschieben. Für einen Moment fiel ihr wieder die verlockende Doku und ihre noch viel verlockendere Couch als gemütliche Alternative ein. Ach was. Sie war viel zu aufgekratzt, als dass sie in Gammelform hätte switchen wollen. So war es immer, wenn sie die Möglichkeiten ihrer Erfindungen auslotete. Einmal hatte sie drei Nächte nicht schlafen können, nachdem sie aus sechs Taschenventilatoren – die meisten davon Werbegeschenke aus dem letzten, brüllend heißen Sommer – einer Handvoll Gummiringe und ihrem Handy eine Drohne gebaut hatte. Das Ding hatte sich, entgegen ihrer eigenen Erwartung, als voll flugfähig herausgestellt. Und in einem Radius von 14 Metern war es mit einer alten TV-Fernbedienung sogar hervorragend steuerbar gewesen. Ein wahrer Geniestreich. Leider war die Drohne, als sie die 15-Meter-Grenze überschritten hatte, einfach weitergeflogen und irgendwann am Horizont verschwunden. Ein paar Mal hatte Maya vom Festnetz aus ihre eigene Nummer angerufen. Aber niemand hatte geantwortet. Gute Zeiten!

Maya stieg auf den Sattel und trat in die Pedale, entschlossen, den Umzug einzuholen. Sie würde Soro als Erste vom Erfolg des Wahnsinnsturbos berichten, dann vielleicht noch dem schüchternen Emmy. Mann, sogar den seltsamen Walchs würde sie von ihrem krassen Stunt

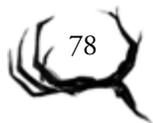


erzählen. Dass sie im Moment noch mutterseelenallein durch den nebelverhangenen Wald fuhr, war ihr in diesem Moment kein bisschen bewusst.

Der Fahrtwind kitzelte Maya in den Ohren. Ihr Atem ging gleichmäßig, ein wenig angestrengt. Es juckte sie, den Wahnsinnsturbo erneut einzustellen, aber sie konnte sich beherrschen. Vor der Hagebuttenhecke bog sie auf den Konfirmandenpfad ab. Hier musste sie in wenigen Metern den Pfad verlassen und eine Abkürzung durchs Unterholz nehmen. Die Abkürzung über die Baumschulwiese verlief ein wenig holprig, nicht anders zu erwarten, Maya hatte Mühe, den Luminator und den Lenker gleichzeitig festzuhalten. Durchgerüttelt erreichte sie den Langen Kurzweg, dem sie nur noch bis zur Drachenlochbrücke folgen musste, wo sie dann rechts runter die Pfaffentreppe – was zum? Maya riss den Lenker herum, um nicht in den Mann hineinzubrettern, der sich plötzlich vor ihrem Rad materialisiert hatte. Ausweichend steuerte sie nach rechts, direkt auf eine weitere Gestalt im Nebel zu, und dort links, noch jemand, und daneben und ...

Für wenige Meter gelang Maja ein hektischer Ausweichslalom, dann aber verlor sie die Balance und taumelte vom Sattel. Wie ein nasser Sack plumpste sie um und riss das Rad mit sich zu Boden. Aua. Ein paar Kiesel bohrten sich in ihre Seite. Niemand half ihr auf. Typisch. Ächzend hievte sie ihr Bike hoch und schaute sich um.

Die Leute, die da im Weg herumstanden, erkannte Maya sofort. Es waren die Lampion-Eltern, vier oder fünf an der Zahl, nur, dass die meisten wohl ihre Laternen mittlerweile ins Gebüsch gepfeffert hatten. Eigentlich müsste diese Begegnung doch ein Grund zur Freude sein, dachte Maya, schließlich war ihr Plan, die Gruppe einzuholen, hiermit aufgegangen. Aber normalerweise zog so ein Auftritt, wie sie ihn



eben hingelegt hatte (hingelegt! Im wahrsten Sinne des Wortes), jede Menge Beschwerden und Ermahnungen der Erwachsenen nach sich. Normalerweise war Maya auch nicht gerade schüchtern, im Gegenteil. In ganz Buxstein war sie bekannt dafür, die Menschen unverblümt in Gespräche zu verwickeln. Ob es sich dabei um Bekannte oder Unbekannte, andere Kinder, deren Großeltern oder gar Haustiere handelte, war ihr völlig egal. Es gab ja immer irgendwas Interessantes zu besprechen, zu beobachten oder zu bemerken. Aber in diesem Moment bekam Maya kein Wort über ihre von der Anstrengung völlig ausgetrockneten Lippen. Etwas stimmte hier nämlich ganz und gar nicht. Die Leute waren wie aus dem Nichts erschienen – genauer, wie aus dem Nebel. Sie hatte sie nicht aus der Ferne kommen sehen, sie waren nicht aus dem Dickicht auf den Weg gesprungen – sie standen einfach nur da, in der Gegend herum. Stumm, starr und schweigend. Und aus irgendeinem Grund, dachte Maya, dass es vielleicht besser wäre, daran erst mal nichts zu ändern.

Sie klemmte die Stange des Luminators in den Gepäckträger und begann, vorsichtig ihr Rad an den versteinerten Eltern vorbeizuschieben. Das Märchen von Dornröschen fiel ihr ein. Der hundertjährige Schlaf, der nur durch den Kuss des Prinzen ... Wenn sie nun die einzige Nicht-Schnarchende war, würde das bedeuten, dass sie die Aufgabe des Prinzen übernehmen musste? Nää! Igitt! Bloß nicht!

Maya schob ihr Rad weiter in den Nebel hinein, der mit jedem Schritt ein paar Meter vor ihr floh und ihr heimtückisch nachschlich. Links und rechts standen drei weitere Buxsteiner, regungslos wie Zombies, bevor sie die Anwesenheit von frischem Gehirn schnallten. Nur dass diese Zombies überhaupt nicht auf sie reagierten.



Mayas Sinne waren maximal geschärft. Sie hörte ihren eigenen Atem, ihr Herz pochen, das Knirschen des Waldwegs unter ihren Sohlen und im gleichbleibenden Takt das Quietschen des Hinterrads. Mehr gab es nicht. Im Wald herrschte Totenstille. Sie verlangsamte ihre Schritte, obwohl in ihr gerade der Drang erwachte, so schnell wie möglich von hier abzuhausen. Maya biss die Zähne zusammen und setzte ihre Schleichung fort, den Blick stur geradeaus. Vor ihr nahm der Weg eine großzügige Kurve, niemand war zu sehen. Nur noch wenige Meter, dann hatte sie diese gruselige Szenerie, für die es sicher irgendwann eine gute Erklärung geben würde, hinter sich gelassen. Sie nahm sich fest vor, sich hinter der Kurve in den Sattel zu schwingen und dann: nichts wie weg!

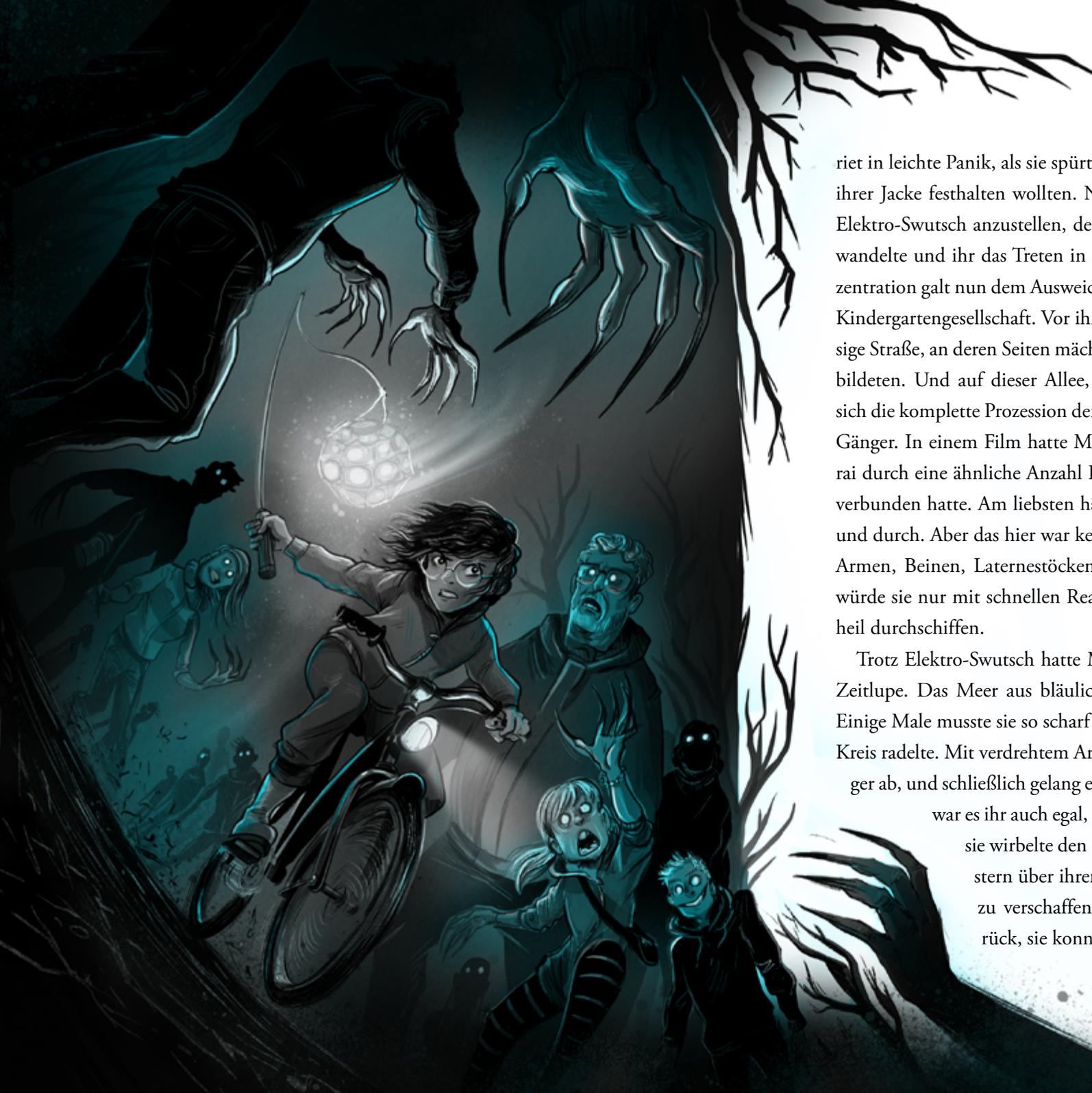
Als sie den Scheitelpunkt der Biegung erreichte, warf sie einen Blick über ihre Schulter. Zwischen ihr und den Grusel-Eltern lag nun ein schützender, weißer Nebelwall. Tief ausatmend schwang sie sich aufs Rad, trat in die Pedale und wollte gerade richtig Gas geben, da hörte sie es. Schritte. Langsam, aber vertraut. Das musste der Rest des Lampionzugs sein. Um Himmels willen, Maya konnte gar nicht glauben, wie sehr sie sich auf dieses Wiedersehen freute. Und da, tatsächlich, da waren sie: Eltern und Kinder, nebeneinander im gewohnt überschaubaren Tempo trotzend und die Lampions schwingend. Besonders ein hochgereckter Kronleuchter stach hervor: Soros Papa. Ach, wie gut, dachte Maya. Erleichtert ließ sie sich den abschüssigen Pfad herunterrollen. In Schrittgeschwindigkeit umkurvte sie die Schlusslichter des Zugs und fixierte den unverkennbaren Lampion von Herrn Bratmüller als erstes Ziel. Vielleicht hatte Soro ja inzwischen ihren Bruder gefunden. Dann könnte sie endlich von ihrer halsbrecherischen Talfahrt und der Funktion des Wahnsinnsturbos berichten. Und vielleicht könnte

ihr dann ja auch mal irgendwer erklären, was für ein Theaterstück von diesen schleichenden Zombie-Eltern da hinten geprobt wurde.

»Hallooo, Herr Bratmüller«, flötete sie, und fast war ihr danach, zu singen, in den St.-Martins-Chor mit einzustimmen, nur dass ihr in diesem Moment erst auffiel, dass genau dieser fehlte. Hier sang niemand. Und Maya, die soeben ihre Anwesenheit lautstark bekannt gegeben hatte, trat nun scharf in die Bremsen. Gleichzeitig blieb der gesamte Umzug stehen. Niemand trällerte. Niemand krächzte. Niemand traf weder einen falschen noch einen richtigen Ton. Stattdessen hörte sie nur das Knirschen von Hälsen, die sich zu ihr umdrehten, und spürte das Bohren von Blicken, die allesamt auf sie gerichtet waren.

Mit stockendem Atem sah Maya sich um. Erst jetzt, als sie ungewollt im Mittelpunkt stand, fiel es ihr auf: Soros Vater war Soros Vater. Der Papa mit dem Rauschebart, war der Papa mit dem Rauschebart, und die beiden Geschwister von Emmy waren eindeutig ebendiese. Aber in ihren Augen war nichts Menschliches mehr, nur ein milchiges, hohles Weiß, ihre Gesichter ohne jeden Ausdruck. Und noch etwas. Sie alle umgab ein bläulicher, unnatürlicher Schimmer, als würden sie von innen kalt glühen. Ungelenk, wie an Fäden geführt, machten die gespenstischen Doppelgänger einen Schritt auf Maya zu.

»Ähm ... schönes Wetter heute«, was Besseres fiel Maya beim besten Willen nicht ein. Als Antwort erhielt sie tiefes Stöhnen, das aus Dutzenden von Kehlen rasselte, und anstatt umzudrehen, zurück auf den Berg hochzujagen, entschied sich Maya für die Flucht nach vorne. Sie trat los, im schwersten Gang, was den Start zwar verlangsamte, sich aber im nächsten Moment als Schwung bergab auszahlen würde. Die Zombies hoben ihre schlaffen Arme, um nach ihr zu greifen. Maya musste sich unter Laternen, die ihr den Weg verbaumelten, wegducken.



Sie nahm Fahrt auf, raste zwischen den Gestalten durch und geriet in leichte Panik, als sie spürte, wie einige Hände sie an den Falten ihrer Jacke festhalten wollten. Nun hatte sie genug Tempo, um den Elektro-Swutsch anzustellen, der das Bike in ein kleines Moped verwandelte und ihr das Treten in die Pedale abnahm. Ihre ganze Konzentration galt nun dem Ausweichen und Umschiffen der feindseligen Kindergartengesellschaft. Vor ihr erstreckte sich eine gerade, abschüssige Straße, an deren Seiten mächtige Kastanien und Eichen eine Allee bildeten. Und auf dieser Allee, so weit ihre Augen reichten, ergoss sich die komplette Prozession der zu Monstern mutierten St.-Martins-Gänger. In einem Film hatte Maya mal gesehen, wie sich ein Samurai durch eine ähnliche Anzahl Feinde metzelte und dabei die Augen verbunden hatte. Am liebsten hätte sie es ihm gleichgetan, Augen zu und durch. Aber das hier war kein Film, und das Chaos aus Händen, Armen, Beinen, Laternestöcken, Ästen, Steinen und Schlaglöchern würde sie nur mit schnellen Reaktionen und absoluter Wachsamkeit heil durchschiffen.

Trotz Elektro-Swutsch hatte Maya das Gefühl, sie bewegte sich in Zeitlupe. Das Meer aus bläulichen Zombies schien beinahe endlos. Einige Male musste sie so scharf ausweichen, dass sie am Ende fast im Kreis radelte. Mit verdrehtem Arm tastete Maya blind den Gepäckträger ab, und schließlich gelang es ihr, den Luminator zu befreien. Jetzt war es ihr auch egal, ob ihr »Wunderwerk« Schaden nahm, sie wirbelte den Glasball wie einen gläsernen Morgenstern über ihrem Kopf durch die Luft, um sich Platz zu verschaffen. Endlich. Die Angreifer wichen zurück, sie konnte ausscheren und ihre Flucht vor der

Horde fortsetzen. Sie riskierte einen Blick zurück. Die Dinger folgten ihr, aber im Schneckentempo. Wenn sie schnell genug war, würde sie die Meute hinter sich lassen. Wenige Meter vor ihr wartete schon die nächste Gruppe, der Hindernisparcours war noch lange nicht vorbei. Ein gewagter Gedanke schoss ihr in den Kopf und ließ sogleich ihren rechten Finger den entsprechenden Knopf drücken. »Achtung! Wahnsinnsturbo in zehn ... neun ... acht ...« Der Countdown würde sie besser auf die Beschleunigung vorbereiten, sodass sie diesmal hoffentlich im Sattel sitzen blieb. »Sieben ... sechs ...«, sie umklammerte die Lenkstange, verlagerte ihr Gewicht nach vorne und trat weiter in die Pedale. An ihrem rechten Arm spürte sie eine Berührung, dann ein hartes Zupacken: Jemand hatte sie erwischt. »Fünf ... vier ...« Sie warf einen Blick zur Seite, direkt in die leeren Augen der Kindergärtnerin mit den Teelichtern. Ihr Griff bremste Mayas Fahrt gehörig ab. So schlaff die Gestalten wirkten, in ihnen schien eine übernatürliche Kraft zu lauern. »Drei ... zwei ...« Eine weitere, eiskalte Hand, die eines Manns mit Baseballmütze und Brille, legte sich auf Mayas Schulter, und brachte sie völlig zum Stillstand. »...eins ...« Die nächste Kreatur, ein kleines Mädchen mit rosa Dufflecoat und der dazupassenden rosa Pudelmütze ergriff Mayas Hand. Ihr Griff war kalt und klamm und drang durch Mayas Haut in ihre Blutbahnen. Maya spürte, wie ihre Gelenke einfroren, schaffte es dennoch, ihre Beine über Kreuz um die Sattelstange zu wickeln. Mit ihren Händen biss sie geradezu in den Lenker und – »GO!« Der Wahnsinnsturbo schoss ihr Bike aus dem Stand wie eine Kanonenkugel ab. An Lenken war nicht zu denken, wie zuvor überließ Maya ihr Schicksal den physikalischen Mächten, die sie per Knopfdruck gerufen hatte. Den bemühten Mann war sie sofort los, das rosa Mädchen und die Teelichttante waren nicht so

leicht abzuschütteln. Wie zwei schwere Rucksäcke hingen sie an Maya und flogen mit ihr durch die Menge. Die Zombies wichen zurück, gaben taumelnd den Weg frei, aber manche nicht schnell genug. Das Gör in Rosa blieb am Lampion einer Frau mit Strickmütze hängen, und gemeinsam gingen sie polternd zu Boden. Nur die Kindergärtnerin blieb hartnäckig, dachte nicht im Traum daran, loszulassen. Fast hatte Maya es geschafft, ohne nennenswerte Kollision durch den Albtraumumzug zu pesen. Das Ende war in Sicht, der Weg bald frei, da schälte sich eine große Gestalt mit leuchtendem Helm und wehendem Umhang aus der Spitze des Zugs. St Martin, früher einmal Tommy Caruso, schien heute alles andere als ein guter Mann zu sein. Zielstrebig stellte er sich in Mayas Weg, entschlossen, sie aufzuhalten und ... und was überhaupt? Sie zu einer der Ihren zu machen? Das war es doch, was sie wollten, oder? Maya beschloss, später darüber nachzudenken, jetzt, in diesem Moment, galt es, ihr letztes Hindernis zu überwinden und ihren lästigen Fahrgast loszuwerden. Sie riss den Lenker scharf nach rechts, machte einen großen Ausfallschritt, legte ihr gesamtes Gewicht ins rechte Bein und ließ ihr Bike einen vorzüglichen Donut um sich selbst drehen. Die Kindergartentante fuhr die erste, die zweite und die dritte Runde Karussell, dann verlor sie genau im richtigen Moment den Grip: Pfeilgerade flog sie in die Arme vom heiligen St. Martin und riss ihn komplett aus den Schuhen.

Ein triumphales Gefühl überfiel Maya, aber ein Blick über ihre Schulter verriet ihr, dass sie noch lange nicht in Sicherheit war. Waren ihr die Zombies bislang vorgekommen wie die in den alten Schwarz-Weiß-Filmen, nämlich schwerfällig, ziemlich dumm und vor allem sehr, sehr, sehr langsam, so erblickte sie jetzt eine wild auf sie zuhetzende Meute. Diese glich eher den Zombies in den Videospiele, die

sie nicht spielen sollte, wegen der Albträume, die man danach angeblich bekam – Nicht Mayas Meinung, sondern die ihrer Eltern.

Und zum ersten Mal an diesem Abend wünschte sich Maya, dass genau diese jetzt an ihrer Seite wären. Es war doch ein wenig zu viel, allein als 12-jähriges Mädchen mit einer Horde Zombies fertigzuwerden, so was brachte einem ja auch niemand in der Schule bei. Aber für Wünsche war gerade keine Zeit. Maya riss sich zusammen. Sie musste schnell handeln, nicht zögern, runter von der Bremse und los! Weg, nix wie weg!



Kapitel 8

Die Straße zum Basaltwerk war eine der wenigen geteerten Wege im Buxkopfer Wald. Früher waren hier tagein, tagaus die schweren Laster in den Steinbruch hinauf- und voll beladen wieder hinabgefahren. Eine alte verrostete Schranke, an der ein Zufahrt-verboten-Schild Grünspan angesetzt hatte, ragte hoch in die Luft, als würde sie Soro, Theo und Emmy begrüßen.

Bevor sie das schützende Dickicht verließen, vergewisserten sie sich, dass die Luft rein und ihnen das blaue Gespenst nicht gefolgt war. Dann schlichen sie geduckt über den Waldweg und begannen den Aufstieg über die asphaltierte Straße. Unvermittelt wollte Theo losrennen, als Erster am Basaltwerk sein, aber diesmal hielt Soro ihn an der Kapuze seines Hoodies fest.

»Nix da! Hier macht keiner mehr Alleingänge!«

»Weißt du, der Buxkopf ist nämlich eigentlich ein Vulkan«, informierte Theo Emmy, der das gerade gar nicht wissen wollte. Na toll. Ein Vulkan.

»Ist er wirklich?«, fragte Emmy. Seltsam, wie schnell eine solche Info sich auf das Verhalten von Menschen auswirken konnte. Eben noch hatte er keinen einzigen Gedanken an seine Füße verschwendet, und mit einem Mal trat er unfreiwillig so vorsichtig auf, als könnte er durch die Erdkruste direkt in die Lava durchkrachen.

»Ja, also *war* ein Vulkan. Inaktiver Vulkan, heißt das«, plapperte Theo weiter

»Erloschen«, vermutete Emmy.

»Hm-hm, genau«, bestätigte Soro Theos Vortrag. »Buxsteiner Basalt. War früher mal wohl das große Ding in der Welt des Basalts. Aber der Steinbruch ist seit Jahren dicht, noch vor meiner Geburt. Ist aber ein ziemlich abenteuerlicher Ort.«

»Dürfen wir, und äh, deine Freunde, also ... ist das überhaupt erlaubt, dort ...«

»Eh-eh«, Soro schüttelte den Kopf, »Aber das ist ja gerade das Spannende. So wie nachts heimlich ins Freibad klettern.« Sie überlegte einen kurzen Moment, ob Theo sie gehört hatte, dann ergänzte sie, etwas unglaublich: »Also, glaube ich. Habe ich noch nie gemacht, aber ...«

»Aber am Basaltwerk warst du schon?«, wollte Emrah wissen.

»Klar. Da haben wir früher oft gespielt. Schmugglerbande, oder so was. Manchmal auch Weltuntergang.«

»Oder Steinbruch. Oder Basaltwerk«, ergänzte Theo noch zwei fantastische Spielideen für einen Steinbruch oder ein Basaltwerk.

»In der Tat abenteuerlich«, fand Emrah, und er fragte sich, ob er das nach dem Schreck mit der Geisterattacke wirklich noch brauchte. Aber Soro schien sich ihrer Sache sicher. Gemeinsam mit ihren Freundinnen, die am Basaltwerk abhingen, würden sie entweder die verlorenen Laternegänger oder einen sicheren Weg aus dem Wald hinaus finden. Und auch Theo erschien erstaunlich unbekümmert. War vorhin nur ihm der Schreck in alle Glieder gefahren?

Entlang der Straße wuchs ein dichter Nadelwald, und das fahle Vollmondlicht drang nur in kleinen Flecken bis auf den Asphalt vor.

Sie schwiegen eine Weile, dann erkannte Emrah ein gelbes Leuchten, dass von weiter oben durch die Baumreihen fiel. Er hörte Musik und schallendes Gelächter aus derselben Richtung. Das Basaltwerk lag wohl um die nächste Kurve, und anstatt sich auf die Anwesenheit anderer Menschen zu freuen, fiel Emmy das nächste Problem ein.

»Und sag mal«, zögerlich teilte er Soro seinen Gedanken mit, »deine Freundinnen, die Eddie und die, na? Die ...«

»Lara«, ergänzte Soro.

»... denen erzählen wir jetzt ganz einfach, dass wir ein Gespenst gesehen haben?« Soro musste über diese Frage, die Emrah für sehr wichtig hielt, ein wenig nachdenken.

»Ja«, antwortete sie knapp.

»Und die ... die glauben uns das dann, einfach so?«

»Joaaa«, Soro begriff, worauf Emmy hinauswollte.

»Halten uns nicht für vollkommen bekloppt?«, setzte er nach.

»Mal sehen«, entschied sie zuversichtlich. Für Zweifel war jetzt definitiv nicht der richtige Zeitpunkt.

Eine weitere Schranke, diesmal geschlossen, stand ein wenig nutzlos im Weg herum. Man könnte locker sogar mit einem Lkw über das Gras an ihr vorbeifahren, aber Theo kletterte trotzdem umständlich obendrüber. Dahinter begann der Steinbruch. Hier und da standen ein paar Häuser, Büros oder Wohnungen der Arbeiter, die so aussahen, wie man sich unbewohnte Häuser im Wald vorstellt – leer und leblos. Neben den Häusern standen Container, und auf dem Boden führten Schienen zu einer Art Verladestation, die an ein imposantes Brecherwerk anschloss. Alle Gebäude waren vom Zahn der Zeit pechschwarz angestrichen worden. Auf den Dächern, Simsens, Balken und Streben

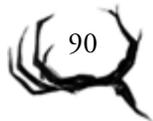
lag eine feine weiße Schicht Basaltstaub. Es sah aus wie Weihnachten in der Hölle. Vermutlich gab es hier Fledermäuse, Waschbären und ... »Igel«, lenkte Emmy sich in Gedanken selbst ab. »Süße, kleine, putzige Igel!« Soro warf ihm einen schrägen Blick zu. Hatte er das laut gesagt? Es war einfach alles zu unheimlich. Nur die alles überragende Seilbahn, mit der man früher wohl den Basalt ins Tal befördert hatte, verlieh dem Ganzen einen Hauch von Abenteuerspielplatz.

Vor der Verladestation brannte ein kleines Feuer in einer Tonne, an der sich ein gutes Dutzend Jugendliche aufwärmten. Zwei weitere saßen auf der Motorhaube eines der beiden Autos, deren Scheinwerfer für die Beleuchtung sorgten. Die Türen des silbernen SUVs standen offen, seine Boxen lieferten den Soundtrack für die Protestaktion, die hier angeblich die Tiere vor den Jägern retten sollte.

Emmy wurde nervös. Die anderen Kinder wirkten so viel selbstbewusster und vor allem älter als er. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Soro beiläufig ihre Laterne hinter einen der Container schleuderte. Seltsam, dachte Emmy, aber vermutlich war ihr das Kinderzeug vor ihren Freundinnen zu peinlich? Sie gab ihrem kleinen Bruder einen kleinen Klaps, und Theo rannte begeistert und wild seinen Lampion schleudernd los, dahin, wo die Party war. Entspann dich, alles wird gut, ermahnte sich Emrah. Vielleicht waren sie hier ja doch in Sicherheit.

»Heyyy, Sorita!!!«, das Mädchen mit der blauen Basecap und den langen schwarzen Haaren darunter winkte Soro begeistert zu. »Hast es ja doch geschafft!«

Alle Blicke der Clique waren auf die Neuankömmlinge gerichtet. Theo, ihre Vorhut, wuselte bereits zwischen den Teenagern herum, holte sich freundliche Haarverwuschelungen von den Mädchen ab



und gab den Jungs unbeholfene High Fives, die sich darüber schlapp-lachten.

Soro umarmte das Mädchen mit der Kappe. »Hi, Dorade.« Eddie gab ihr einen dicken Schmatzer auf die Wange. »Ham dich schon vermisst.« Ein anderes Mädchen mit beeindruckend blond gewellten Haaren und einer kastanienbraunen Lederjacke fiel in die Umarmung mit ein. Mit den neu gefärbten Haaren hätte Soro Lara fast gar nicht erkannt. Sie hatten sich seit kurz vor den Sommerferien, die Soro überwiegend als Theo-Aufpasserin verbracht hatte, kaum gesehen. Als die Schule wieder angefangen hatte, wurden Eddie und Lara in neue Klassen eingeteilt, weil beide nicht mit der Bettenschmidt klarkamen. Ein einziges Mal hatte Soro ihre Eltern bekniert, den Klassenwechsel mitmachen zu dürfen. Aber die hatten gar nicht eingesehen, tätig zu werden, denn Soros Noten bei der Klassenlehrerin waren schließlich 1a, und das war das Ende des Traums, mit ihren beiden Besten während der Schulzeit alt zu werden.

»Hey, du«, George war sich nicht zu cool, seine Kumpels für die Begrüßung eines Mädchens stehen zu lassen. Das machte es so unkompliziert, mit ihm befreundet zu sein. Seit sie nicht mehr auf der Grundschule waren, benahmen sich einige der Jungs wie das Letzte, fand Soro, und es wurde mit jeder Jahrgangsstufe schlimmer. Nur George behandelte sie wie immer. Na ja, also etwas erwachsener. Vielleicht lief Soros Kopf deshalb immer etwas heiß an, wenn sie mit ihm redete.

George gab Soro eine lockere Umarmung, die sie ein wenig aus der Balance brachte. Sie machte einen kleinen Schritt auf ihn zu, näher an ihn heran. Zu nah. Sie wich einen Schritt zurück und knickte dabei etwas ein. Megapeinlich. Aber niemand sagte was. Nur Lara und Eddie warfen sich Blicke zu, die Soro nicht auf Anhieb deuten konnte.



Alle Begrüßungsumarmungen waren erledigt, und Soro fiel siedend heiß Emmy ein, der ja auch noch da war. »Ach ja, und das ist Emmy. Wir gehen in eine Klasse, und ...«

Ein paar lustlose His und Hallos tropften aus den Mündern der Party People. Nur Bernhard ließ Emmy laut und klar wissen »Ich bin Bernhard«. Man nannte ihn auch den »netten Bernhard«.

Emmy winkte mit einer Hand in die Runde, »Hallo alle miteinander«, die andere stopfte er in die gefütterte Tasche seiner Daunenweste.

»Wer bist du? Die Queen?«, hörte Soro Anton Rüdiger lästern, der Emrahs zugegebenermaßen etwas uncooles Winken schlecht nachäffte.

Soro wäre Anton in seinem schicken grünen Trenchcoat dafür am liebsten ins Gesicht gesprungen. Wieso eigentlich? Anton war zu allen immer irgendwie scheiße, und niemand konnte ihn wirklich leiden. Und Emmy konnte ja wohl für sich alleine einstehen. Aber doch fühlte sie sich ein wenig verantwortlich für ihn.

»Halt die Schnauze, du Frosch«, herrschte Eddie Anton an und nahm Emmy an den Schultern. »Warst du schon mal hier?« Emmy schüttelte den Kopf. »Prima, ich zeig dir alles. In den Häusern da ist alles noch wie an dem Tag, als hier Schicht im Schacht war. Da stehen sogar noch die Kaffeetassen auf den Tischen. Manchen Teebeuteln hab ich auch schon Namen gegeben. Komm. Ich bin übrigens Edvige, aber das kann niemand aussprechen, deswegen nennen mich alle Eddie.« »Emmy... wie schon gesagt«, stellte Emmy sich noch mal vor, »also eigentlich Emrah.« »Emmy«, das Mädchen namens Eddie nickte, »das klingt angenehm vertraut«, gut gelaunt hakte sie sich bei ihrem Beinahe-Namensvetter ein und nahm ihn mit auf Besichtigungstour.

Soro atmete durch. Auf Eddie war Verlass. Für die anderen Kids



war die Begrüßungsshow vorbei, und sie widmeten sich wieder den Protestplänen/Partytätigkeiten. Jetzt hieß es, Lara über die Sache mit dem Geist und das Verschwinden der Laternegänger zu informieren. Aber diese giggelte gerade hinter vorgehaltener Hand und lehnte ihre Schulter an Georges Brust, und dessen Hand legte sich vertraut um ihre Taille. Soro schaute weg. Das sah aus wie Kuschn. Oder Schmusen. Sie schaute wieder hin. Georges Hand war verschwunden, aber Lara klebte nun fast an Georges Brust. Soro schluckte. War es Enttäuschung oder Eifersucht? Irgendeines dieser ätzenden Gefühle musste Soros Blick vernebelt haben, denn als George ihn bemerkte, nickte er Lara zu, und die trat daraufhin ziemlich auffällig einen Schritt von ihm ab. Es fehlte nur noch, dass sie unauffällig eine unschuldige Melodie gepfiffen hätte. Es war klar, dass Soro diese neue Zuneigung zwischen den beiden nicht sehen sollte. Aber sie hatte sie gesehen. Und Geister und Gespenster spielten plötzlich keine Rolle mehr.

Obwohl sie ihn etwas seltsam fand, wollte Eddie dem Jungen, den Soro da angeschleppt hatte, eine Chance geben. Sie gab ihm jetzt die große Tour und Lara dadurch die Gelegenheit, mit Soro unter vier Augen zu reden. Und zu reden gab es nämlich durchaus was.

»Sag mal, die Seilbahn, funktioniert die denn noch?«, der Junge, ach ja, Emmy hieß er, folgte ihr brav über das Gelände.

»Ach, äh, weiß nicht, vielleicht, aber cool, oder? Alles richtig alt...« Eddie wusste nicht viel zu sagen über das Basaltwerk, aber sie hatte einen Lieblingsort: die Büroräume im Haus mit dem Flachdach. Da standen tatsächlich noch alte Computer, aus welchem Jahrhundert auch immer. An den Wänden hingen Kalender aus dem Jahr, als das Werk geschlossen wurde und anscheinend eine Kleidungsknappheit



herrschte, zumindest hatte so eine die Ladys auf den Kalenderfotos ereilt. Niemand hatte die Aschenbecher oder die Papiereimer geleert, alles wartete vergeblich auf die Rückkehr der Männer, die dort gearbeitet hatten. Und über allem lag dieser feine, weiße Staub. Ein echtes Geisterbüro.

»Mach dich auf was echt Gespenstisches gefasst«, versprach Eddie, während sie die angerostete Tür aufdrückte. Was war das denn? Zuckte dieser Emmy da gerade wirklich leicht zusammen? Hatte der etwa wirklich Schiss? Hervorragend.

Langsam schritt sie den Flur ab und warf gespielt vorsichtige Blicke in die Räume links und rechts. Da war die Teeküche (ziemlich lahm), eine Art Sekretariat (stark! Ein vergilbtes Fax-Gerät und Kopierer, sowie ein Drehstuhl mit Achsenbruch), die Toilette (nur Herren. Damen hatten hier wohl nie gearbeitet) und schließlich das große Chef-Büro. Eddie konnte sich super vorstellen, wie es gewesen sein musste, hier der Chef zu sein. Wirklich gruselig war es hier allerdings irgendwie doch nicht.

»Ganz schön gruselig, was?«, Eddie versuchte es zumindest, aber auch wenn Emmy nervös wirkte, Angst schien er nicht zu haben. Eddie beschlich der Gedanke, dass seine Nervosität eher etwas mit der Entfernung zu Soro zu tun hatte als mit dem verstaubten Zimmer. Na klar! War doch offensichtlich. Der Junge hatte 'nen Crush auf Soro. Total verknallt. Und drauf und dran, umzukehren. So nicht. Auch, wenn es sie nichts anging, sie musste Lara ein wenig mehr Zeit verschaffen, damit sie Soro schonend beibringen konnte, dass sie nun mit George zusammen war.

»Und? Ist doch besser als St. Martin hier, oder?« Emmy zuckte nur mit den Schultern. »Ist eh komisch, dass du und Soro bei so einem

Kinderkram mitmacht. Wir«, und sie betonte das wir bewusst etwas angeberisch, um Emmy aus der Reserve zu locken, »machen hier ja was für die Umwelt.«

»Meine Eltern haben mich quasi gezwungen«, verteidigte sich Emmy, »wäre auch lieber zu Hause geblieben.« Sein Blick wanderte aus dem Fenster und suchte dort das Dunkel ab. Wonach? Keine Ahnung, Soro war ja auf der anderen Seite vom Haus. »Das kannst du mir glauben«, er klang abwesend, seine Gedanken waren wohl mit was ganz anderem beschäftigt.

»Du bist neu hier in Buxstein, richtig? Gehst in Soros Klasse.« Er nickte stumm. Wurde er da ein wenig rot. Bingo! »Und? Schon viele Freunde gefunden?«

Emmy blickt auf den Boden, als würde er dort nach einem Taschenrechner suchen.

»Na ja, Soro ist cool. Dann ist da noch Maya, wobei...«

»Maya Teichmann? Oh Gott!«, warf Eddie ein.

»...ob wir so richtig Freunde sind. Ach ja, und diese komischen Zwillinge.«

Eddie zog hörbar die Luft ein. »Die Walchs!« Oh, das war gut. Das war sehr gut! Mit den Walchs konnte sie ihm vielleicht doch noch eine Gänsehaut einjagen. Es gab viele gruselige Storys um die Walchs, und Eddie meinte, die allergruseligste zu kennen. Und das hier war die perfekte Gelegenheit...



Eddies allergruseligste Gruselstory über die Walchs

Niemand in ganz Buxstein beziehungsweise Mauseck bei St. Trampolin, wo der Hof der Walch-Eltern liegt, will darüber reden. Schon gar nicht in der Schule, denn obwohl Karlotta und Josef dort wie Zwillinge behandelt werden, stimmt das nicht so ganz. Irgendjemand, vermutlich einer aus den höheren Klassen, sagen wir, es war der Kristian Pszynski, wurde mal zur Schuldirektorin zitiert. Nur die war gerade beschäftigt und hatte den Kristian vergessen. So saß er geduldig wartend im Sekretariat und ließ die Zeit verstreichen, denn alles war besser, als in Physik zu hocken. Schüler und Schülerinnen kamen und gingen, die Frau Mannhardt und die Frau Dinter telefonierten, tranken Kaffee, erzählten sich langweiliges Zeug, und irgendwann kam Karlotta Walch rein. Irgendwas wegen ihrem Busticket und dem für ihren Bruder, denn sie mussten ja täglich ein paar Kilometer von St. Trampolin nach Buxstein und wieder zurück. Die Dinter hatte die Unterlagen rausgeholt,



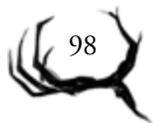
da ging der Feueralarm an. Also alles stehen und liegen lassen und alle raus. Nur dem Kristian schenkte keiner Beachtung, und weil er jetzt schön alleine im Büro war, dachte er, er guckt sich hier mal um. Vielleicht könnte er ja am Computer die ein oder andere Note nach oben korrigieren oder gucken, wie die Telefonnummer von der Desiree war. Zu seinem Pech (und zu Desirees Glück) war der PC aber passwortgesichert und Kristian kein Hacker. Er hatte zwar das Passwort »Passwort« probiert, aber das war leider kein Treffer. Also entschied er sich, nun doch mal raus auf den Hof zu gehen, wer weiß, vielleicht war's ja ein echter Feueralarm, nicht bloß zur Probe. Da blieb sein Blick an den Schulakten der Walchs hängen. Und das, was ihm da ins Auge fiel, verunsicherte den doch recht simpel gestrickten Kristian zutiefst. Denn laut der Aktenauskunft waren die Walchs zwar Geschwister, aber Karlotta war ein Jahr und vier Tage älter als Josef. Sehr ungewöhnlich für Zwillinge.

Fortan verbreitete sich das Gerücht, dass die beiden einfach nur normale Geschwister waren und man sie wie Zwillinge behandelte, weil ihre Eltern darauf bestanden. Die Wahrheit allerdings, von der die Walchs nicht wollten, dass sie je ans Licht kam, war folgende: Eigentlich hätten die Walch-Eltern gar keine Kinder bekommen dürfen. Der Papa war wohl unfruchtbar, oder die Ärzte hatten es der zierlichen Frau Walch verboten. Um doch noch mit Kindern gesegnet zu werden und Erben für den Hof zu zeugen, ließen sich die Walchs aber auf einen Deal mit einer Hexe aus Unter-Böslingen ein. Die versprach den Walchs nicht nur einen Nachkommen, nein, sondern gleich zwei. Sie mussten dafür nur ihr Hexenritual mitmachen (ein Wochenend-Workshop, außerhalb der Saison günstiger) und eins der beiden Zwillingskinder an sie abgeben. Die Walchs waren ein-

verstanden. Aber als die Stunde der Geburt nahte, überfiel sie die Reue. Welches ihrer lang ersehnten Kinder konnten sie abgeben? Sie wussten, dass sie beide gleichermaßen lieben würden und ohne eins der beiden niemals glücklich wären. Als Karlotta das Licht der Welt erblickte, fiel ihnen noch im Kreissaal die Lösung des Problems ein. Frau Walch behielt nur dank der Kraft ihres Willens das zweite Kind im Bauch. Der Hexe täuschten sie vor, dass ihr Zauber wohl nur so halb gelungen war, und als die Alte ein Jahr später glücklicherweise verstarb (oder nach Niedereulenbach umgezogen war), brachte Frau Walch den Josef zur Welt. Er konnte schon laufen und etwas sprechen und war bereits genau so groß gewachsen wie seine Schwester, die in der Tat sein Zwilling war.

»Krasser Scheiß, oder?«, fand Eddie, aber Emmy hatte ihrer Story nur so halb zugehört. Es interessierte ihn auch gerade gar nicht, wer sich da welche Schauergeschichten ausgedacht hatte. Dafür war der Grusel, den er ja tatsächlich gerade wirklich erlebte, viel echter, dringlicher. Aber Eddie war Soros Freundin, und ihr vor den Kopf stoßen wollte er nun auch nicht. Er überlegte, ob er sie stattdessen damit konfrontieren sollte, dass in diesem Moment echte, angriffslustige Geister ihr Unwesen im Wald trieben. Aber nein, besser Soro würde das übernehmen. Eddie, Lara und die anderen waren schließlich ihre Freunde. Ihr würden sie viel eher glauben als dem Neuen aus Hannover. Er hoffte nur, dass sie ihre Aufgabe nicht über das Wiedersehen und die Aussicht auf eine tolle Party vergessen würde. Das wäre dann, nun ja ...

»Echt krasser Scheiß«, teilte er Eddie mit, ohne ihr zu stecken, was er damit wirklich meinte.



In der Tat war für Soro die Geisterbegegnung über das Aufeinandertreffen mit ihren besten Freundinnen und den anderen Jungs gerade stark in den Hintergrund getreten. Und bei Jungs dachte sie vor allem an einen. Lara und George? Wann war denn das passiert? Soro presste die Lippen hart aufeinander und merkte, dass ihr Puls schneller ging.

»Ja, die Jäger haben sich hier noch nicht blicken lassen«, informierte George sie, steckte sich eine Zigarette in den Mund, als wäre das keine große Sache, und flippte ein goldenes Sturmfeuerzeug auf, das eine große, nach Benzin stinkende Flamme preisgab.

»Was für Aktionen habt ihr denn auf Lager, wenn sie auftauchen?«, Soro gab sich Mühe, cool und bei der Sache zu bleiben, auch wenn die Treibjagd, die Nacht-Demo oder die Party alles gar nicht ihre Sache war. Seit wann rauchte George? Er musste ihren angewiderten Blick bemerkt haben, etwas verlegen nahm er die Zigarette wieder in die Hand, steckte diese in den Kängurubeutel seines Hoodies und ließ das Feuerzeug in der Gesäßtasche verschwinden.

Lara haute ihm mit der flachen Hand auf die Brust und schaute ihn zuerst streng, dann verspielt schüchtern an. Er war Wachs in ihren Händen. George, der sonst eigentlich der normalste Junge der Welt gewesen war, feixte jetzt dümmlich vor sich her und stand aufgeblasen herum. Soro hatte mit ihm endlos über Bücher, Filme und blöde Lehrer schwadronieren können, und auch wenn es um Eiscreme-Sorten ging, waren sie meistens einer Meinung. Aber dieser George war Geschichte. Ein pubertierendes Coolnessmonster hatte über die Sommerferien offenbar seinen Platz eingenommen, und Lara hatte es sich geschnappt. Lara, die genau wusste, dass Soro viel zu oft an George dachte, auf dem Schulhof immer nach ihm Ausschau hielt. Schöne Freundin! Schöner Mist! Jetzt war ihr auch klar, warum sie seit den Ferien das Gefühl nicht loswurde,



dass Eddie und Lara ihr aus dem Weg gingen. Und so sahen sie sich jetzt wieder. Lara, die ihre frisch benagellackten Finger auffällig unauffällig an seinen Arm schmigelte, George, der gerade gar nicht wusste, wohin mit seiner erwachenden Männlichkeit, und Soro, die von einer Kindergarten-Laternen-Veranstaltung kam. Abgesehen davon, dass diese spurlos im Wald verschwunden war und sie ihre erste paranormale Begegnung erlebt hatte, war alles einfach megapeinlich!

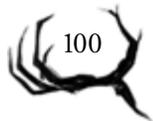
Aber es half nichts, sie musste die anderen informieren, dass sie in großer Gefahr schwebten. So war es doch, richtig? Und Soro Bratmüller hatte keine Angst! Alles sauste um sie herum, und verzweifelt versuchte sie, einen klaren Gedanken zu fassen. Selbst als Anton Rüdiger sich zu ihnen gesellte und sie blöde von der Seite anmachte.

»Na, Bratmüller? Wo haste denn dein Laternchen?« Das Ekelpaket legte sogar seinen Arm um ihre Schultern. Soro wurde schlecht.

»Lass das, Rüdiger«, zischte Lara den Kerl an, der einem eigentlich leidtun musste. Es ist schließlich kein schönes Schicksal, wenn man den Vornamen als Nachnamen trägt und einem dann noch nicht mal ein Nachname als Vorname vergönnt ist. Aber Soro tat sich gerade erst mal selbst leid.

»Was denn, was denn? Ist doch wahr«, verteidigte sich Anton Rüdiger, der mit zweitem Vornamen Ignatz hieß. »Ist doch Kinderkacke, der ganze Mist mit dem ach so tollen St. Martin. Reicher Sack gibt halbe Hose an Penner ab, wow, was 'ne Story! Und was wird draus? Noch ein blöder Bullshit-Feiertag, an dem dumme Eltern ihre Gören zwingen, Papiermüll zu verursachen und an böse Geister zu glauben!«

Für seine dämliche Ansprache erntete Anton jede Menge Beifall und »Genaus« und »Höhös« von den anderen. Die älteren Jungs und Mädchen ignorierten sein Krakeel. Sie umgab eine Aura der Abgeklärtheit



und Coolness, für die sie von Anton, George und den anderen Kids beneidet und zuweilen auch angehimmelt wurden. Völlig unbeeindruckt von alldem war hier wohl am ehesten Theo, der genau zugehört hatte und der Coolbleiben als Konzept entweder doof fand oder noch gar nicht kannte. »Gar nicht wahr«, mischte er sich ein, und alle Augen richteten sich auf ihn.

»Was hast du denn, kleiner Mann?«, verhöhnte Anton Theo, der trotzig die Nase rümpfte. »Hast du Pudding in der Hose, weil es so viele Monster im Wald gibt, die dich auffressen wollen?«

»Hab ich nicht! Der Pudding ist im Kühlschrank«, welchen Pudding Anton meinte, verstand Theo offenbar nicht. »Und im Wald gibt es überhaupt keine Monster. Aber Gespinster! Wir können das beweisen, denn wir haben eins gesehen!«

Emmy malte gerade ein verunsichertes Smiley-Gesicht in die weiße Staubschicht auf dem Chef-Schreibtisch, als ihn und Eddie schallendes Gelächter aufhorchen ließ. Es folgte ein wütender, kindlicher Schrei, schnelle kurze Schritte über Kies und dann Soros mahnende Stimme, die laut nach ihrem Bruder rief. Emmy und Eddie sahen sich an und eilten zur Tür des Geisterhauses. Sie sahen Soro in Richtung Schranke laufen, wahrscheinlich Theo hinterher, aber der war nicht mehr zu sehen. Emmy dachte nicht lange nach und ließ Eddie unvermittelt stehen, um nun als Dritter in die Dunkelheit zu rennen. Schon klar, dachte Eddie, der steht auf sie. Aber so was von. Aber das war ihr jetzt auch egal, drüben an der Feuertonne schien die Stimmung ganz ordentlich zu sein, also nix wie hin. Familien- und Liebesdramen kamen in Serien viel besser als in Real Life.

Vor allem die Jungs amüsierten sich königlich. Lara warf ihr einen



giftigen Blick zu, der wissen wollte, wo sie so lange gesteckt hatte. Anstatt darauf einzugehen, eröffnete Eddie ihre Rückkehr von der Werksführung mit einer Gegenfrage. »Und was gibt's zu lachen?«

»Naaa, Eddie? Willst du mal Gespenster sehen? Dann musste nur den Bratulas hinterher! Die sehen die überall. Total balla-balla!« Antons Lachen war so echt wie Eddies Eins in Deutsch im letzten Test, dessen Lösungen Herr Charistes dummerweise auf dem Kopiergerät hatte liegen lassen.

Eddie verdrehte die Augen. »Ist ja wirklich ganz groß, dass ihr euch über Theo lustig macht. Dem habt ihr's hoffentlich ordentlich gegeben. Was fällt dem eigentlich ein, noch so klein zu sein?«

»Sachte«, mischte sich George ein, der sich gerade eine Zigarette anzünden wollte, die Lara ihm aus dem Mund fischte und wegwarf. Aber George fand sich viel zu cool, um sich davon irritieren zu lassen. »Wenn Anton Rüdiger von den Bratulas spricht, dann meint er schon beide.«

»So isses«, Laras Augenbrauen verkündeten Mitleid mit der armen Soro. »Weiß auch nicht, was mit ihr passiert ist. Aber bei so Spinnereltern, na, das muss ja vermutlich irgendwann abfärben.«

»Wovon genau redet ihr bitte?«, Eddie hatte genug.

»Theo hat behauptet, sie beide und der andere Junge wären von einem Gespenst angegriffen worden.«

»Der ist ein Kind«, verteidigte Eddie den Bruder ihrer Freundin. »Zu viel Fantasie!«

»Das Ding ist aber«, triumphierte Lara, »Soro hat das auch behauptet!«

»Wie bitte?«

»Ja. Deswegen ist sie überhaupt hier aufgekreuzt, hat sie gesagt. Um uns zu warnen.«



»Vor dem Gespenst?«, fragte Eddie zögerlich.

»Ja. Und noch was, die Eltern sind wohl alle ... verschwunden oder haben sich verlaufen, oder ach ... was weiß denn ich, was die für komischen Kr...«, Lara blieb der Rest ihrer Tirade im Halse stecken. Was war denn jetzt mit Eddie los? Ihre Augen weiteten sich um das Doppelte, ihr Mund klappte auf, und sofern man das im Schein des Tonnenfeuers erkennen konnte, musste ihr in diesem Moment auch jegliche Farbe aus dem Gesicht gewichen sein. Ihr Blick richtete sich gen Himmel, die anderen drehten besorgt ihre Köpfe, um zu sehen, was es da zu sehen gab.

»Nein, nein ... du hast mich nicht verstanden«, Eddies Stimme zitterte. »Ich hab gefragt, ob sie uns vor *diesem* Gespenst gewarnt hat.« Blass wie eine neu verputzte Wand zeigte sie auf ein bläulich schimmerndes Etwas, das langsam aus dem Brecherwerk herausschwebte.

Theo war nicht weit gerannt, nur bis kurz hinter die Schranke, Soro holte ihn schnell ein. Sie legte beruhigend ihre Arme um den kleinen, aufgebracht Kerl.

»Ich hab die Hosen nicht voll«, widersprach Theo trotzig Antons Vorwurf, der ihn dazu veranlasst hatte, wutentbrannt davonzurennen.

»Niemals«, bekräftigte ihn Soro und war froh, als sie Emmy auf sie zuspurten sah.

»Sie glauben uns kein Wort«, teilte Soro ihm mit, ihre Stimme klang resigniert.

»Irgendwie wundert mich das nicht«, gab Emmy zu. »Ich meine, stell dir mal vor, dir würde jemand so eine unglaubliche Geschichte auftri-«

Ein Schrei der Angst erklang wie aus dem Nichts und schnitt Emmy das Wort ab.



»Eddie?«, die Stimme ihrer Freundin würde sie in jeder Tonlage erkennen.

»Klingt nicht gut«, Emmy ließ die Schultern hängen.

»Kommt«, forderte Soro die beiden Jungs auf. »Aber vorsichtig!«

Während in der Ferne immer mehr Panikrufe zu hören waren, schlichen die drei vorsichtig zurück, bis die Verladestation in Sicht war. Die Teenager standen starr vor Angst um die Tonne herum und reckten ihre Hälsen in die Höhe. Und das aus gutem Grund. Über ihnen schwebte ein ganzer Auflauf der kleinen Gespenster.

»Fünf, sechs, sieben, acht Gespinste«, zählte Theo flüsternd. Ihr blauer Schimmer fiel auf das schwarze, vergammelte Gebäude hinter ihnen und machte es dadurch nur noch schauriger. Einige der Kids hatten offensichtlich Blei in den Beinen, ein paar andere wurden rastlos, traten unruhig auf der Stelle und warteten auf ein Signal zur Flucht, das ihnen niemand geben würde.

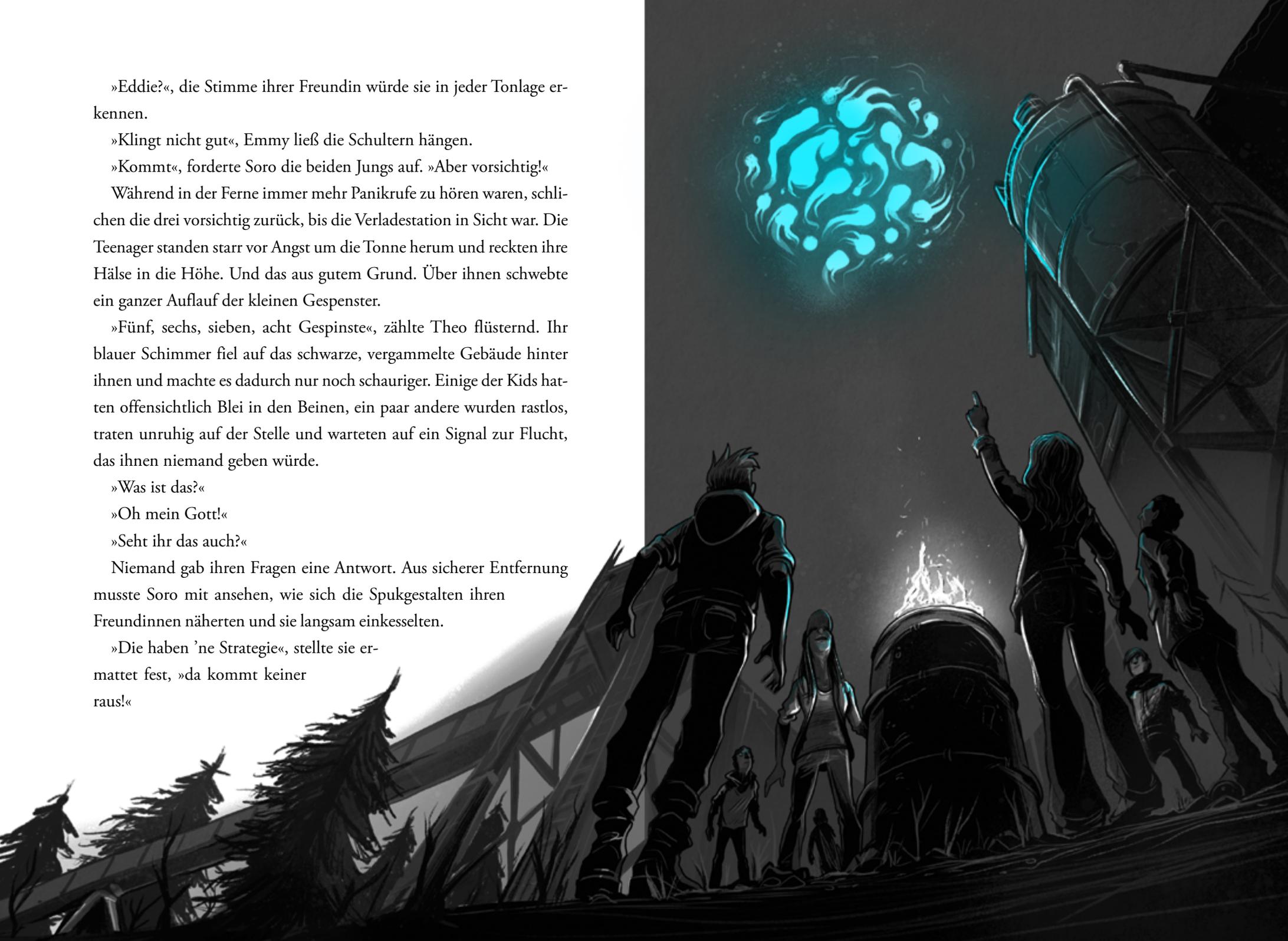
»Was ist das?«

»Oh mein Gott!«

»Seht ihr das auch?«

Niemand gab ihren Fragen eine Antwort. Aus sicherer Entfernung musste Soro mit ansehen, wie sich die Spukgestalten ihren Freundinnen näherten und sie langsam einkesselten.

»Die haben 'ne Strategie«, stellte sie ermattet fest, »da kommt keiner raus!«



Göran, einer der Älteren, versuchte es trotzdem.

»Scheiß auf den Scheiß!«, ließ er die anderen lautstark wissen. Er stürzte aus der Gruppe, auf die Kühlerhaube des Kombis seiner Mutter und rollte sich ab, als wäre er der Held in einem Actionfilm. Aber auch die mussten so was vorher ja mal üben, und Göran hatte den Helden bisher nur dabei zugesehen, wie sie in Filmen über die Motorhaube flutschten. Er selbst hatte den Move eindeutig nicht drauf, machte eine Rolle zu viel und plumpste flach auf den Bauch.

»Nix wie weg!«, brüllte Anton Rüdiger und rannte los, direkt in einen der beiden blauen Geister, die sich unbemerkt von hinten an ihre Beute herangetastet hatten. Soro entfuhr ein erschrockenes Zischen, als Anton und der Geist aufeinandertrafen. Denn weder prallte Anton gegen das Gespenst, noch flog dieses durch ihn hindurch. Viel mehr stürzte es sich begeistert in Antons Körper, der das Wesen komplett zu verschlucken schien. Anton verharrte in einer seltsamen Pose, wie die Statue eines olympischen Athleten, und wurde dabei immer blässer und weißer. Niemand konnte die Augen von dem schrecklichen Schauspiel wenden, nur Emmy bemerkte etwas, was ihm vorher nicht aufgefallen war. Aber er bekam kein Wort über die Lippen. Stattdessen sah er mit an, wie Anton ungelenkt ein Bein bewegte. Erst das eine, dann, wie von fremder Hand geführt, das andere, und dann drehte er sich ein halbes Mal um die eigene Achse. Ein Schimmern umgab ihn, bläulich, so wie der Schein, den das Gespenst absonderte. Alle Teenager schrien gleichzeitig auf und rannten panisch in alle Richtungen auseinander. Das schien für die anderen Geister das Zeichen zu sein: Die Jagd war eröffnet!

Erst erwischte es Lara, dann George, dann den netten Bernhard. Eddie schaffte es fünf Meter weit, bevor ein Geist von ihr Besitz ergriff.



Linus, der andere Ältere, krabbelte zu seinem SUV und wurde erwischt, als er schon halb auf den Sitz geklettert war. Und noch einer. Und noch einer. Und aus dem dunklen Wald hoch über dem Steinbruch erschienen weitere kleine blaue Flecken, die bedrohlich den Hang herunterschwebten.

»Wir müssen weg hier, und zwar schnell!«, zischte Emmy die beiden Geschwister an. Das war eindeutig die beste Idee, da gab es kein Vertun. Wachsam und so unauffällig wie möglich traten die drei den Rückzug an.

Außer Sichtweite, rannten sie los, als ginge es um ihr Leben.

»Der Nebel«, raunte Emmy Soro schnaufend seine Entdeckung zu. »Sie kommen mit dem Nebel!«





Kapitel 9

Maya raste durch den Wald. Sie war außer Atem, trotz Turbo-Unterstützung. Die zombifizierten Buxsteiner waren ihr immer noch dicht auf den Fersen. Wovon auch immer sie besessen waren, es verlieh ihnen übermenschliche Kräfte und den unbeugsamen Willen, ihr Opfer einzufangen und dann wer weiß was mit ihm anzustellen. Sie musste nicht den Kopf drehen, um zu wissen, dass ihre Verfolger direkt hinter ihr waren und immer näher kamen, sie spürte, hörte und roch es. Dabei rochen diese blau schimmernden Zombies gar nicht schlecht, nämlich nach Lavendel, Thymian und Rosmarin. Vielleicht dünsteten aber auch nur die besonders ernährungsbewussten Eltern diesen Kräuterschweiß aus. Machte ja Sinn, dass diese auch die fittesten an der Spitze der Jagd – Maya schüttelte sich. Zu viele Gedanken! Denken half jetzt wenig, sie musste etwas tun. Doch die Möglichkeiten, die ihr Bike bot, waren beinahe ausgeschöpft, und die Batterie, die den Wahnsinnsturbo fütterte, war bereits im roten Bereich. Mit etwas Glück war das genug Power für ein letztes, gewagtes Manöver.

Beruhigt stellte sie fest, dass das elektrische Teelicht immer noch glomm und sogar einigermaßen hell war. Mit einem Ruck riss sie das Kabel der Vorderbremse aus der Lenkstange. Anhalten war sowieso nicht mehr drin. Mit einer Konzentration, um die sie sich später selbst beneiden würde, gelang es Maya, den Stab des Luminators mit dem

Bremsdraht am Lenker festzubinden, so, dass der Glaslampion aufrecht in die Höhe leuchtete. Sie spürte einen Luftzug am Rücken. Eine Hand, die nach ihr gegratscht hatte, verfehlte sie um Millimeter. Jetzt oder nie, dachte Maya, und bog nach rechts ab, hinein in das Dickicht des Waldes, den bemoosten Hang hinab. Gleichzeitig drückte sie auf das Display und wählte in Windeseile ein Zusatzprogramm: Autopilot. Beim Programmieren hatte sie kurzfristig überlegt, die Funktion Tempomat zu nennen. Sie bewirkte nichts anderes, als die Geschwindigkeit zu halten, aber bei Autopilot dachten die Erwachsenen dann immer gleich oho, kompliziert und aha, KI oder was, und Maya fand das ziemlich witzig.

Das Rad schoss den Berg herunter, hüpfte über die ein oder andere Wurzel, und Maya stellte sich kerzengerade auf die Pedale. Sie musste den perfekten Moment erwischen, sonst sähe es schlecht aus für sie. Sie hielt auf eine Böschung zu, unter der ein weiterer Wanderweg, der Nonnen-Pfad, entlangführte. Wie über eine Schanze flog das Rad über den Weg, und Maya sprang ab. Wie in Zeitlupe sah sie direkt neben ihrem Gesicht einen knorrigen Ast vorbeifliegen, spürte die feuchtkalte Nachtluft über ihre Wangen streichen. Als wäre sie vom Zehnmeterbrett gesprungen, breitete sie ihre Arme aus und landete auf dem weichen, bemoosten Nadelbaumboden, rollte sich ab und kam unter einem Strauch Besenginster zum Liegen. Sie hielt den Atem an, reckte den Kopf und sah das Bike in die Ferne sausen. Dicht darauf folgte eine Herde Buxstein-Zombies, die wie von Sinnen und auf allen vieren wie Wölfe dem wild flackernden Licht der Laterne nachjagten. Kurze Zeit später hatte der dichte Nebel Köder und Jäger verschluckt. Stille eroberte den Wald zurück. Maya verließ erschöpft ihr Versteck. Sie hatte eine ungefähre Ahnung, wo sie war. Am klügsten erschien es ihr, sich

von hier aus durchs Gebüsch zurück zum Parkplatz zur Letzten Wurst, zu schlagen. Sie war noch etwas benommen von der wilden Aktion. Vielleicht bekam sie auch deswegen nicht mit, wie jemand leise ihren Namen rief.

Nach gelungener Flucht wollten auch Soro, Emmy und Theo die Letzte Wurst aufsuchen. Um nicht entdeckt zu werden, krochen und krabbelten sie unter Sträuchern und Hecken hindurch, schlichen von Baum zu Baum und gaben sich stille Zeichen, wenn die Luft rein war.

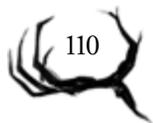
Keiner der drei traute sich, auch nur ein Wort zu wispern, selbst Theo blieb erstaunlicherweise stumm wie ein Igel. Mit dem Laub, das sich in seinen Haaren sammelte, sah er auch ein wenig aus wie einer. Erst als sie das alte Backhaus erreichten und wortlos vereinbarten, im Schutz der Hexen-Herberge eine Rast einzulegen, atmeten sie hörbar aus. Im schummerigen, elektrischen Licht von Theos Laterne pflanzten sich die beiden Geschwister auf den Boden, Emmy sah sich nervös um.

Soro legte den Arm um ihren kleinen Bruder, froh, dass ihm nichts passiert war, und im gleichen Moment stolz, wie tapfer und unerschrocken er die Schrecken der Nacht wegsteckte. Vielleicht hielt er alles für ein aufregendes Spiel. Wer konnte schon in den Kopf eines Sechsjährigen schauen. Mehr Sorge bereitete ihr Emmy, dessen Gedanken nicht zu Ruhe kamen und seinem Körper befahlen, von Fenster zu Fenster zu schleichen, um nach möglichen weiteren Geistern Ausschau zu halten.

»Ich glaube, wir sind hier sicher«, versuchte sie, ihn zu beruhigen.

Seufzend ließ Emmy vom letzten Fenster, das er noch nicht kontrolliert hatte, ab und setzte sich im Schneidersitz auf den kalten, von Kiefernzapfen bedeckten Boden.

»Aber für wie lange«, Emmy rieb sich müde die Augen und bekam



gar nicht mit, dass Soro ihm einen strengen Blick zuwarf, dass er Theo nicht unnötig beunruhigen solle. »Und selbst wenn. Wir können ja hier nicht die ganze Nacht bleiben.«

»Sind wir da nicht schon vorhin durch? Wir waren uns doch einig: Plan B – Letzte Wurst, richtig?« hakte Soro nach.

»Ja, aber da dachten wir noch, wir hätten es mit *einem* Geist zu tun. Und wir wussten auch noch nicht, zu was die in der Lage sind...«

Emmy hatte recht. Der Überfall am Basaltwerk. Sie hatte das, was sie da miterleben mussten, noch überhaupt nicht komplett realisiert. Lara und Eddie fielen ihr ein und ihre entsetzlichen Hilfeschreie. Ein Schauer kroch über Soros Körper. Was, wenn das das letzte Mal gewesen sein sollte, dass sie ihre Freundinnen gesehen hatte? Sie konnte den Gedanken nicht zulassen, denn sonst müsste sie unweigerlich dasselbe über ihre Eltern denken. Dass sie Mama und Papa auf einem blöden Laternenumzug zum letzten Mal...

Emmy schien genau dieser bedrückende Gedanke ebenfalls zu beschäftigen.

»Glaubst du, die anderen sind alle in Sicherheit? Da unten am Parkplatz?«

»Vielleicht sind sie auch in die Stadt runter und haben sich zu Hause verbarrikadiert...«, überlegte Soro laut, aber sie war nicht wirklich überzeugt. Im Gegensatz zu Theo: »... und haben die Polizei gerufen!«

Soro verkniff sich ein Lachen. Die Vorstellung von Buxsteins beiden Cops Marco Witzel und Simone Plinketti, wie sie vergeblich versuchen, den Erscheinungen Handschellen anzulegen, war zu komisch. Aber Theo jetzt zu widersprechen, wäre alles andere als klug gewesen. Stattdessen pflichtete sie ihm bei.

»Genau. Und die Feuerwehr.«



»Quatsch!«, wurde sie von Theo belehrt. »Was will die denn da? Die Gespinster müssen doch nicht gelöscht werden.«

»Vielleicht«, schlug Emmy vor, »hat der Feuerwehrchor sich spontan zusammengefunden und singt diese ›Gespinster‹ in die Flucht?«

»Äh-äh«, Theo schüttelte den Kopf, ein Blatt löste sich aus seinem Haar und schwebte zu Boden. »Die haben doch die Hosen voll, wenn sie die sehen. Und dann kriegen sie keinen Ton heraus!« Da war sich Theo sicher.

»Weißt du, wer garantiert *nicht* die Hosen voll hat? Mama und Papa!« Soro wusste, dass es gewagt war, jetzt doch ihre Eltern zu erwähnen. Aber erstens stimmte das, ihre Eltern waren schon ziemlich schräg, und ängstlich hatte Soro sie noch nie erlebt. Schon gar nicht, wenn es um Übernatürliches ging, da waren sie eher sehr, sehr interessiert. Zumindest ließ ihre heimische, stetig wachsende Horror-Videothek diese Vermutung zu. Und zweitens nahm Theo den Hinweis gut auf. Er dachte gar nicht daran, dass Mama und Papa etwas zugestoßen sein könnte.

»Na ja«, überlegte Emmy laut. »Vielleicht kriegen die ›Gespinster‹ ja auch Bammel, wenn sie deine verrückten Eltern und ihre komischen Lampions in Kopfform sehen und ... Autsch!« Ein Zapfen traf Emmy an der Stirn.

»Heee«, Theo war gar nicht einverstanden, dass Emmy die bratmöllerischen Lampions beleidigte, und griff schon nach dem nächsten Zapfen. »Lass das!«

Emmy musste zugeben, dass das im Moment vielleicht nicht der passende Spaß gewesen war, und murmelte ein verdattertes »tschuldigung«. Soro fand den Witz gar nicht schlecht, aber noch amüsanter fand sie Emmys schnellen Rückzug. Dabei war Humor doch jetzt vielleicht genau das, was sie brauchten.



»Ich mein ja nur, diese ›Gespinster‹ sind – AU!«, versuchte sich Emmy zu rechtfertigen, doch da traf ihn der nächste Zapfen, diesmal an der Schulter.

»Und sag nicht immer Gespinster«, fügte Soro hinzu. »Das ist Theos Wort!«

»Genau«, unterstrich dieser Soro sehr gute Feststellung mit dem Werfen eines weiteren Kiefernzapfens. Dieser wäre weit an Emmys Kopf vorbeigeflogen, aber reflexartig schoss seine Hand in die Höhe, und er fing Theos Wurfgeschoss im Flug.

»Aha!!!«, triumphtierte er und schleuderte den Zapfen postwendend zurück an Theo, locker aus dem Handgelenk, um ihn nicht doch aus Versehen zu verletzen.

Theo sagte trotzdem »Aua«, als der Zapfen in seinem Schoss landete.

»Heee! Was fällt dir ein, meinen Bruder zu bombardieren?«, Soro spielte Empörung fiel besser aus, als sie gedacht hätte. Für einen Moment sah sie die Verunsicherung in Emmys Gesicht. Sie nutzte die Gelegenheit, mit beiden Händen Zapfen aufzuschaukeln und sie auf Emmy regnen zu lassen. Dieser wehrte sich mit Händen und Füßen und fing erleichtert an zu giggeln. Kichernd lieferte Theo seiner Schwester Schützenhilfe, die Zapfen prasselten auf Emmy ein, wie Blumen und Kuscheltiere auf eine Boyband.

»Na wartet!« Schützend hielt Emmy seinen Arm vors Gesicht, mit der freien Hand tastete er nach einem geeigneten Zapfen, um zum Gegenschlag auszuholen, wurde fündig und schickte das schuppige Ding schwungvoll ins Gefecht. Er hatte ordentlich ausgeholt, und um sich selbst rotierend schoss der Zapfen an Soro Kopf vorbei, durch den ganzen Raum und durch ein Fenster hinaus vor die Hütte. Ein dumpfer Laut war zu hören, ein gedämpftes Stöhnen. Das Lachen hatte so



gutgetan. Jetzt steckte es in ihren Hälsen fest. Das Geräusch war sehr leise, kaum hörbar gewesen, aber für die drei hatte es den Effekt eines Donnerschlags. War da jemand? Zunächst war nichts weiter zu hören, aber dann, Schritte, vorsichtig umherschleichende Schritte über Hunderte kleiner, knisternd zerbrechender Kiefernadeln. Soro hielt sich beide Hände vor den Mund. Theo kroch näher an seine Schwester heran. Emmy schluckte trocken. Die Schritte wurden schneller. Die Schritte kamen näher. Vor dem Fenster, durch den der Zapfen geflogen war, kamen sie zum Stillstand. Was auch immer da um das Backhaus herumgeschlichen war, es hatte sie gefunden. Sie hatten sich selbst verraten, durch einen Augenblick der Unbekümmertheit, in dem sie einfach nur Spaß haben wollten, und gleich würde das fremde Wesen sie entdecken. Hinter dem steinernen Loch erhob sich etwas, ein dunkles, schmales Geschöpf. Es schien das Belauern seiner Beute zu genießen, so langsam bewegte es sich, geradezu genüsslich, ohne ein Geräusch von sich zu geben. Das Mondlicht reflektierte auf seinen großen quadratischen Augen, als es begann, durch die Öffnung hereinzukriechen. Ächzend rollte es sich über den Sims ab und landete unsanft mit dem Hintern auf ein paar Fichtenzapfen. Die Kreatur war nicht groß, aber größer als die Gespenster und eindeutig menschlicher. Soro spürte, dass Emmy näher an sie heranrutschte. Ob es einer der Teenager vom Basaltwerk war, dem die Flucht geglückt war? Vielleicht waren diese auf Geheiß der Geister auch ausgeschwärmt, um sie zu finden.

Das Wesen verharrte in der Hocke und musterte sie, so gut es ging, in der Dunkelheit.

»Sagt mal was!«, forderte es sie leise, aber mit bestimmtem Ton auf.

»Was?!« Emmy hatte ebenso wenig wie Soro damit gerechnet, dass die Kreatur sie ansprechen würde.



»Sie sind's!«, das Wesen hatte sich aufgerichtet und in Richtung Fenster Bericht erstattet. Soro hatte Maya bereits an ihrer Stimme erkannt. Im Fenster erschienen nun zwei schwarze, gleich große Gestalten. Erst nachdem die beiden behände durchs Fenster geklettert waren und ein Strahl des silbernen Mondlichts auf ihre Gesichter fiel, erkannte Soro auch die Walch-Zwillinge. Davor war sie sich fast sicher gewesen, dass es sich um zwei riesige schwarze Eichhörnchen handeln musste.





Kapitel 10

Emmy hielt immer noch einen Tannenzapfen fest umklammert, als wäre es eine alles entscheidende Waffe.

»Was macht ihr denn hier?«, platzte es aus ihm heraus.

»Müsst ihr uns so erschrecken?«, stimmte Soro vorwurfsvoll mit ein.

»Im Wald gibt's nämlich Gespinster«, informierte Theo die drei Neuankömmlinge.

»Ich weiß«, sagte Maya und setzte sich gelassen auf den Boden. Karlotta und Josef blieben stehen, »außerdem auch Zombies!« Das klang erstens absurd, fand Emmy, und dann auch noch unnötig begeistert, wenn es wahr sein sollte.

»Zombies?«, das Wort löste auch in Theo eine absolut unpassende Begeisterung aus. »Ist das wahr?«, fragte er hoffnungsvoll seine Schwester. Jetzt war aber mal gut, dachte Soro.

»Von was redest du?«, sie hoffte, dass Maya nur Blödsinn redete. Die erzählte oft ziemlichen Blödsinn, aber leider auch meistens die Wahrheit. Und genau das tat sie dann. Maya berichtete von ihrem Ausritt mit dem Turbo-Bike, von ihrer ersten wahnwitzigen Talfahrt, die ihr fast alle Knochen gebrochen hätte. Von ihrer Begegnung mit den Buxsteinern, die zunächst wie antriebslose, leere Menschenhüllen in der Gegend rumgestanden hatten und sich dann als übertrieben schnelle Zombies herausgestellt hatten, die sie fressen wollten.

An dieser Stelle unterbrach Theo sie mit einem angeekelten Laut. »Echt? Die wollten dich wirklich fressen?«

»Na, was denn sonst! Aber so genau weiß ich's nicht«, musste Maya zugeben und erzählte weiter von ihrer zweiten halbrecherischen Talfahrt. Von ihrem geschickten Manöver, die Verfolger auf eine falsche Spur zu schicken, und dass sie dann ziemlich direkt die beiden Walchs getroffen beziehungsweise diese sie gefunden und sie sich dann gemeinsam durch den Wald geschlagen hatten.

»So wie wir«, war sich Theo sicher und begann, atemlos von den Geistern in den Baumwipfeln und dem Überfall am Basaltwerk zu erzählen, unterbrochen von Soro und Emmy, die das Geschehen ganz anders wahrgenommen hatten. Wie das eben so ist, wenn etwas von drei verschiedenen Menschen erlebt wird. Aber im Großen und Ganzen waren sie sich einig: Die »Gespinster« traten wie aus dem Nichts auf, gut getarnt durch den Nebel, und sie hatten es auf menschliche Körper abgesehen. Ihnen war zweimal die Flucht gelungen. Auf eine dritte Begegnung, und auch da herrschte Einigkeit unter den dreien, konnten sie gerne verzichten, vielen Dank.

»Wo wollt ihr nun hin?«, es war der erste Satz, den Karlotta sprach, und sofort richteten sich alle Blicke auf sie. Emmy stellte fest, dass er weder sie noch ihren Bruder Josef je hatte sprechen hören. Ihre Stimme überraschte ihn. Sie klang hell, zerbrechlich, aber freundlich. Ein leichter Dialekt schwang mit, den Emmy aber nicht zuordnen konnte. Vermutlich Buxisch?

»Wir schlagen uns durchs Unterholz, zurück zum Parkplatz bei der Letzten Wurst.«, erklärte Soro. »Wir glauben, dass die Erwachsenen vielleicht dort sind... beziehungsweise... haben wir das geglaubt. Bis Maya uns...«, Soro merkte, wie ihr Plan durch Mayas Bericht-

erstattung über die zombifizierten Erwachsenen jeglicher Grundlage verlor. »Na, schön. Wir wissen es nicht...«

»Aber vielleicht können wir uns in einem der Autos oder in der Gaststätte in Sicherheit bringen, bis es wieder Tag wird...«, sprang Emmy ihr zur Seite. Er fand den Plan immer noch gut. Josef offensichtlich nicht. Er schüttelte den Kopf.

»Der Einbruch des Tages wird nichts ändern«, sagte er, und seine Stimme klang freundlich, aber überraschend kieksig, »wenn die Erlen erst einmal genug Macht gesammelt haben...«

»Erlen?«, unterbrach Soro den stämmigen blonden Jungen in den altmodischen Klamotten, der eindeutig im Stimmbruch zu stecken schien. »Was ist das?«

»Das, was ihr ›Gespinster‹ oder Geister nennt«, erklärte Karlotta.

»Stimmt«, pflichtete Maya ihr bei. »Das müsst ihr hören. Josef und Karlotta haben voll den Durchblick. Während wir nach euch gesucht haben, haben sie mir alles erklärt.«

»Moment mal! Ihr habt uns gesucht?«

Karlotta nickte. »Wir haben gesehen, wie du und Emrah euch von der Gruppe getrennt habt. Wir hatten gehofft, dass euch die Erlen nicht erwischen würden und...«

»Und so war's dann auch«, beendete Maya die Erklärung. »Erzähl den dreien mal lieber, was es mit dem ganzen Spuk auf sich hat!«

»Also«, Karlottas Stimme wurde ernst, dunkler, irgendwie erwachsener. »Vor langer, langer Zeit...«, begann sie, mitten im Buxsteiner Forst, auf dem Buxsteiner Berg, in einem alten, verrotteten Hexenhaus die Legende vom König des Bergs zu erzählen...

Die Legende vom König des Bergs

Lange bevor Menschen das Tal bewohnten, durch das die Grippe fließt, war der Buxkopf ein verfluchter Ort. Heute erzählt man sich, dass der dicht bewaldete Berg ein Vulkan ist, der früher glühend heiße Lava spie und inzwischen erloschen ist. Aber in den alten Tagen wusste man, dass der Buxkopf einst ein Domizil des Fürsten der Finsternis war, des Teufels selbst, der hier seine Drachen frei herumspazieren ließ und die Ruhe nutzte, um sich neue Höllenqualen auszudenken. Doch dann kamen die ersten Menschen ins Tal und störten erheblich seine Ruhe. Anfangs konnte er die unerwünschten Nachbarn noch durch seine Feuer speienden Schoßtiere fernhalten. Aber nach und nach wurden die Menschen immer aufdringlicher, begannen sogar, seine geliebten

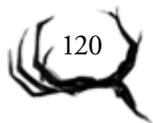


Lindwürmer zu töten. Eines Tages hatte der Leibhaftige den Buxkopf und sein aufmüpfiges Volk über. Sollte sich doch jemand anderes um sie kümmern. Und so schenkte er den Ort dem getreuesten seiner Untertanen: dem Erbkönig.

Der Erbkönig hatte lange auf diesen Moment gewartet. Endlich durfte er einen diesseitigen Sitz beziehen, denn Erlen sind Wesen der Zwischenwelt, die der Teufel nur zur Wilden Jagd in den Raunächten auf die Erde lässt. Erlen, das hatte der Teufel bewusst in seinem diabolischen Plan bedacht, sind keine irdischen Wesen. Sie sind sphärisch, ihre Körper bestehen aus einem Stoff, den es auf der Erde nicht gibt, was ihnen den Aufenthalt in unseren Dimensionen erschwert. Nur bei Nacht und Nebel fällt ihnen das Reisen leicht, so leicht, dass sie sich der Schwerkraft, der alle Erdenwesen gehorchen müssen, entziehen können.

Nachdem der Teufel und seine Drachen verschwunden waren, eroberten die Tiere als Erstes den Wald zurück. Sehr zum Ärger des Erbkönigs und seines Gefolges, denn die Tiere machten sich nichts aus ihren schrecklichen Erscheinungen. Und so sehr die Irrgeister des neuen Königs des Berges auch versuchten, die Tiere anzugreifen oder zu jagen, sie mussten sich damit abfinden, nicht die alleinigen Herrscher des Buxkopfs zu sein.

Ein halbes Jahr war vergangen, und der Erbkönig fühlte sich vom Teufel hereingelegt – so hatte er sich sein herbeigesehntes Reich nicht vorgestellt. Dann wurde es Herbst, und dieser war noch dazu besonders neblig. Da verirrte sich eines Nachts ein Mensch aus dem nahe gelegenen Buxstein im dunklen Wald. Der Erbkönig hatte schon lange Appetit auf Menschen gehabt, er erinnerte sich an köstliche Wilde Jagden, in denen er mit den anderen Freunden der Hölle diese lächerlichen Wesen terrorisiert hatte. Ihre Angst bereitete ihm ein Hoch-



gefühl, von dem er in der Zwischenwelt noch lange zehrte und träumte. Als er der Anwesenheit des Menschen, einem harmlosen Kräutersammler, gewahr wurde, befahl er seinem ganzen Hofstaat, allen Erlen und allen Irrgeistern, Hatz auf das Menschlein zu machen. Das ließen sie sich nicht zweimal sagen, sie waren ebenso ausgehungert wie ihr Regent. Der Kräutersammler rannte um sein Leben, aber ein Entkommen war unmöglich. An der Stelle, wo heute die Hagebuttenhecke wächst, geschah es. Die Irrgeister hatten den armen Mann eingekesselt, und als die erste Erle sich auf ihn stürzte, um sich an seiner Angst zu laben, fiel es in den Körper seines Opfers hinein. Der gute Mann verlor jegliche Kontrolle über seinen Körper und musste dem Willen des Irrgeists Folge leisten. Und da die Irrgeister und Erlen wiederum den Befehlen ihres Herrschers gehorchten, erlangte der Erbkönig ein kleines Stück irdische Macht, und die schmeckte noch süßer als die menschliche Angst.

Bald kamen weitere Dorfbewohner, die nach dem Kräutersammler suchten. Doch die Erlen waren vorbereitet. Denn mit der Kontrolle über den Körper des Mannes hatten sie auch Zugang zu all seinen Gedanken und Erinnerungen erlangt, und sie konnten die Menschen leicht austricksen. So ereilte die Dorfbewohner das gleiche Schicksal. Sie wurden besessen, und die Macht des Erbkönigs wuchs und wuchs. Bald bevölkerten die von den Geistern befallenen Körper den ganzen Berg, fingen an, die Tiere zu vertreiben, und weiteten das Reich ihres Königs immer weiter aus. Nur tagsüber, im gleißenden Sonnenlicht, mussten sich die Erlmenschen im Schatten des Unterholzes versteckt halten. Das Licht schwächte die Kontrolle der Geister über ihre unfreiwilligen Wirte und schwitzte die sphärischen Wesen geradezu aus den Körpern heraus. Alleine, ohne menschliche Verbindung, wurden



die Erlen von der Sonne zurück in die Zwischenwelt verbannt und konnten erst sehr geschwächt nach Sonnenuntergang auf den Buxkopf zurückkehren.

Aber Erlen sind keine intelligenten Geschöpfe. Sie sind dreist, waghalsig und furchtlos, und ohne die Ansagen ihres Herrschers besitzen sie keinen Funken Verstand. Und so versuchten viele, das Sonnenlicht auszutricksen und auch den Tag zu erleben, stets mit dem gleichen unschönen Ergebnis. Das verhalf einigen der Menschen zur Flucht vom Berg und zur Rückkehr in ihre Dörfer. Dort war es stets ein großes Hallo, und das Wiedersehen der Verschollenen wurde ausgiebig gefeiert. Auch, um die Angst vor dem Gräuel, das auf dem Buxkopf lauerte, zu verdrängen.

Die Feste waren die ausgelassensten, die die Buxsteiner je erlebt hatten, und sie steigerten sich mit jedem Mal. So kam es, wie es kommen musste: Einem der Heimkehrer wuchs das Gelage zu Kopf, und dies war der Melle Horst, ein Gesell des Tischlers. IHM war die Flucht gelungen, wie, das wusste er zwar nicht genau, aber er dachte sich eine wagemutige Heldenschlacht aus, die er den bereits berauschten Dorfbewohnern zum Besten gab. Und Teufel noch eins, sie würde ihm wieder gelingen. Ohnehin schon ein eitler Gockel, steigerte er sich in den Größenwahn, es jederzeit mit dem Erbkönig aufnehmen zu können. Das ganze Dorf johlte ihm begeistert zu, worauf dann noch warten? Zur Hölle mit dem Erbkönig. Gesagt – getan: Melle Horst wanderte noch in derselben Nacht zurück auf den Buxkopf, in Begleitung von zwei der lautesten und betrunkensten Buxsteiner, die sich ebenfalls gnadenlos überschätzten. Der Übermut ist ein guter Freund des Vollrauschs, und so gaben sie an, dem Erbkönig es mal richtig zu geben, zeigten sich gegenseitig ihre Muskeln und taumelten lachend dem Berg entgegen. Kaum hatten sie gröhlend den Wald betreten, und der Melle

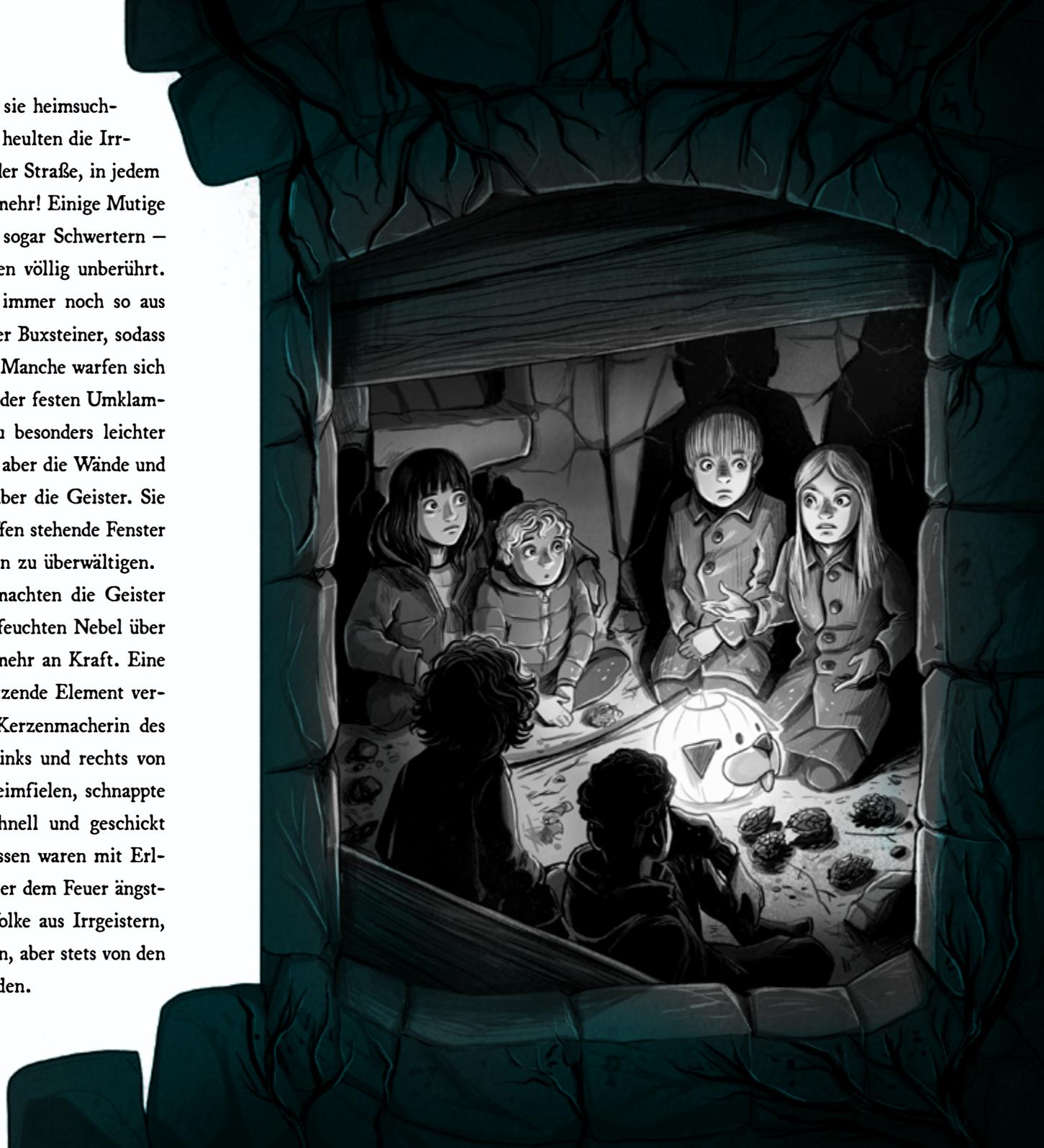
Horst brüllte ein spöttisches »Heda, Erbkönig, mach dich bereit, dein Ende zu fi-«, da fielen schon die Irrgeister über sie her und in sie hinein. Somit war der Melle Horst der erste Mensch, der zum zweiten Mal ein Mitglied des erlschen Hofes wurde. Schnell übergab er jegliche Kontrolle über seinen Körper an den Erbkönig, und auch seine Gedanken und Erinnerungen, in denen der Herrscher des Berges genüsslich wühlte und forschte.

Die Eindrücke des Wiedersehensfests waren noch so frisch und lebendig, so interessant und anders als alle Erinnerungen zuvor. Was hatte es wohl damit auf sich? Der König wühlte weiter, und als er den Grund für das Gelage und das sorglose Verhalten der Menschen erkannte, begann er leise zu lachen. Aus der Erkenntnis wuchs nach und nach ein Plan, und sein Lachen hallte immer lauter, ließ die Erde beben und die Bäume rauschen. Die Tiere des Waldes schreckten auf. Der gesamte Buxkopf wurde von einer Energie erfasst, die ihnen nicht mehr geheuer war. Ohne eine Sekunde zu zögern, nahmen sie Reißaus. Als würde ein riesiges Feuer auf sie zuwalzen, verließen sie den Berg in Scharen. Doch anstatt eines Waldbrands erschien ein dichter, weiß gleißender Nebel, den der Erbkönig zu Tal schickte. Im Schutze dieses Nebels lenkte er den Melle Horst und die anderen beiden besessenen Schlucker zurück in den Ort Buxstein. Er spielte sie wie Marionetten, und als die Buxsteiner den Gesellen und seine Kumpane erblickten, wie sie am Waldrand auftauchten und ihnen fröhlich winkten, waren sie der festen Überzeugung, diesen Teufelskerlen muss tatsächlich das Unmögliche gelungen sein. Jubelnd rannten sie den vermeintlichen Helden entgegen. Den Nebel, der aus dem Wald auf sie zukroch, nahmen sie gar nicht wahr.

Der Nebel hatte den Erlen und Irrgeistern den nötigen Schutz gegeben, und als die Dörfler die Köder erreichten, fielen die Spukgesellen

heulend über sie her. Mit jedem Menschlein, das sie heimsuchten, gewann der König an Macht. Bald flogen und heulten die Irrlichter durch das ganze Dorf. Bald waren sie in jeder Straße, in jedem Winkel und Brunnen. Bald gab es kein Entrinnen mehr! Einige Mutige wehrten sich mit Stöcken und Dreschflegeln und sogar Schwertern – aber die Geister blieben von den irdischen Waffen völlig unberührt. Die bereits besessenen, die Erlmenschen, sahen immer noch so aus wie die Söhne und Töchter, Eltern und Freunde der Buxsteiner, sodass niemand auch nur einen Knüppel gegen sie erhob. Manche warfen sich den lieben Angehörigen weinend in die Arme. In der festen Umklammerung der Sklaven des Erlkönigs wurden sie zu besonders leichter Beute. Manche retteten sich in ihre Behausungen, aber die Wände und Fenster hielten zwar die Erlmenschen ab, nicht aber die Geister. Sie fanden Ritzen und Schlüssellöcher, Kamine und offen stehende Fenster genug, um die Buxsteiner in ihren eigenen Heimen zu überwältigen.

Lediglich um das große Feuer am Festplatz machten die Geister einen großen Bogen. Aber der Erlkönig ließ den feuchten Nebel über den Platz wandern, und das Feuer verlor immer mehr an Kraft. Eine kleine Gruppe Buxsteiner hatte sich um das schützende Element versammelt, unter ihnen die Weichner Luise, die Kerzenmacherin des Dorfes. Als das Feuer zu erloschen drohte und links und rechts von Luise die letzten Überlebenden den Geistern anheimfielen, schnappte sie sich eine der noch brennenden Fackeln. Schnell und geschickt bahnte sie sich den Weg zu ihrer Hütte. Die Gassen waren mit Erlmenschen überfüllt, die gierig nach ihr griffen, aber dem Feuer ängstlich auswichen. Über ihrem Kopf kreiste eine Wolke aus Irrgeistern, die immer wieder im Sturzflug auf sie niedersausten, aber stets von den Flammen in ihr unirdisches Reich verbannt wurden.



Luise erreichte ihre Behausung mit Mühe und Not und entzündete jede Kerze, die zur Auslage auf der Straße um die kleine Hütte stand. Dann warf sie die Tür hinter sich zu, in der Hoffnung hinter dem leuchtenden Schutzwall in Sicherheit zu sein. Doch die Geister pusteten und wirbelten um die zaghaften Flammen der Kerzen, und bald waren sie alle erloschen. Luise, die mit dem Element Feuer sehr gut vertraut war, erkannte sofort, worauf es nun ankam. Sie musste es den Geistern unmöglich machen, die Flammen auszupusten. Geschickt und erfinderisch, wie sie war, bastelte sie aus Pergament und getrocknetem Reisig einen Ball, befestigte diesen an einem langen Zweig und brachte ihn mit einer kleinen Kerze zum Leuchten.

Mit dem vermutlich ersten Lampion der Welt bewaffnet, traute sich Luise wieder zurück auf die Straße. Entweder würde ihr Plan funktionieren, oder sie würde als letzte Buxsteinerin ihre menschliche Existenz verlieren. Als das erste Gespenst sie erblickte und sich auf sie stürzte, reckte Luise ihm den Lampion entgegen, und mit einem kurzen, hellen Aufschrei zwang das Licht den Angreifer zurück ins Reich der Geister. Zunächst hielt dieser Sieg keine der weiteren Erlen davon ab, über Luise herzufallen. Aber je mehr Geister sie in die Verbannung heimleuchtete, desto mehr wurde den anderen klar, dass sie gegen diese Waffe der Menschen keine Chance hatten. Luise ließ sich keine Zeit, ihren Triumph zu genießen, sie musste noch etwas anderes auf die Probe stellen. War es möglich, die besessenen Buxsteiner aus den Fängen des Erlkönigs zu befreien? War es! Sie musste den Lampion nur nah genug an deren Körper halten und damit die sphärischen Parasiten verjagen. Die Befreiten erlangten schnell ihr menschliches Bewusstsein wieder, und instruiert von Luise bastelten sie ihre eigenen Lampions. Bald waren fast alle Buxsteiner befreit und bildeten ein wahres Heer, bewaffnet mit beleuchteten



Pergamentkugeln. Sie hatten sich den Ort zurückerobert, und selbst der Melle Horst war wieder ganz der Alte, wenn auch ein wenig kleinlauter. Nun galt es, dem Erlkönig den Garau zu machen. Luise führte den Zug an, und so marschierte die ganze Gemeinschaft mit ihren Laterne den Buxkopf hoch. Triumphierend begannen sie zu singen, als die Geister, die in den Wald geflüchtet waren, vor ihnen Reißaus nahmen. Sie schlugen sich quer durch den Forst, vorbei an der großen Hecke aus Hagebutten, links um den Kiefernain, wo heute das alte Backhaus steht, wieder links an einem uralten Baum, einer tausendjährigen Eibe, vorbei, über eine Distelwiese hoch zum Moor, wo der Erlkönig thronte.

Dieser erwartete die Angreifer bereits. Er hatte alle seine Kraft den Geistern und dem Nebel geschenkt und musste mit ansehen, wie diese nach und nach das irdische Reich verließen. Als die Buxsteiner das Hochmoor erreicht hatten, war aus dem Riesen mit dem langen wallenden weißen Bart ein wahrer Gartenzwerg geworden. Die Buxsteiner hatten ihn schnell umzingelt und warfen ihre Lampions auf einen Haufen, sodass ein großes Feuer entstand, dessen Flammen hoch in die Nacht loderten. Noch einmal bäumte sich der Erlkönig auf, sog die letzten Geister seines Gefolges in sich auf, sodass seine Gestalt noch ein letztes Mal zu enormer Größe heranwuchs. Donnernd schwor er den Menschen Rache! Eines Tages werde er zurückkehren und dann ... aber weiter kam er nicht. Das Feuer ließ ihn schneller schrumpfen als einen Eiswürfel in einem pfeifenden Teekessel. Die Gefahr war gebannt. Der Vasall des Teufels besiegt.

Um die Welt vor der Rückkehr des Erlkönigs zu schützen, errichtete man auf dem Hochmoor eine Kapelle, in der ein Licht brennen sollte, welches die Buxsteiner zu jedem Jahrestag der Nebelschlacht um Buxstein neu entfachten. An dem Weg, den sie durch den Wald hin zum



Hochmoor genommen hatten, hielten sie weiterhin fest. Und wie in der entscheidenden Nacht selbst trug jeder Mann, jede Frau und jedes Kind dabei einen Lampion.

Alle waren still, als Karlotta die Geschichte beendete. Nur Maya konnte es sich nicht lange verkneifen, einen Gedanken, der sie sehr beschäftigte, auszusprechen.

»Und warum bitte«, sie klang tatsächlich etwas empört, »feiern wir dann St. Martin? Und nicht St. Luise?«



Kapitel 11

»Uff! Starkes Stück!« Die Story hatte Soro ganz schön zugesetzt, so cool wie Maya konnte sie dieses fantastische Märchen nicht wegstecken. »Und ihr glaubt, das ist wirklich wahr?« Die Zwillinge nickten.

»Wir sind selbst ein wenig überrascht«, erklärte Josef, »aber als wir hörten, dass der Umzug dieses Jahr eine andere Route läuft, haben wir uns auf das Schlimmste gefasst gemacht, und ...«

»Ja, was sollte es sonst sein ...«, übernahm Soro den Gedanken. »Krass!«, stellte sie verwundert fest. »Wenn ich diese Legende einfach so gehört hätte, würde ich kein einziges Wort davon glauben, aber nach dem, was wir heute bereits gesehen haben ... was bleibt einem da anderes übrig?« Dabei schaute sie Emmy an. Dieser zuckte mit den Schultern und wendete sich mit sorgenvollem Blick an die Geschwister.

»Klingt nicht so, als wäre das eine besonders bekannte Geschichte?« Karlotta schüttelte bedauernd den Kopf. »Um den Buxkopf und das Grippetal ranken sich zahlreiche Legenden, die niemand mehr kennt. Unsere Urgroßmutter kannte noch viel mehr.«

»Ich habe einmal mit dem Heimatkunde-Lehrer über die ein oder andere reden wollen«, ergänzte Josef. »Aber er kannte keine einzige, dabei ist er sehr aktiv im örtlichen Geschichtsverein. Er war ziemlich irritiert und meinte, ich würde mir die alle ausdenken. Selbst das Buch unserer Urgroßmutter, in dem sie all die Geschichten festgehalten hat,



wollte er nicht sehen.« Josefs Stirn legte sich in Falten, was sein kleines Gesicht noch älter aussehen ließ.

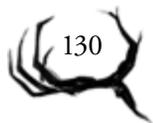
»Aber was machen wir jetzt mit diesen Infos?«, wollte Emmy wissen. Maya war schon im Bilde. »Karlotta und Josef meinen, wir müssen das Ritual alleine durchziehen. Dann würden alle Geister und der Erbkönig gebannt werden.«

Während die anderen sich beratschlagten, griff Soro gedankenverloren nach einem Kiefernzapfen und knibbelte eine Schuppe davon ab. Der Erbkönig, das war doch dieses Gedicht. Wie ging das noch mal? *In seinen Armen, das Kind war tot*. Sie konnte sich nur noch an den letzten Satz erinnern und irgendwas mit einem Pferd in der Nacht. Was war das bitte für eine schreckliche Geschichte? Und wo hatte sie die überhaupt aufgeschnappt?

»Das Ritual gegen den Erbkönig? Du meinst den Laternenumzug«, fragte sie nach.

»Richtig«, bestätigte Karlotta. »Wir starten bei der Hagebuttenhecke und zünden dort unsere Lampions an. Wichtig ist, dass wir echte Flammen benutzen. Das Licht der Plastikkerzen bringt gar nichts. Dann folgen wir dem Pfad, über den Luise und die Buxsteiner einst den Erbkönig und sein Gefolge ins Moor gejagt haben, und entzünden dort ein großes Feuer, und dann ...«

»Super! Worauf warten wir dann noch?«, schaltete Emmy sich ein. Soro wunderte sich ein wenig, über seinen Eifer, der nicht allzu überzeugend rüberkam, sondern eher nervös. Kann ich ihm auch gar nicht verübeln, dachte sie und stellte fest, dass sie sich ein wenig mehr Sorgen um ihn als um ihren kleinen Bruder machte. Für den war dies *die* Nacht der Abenteuer! Besser so, als wenn er den Ernst der Lage begreifen würde.



»Sooo einfach ist das dann doch leider nicht«, Karlotta klang kleinlaut, aber das tat sie eigentlich immer, dachte Soro. »Ihr habt keine Lampions mehr, Maya auch nicht ...«

»Ja, blöd!«, gab Maya zu.

»... und uns hat die Frau Väth die Teelichter abgenommen und gegen diese Plastikdinge ausgetauscht«, schloss Karlotta den wenig Mut machenden Rapport ab.

»Meins hat sie auch einkassiert, aber ...«, Maya griff in die Innentasche ihrer Jacke, »... ich verlasse nie das Haus ohne ein kleines Ersatzteillager!« Stolz präsentierte sie ein kleines Teelicht. Richtige Begeisterung wollte sich über diese Bestandsaufnahme nicht breitmachen.

»Wir haben zwei Laternen und ein Licht«, stellte Soro fest. »Glaubt ihr wirklich, das reicht?« Josef zuckte mit den Schultern.

»Kann sein. Kann aber auch nicht sein. Bei so Ritualen weiß man nie.«

»Okay. Dann sollten wir das schleunigst herausfinden«, Soro wollte sich die Zuversicht nicht nehmen lassen, auch wenn sie gerade ordentlich am Schwinden war. »Wer hat ein Feuerzeug?« Sie schaute in hilflose Gesichter. »Niemand?!« Das wurde ja immer besser.

»Doch, ich ...«, Maya zeigte der Runde das Feuerzeug, das sie ihren Eltern stibitzt hatte. »Aber ...«, ihr Daumen ratschte einmal über das kleine Rädchen, zweimal, dreimal – und produzierte dabei jedes Mal nur trockene Funken. Soro seufzte.

»Also, ich korrigiere: Wir haben zwei Lampions, ein Teelicht und KEIN Feuerzeug ...«

»Nicht so schnell«, fiel Emmy ihr ins Wort. Alle schauten ihn voller Erwartung an. »Ein Feuerzeug haben wir nicht, aber ... ich weiß, wo eins ist!«





Kapitel 12

»Du musst verrückt sein«, flüsterte Soro Emmy zu, während sie unter Sträuchern und gefallenen Bäumen durch den Wald robbten.

»Zurück zum Basaltwerk!« Emmy hatte sich an die brennende Tonne vor der Verladestation erinnert, irgendjemand der Teenager musste also Streichhölzer oder ein Feuerzeug haben. Soro wusste sogar wer: George, der über die Sommerferien anscheinend mit dem Rauchen angefangen hatte. Schnell war ein Plan gefasst. Während Maya und die Walchs nach weiteren Laternen und eventuellen Teelichtern nahe der Hagebuttenhecke suchten, sollten Soro und Emmy sich um die Beschaffung des Feuerzeugs kümmern. Theo blieb bei den Laternensuchern. Diese Aufgabe klang um einiges ungefährlicher als das Himmelfahrtskommando, was ja dummerweise auf seinem Mist gewachsen war, das musste Emmy leider zugeben.

»Verrückt nicht«, widersprach er Soro leise, »aber auf dem besten Weg dorthin, das kann ich dir sagen.« Und mit jedem Meter, mit dem sie sich dem verdammten Basaltwerk näherten, verfluchte er seine eigene Idee oder zumindest seine Untätigkeit, die Aufgabe doch besser auf jemand anderen abzuwälzen. Klar, der Wald war ihm an keiner Stelle geheuer, aber an den Schreckensort zurückkehren, den er eben erst mit Ach und Krach heil verlassen hatte, schien nicht gerade klug.

Soro beobachtete Emmy genau. Sein Nervenflattern war ihr bereits

in der Hexenhütte aufgefallen, nun war es gar nicht mehr zu übersehen. Kein Wunder. Wohl war ihr bei der Aktion auch nicht gerade. Aber Angst? Pah. Soro Bratmöller doch nicht. Vielleicht konnte sie Emmy ein wenig von seiner Furcht ablenken.

»Ich kann dir versichern, ansonsten ist hier in Buxstein wirklich rein gar nichts los. Also, falls du dich fragst, an was für einen Ort es dich aus dem friedlichen Hannover verschlagen hat.« Emmy schnaubte amüsiert. In der Tat eine gute Frage. Vor ihnen lag der Weg, von dem aus die asphaltierte Straße zum Steinbruch hochführte. Ab hier ging es erst mal steil bergauf, und sie mussten noch vorsichtiger sein. Emmy versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, aber da war nichts. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, was sie dort oben erwarten würde. Wie im Schnelldurchlauf erschienen Hunderte Bilder vor seinem geistigen Auge, alle aus dem Bereich der Fantasie, die man besser nicht vorm Schlafengehen anzapfte, es aber unweigerlich immer tat. Emmy hatte das Gefühl, er spürte zum ersten Mal im Leben seinen Puls, der immer schneller und immer härter pochte. Sosehr er sich auch bemühte, sich zu beruhigen, seinen Herzschlag zu kontrollieren, er wurde immer nervöser. Bald stand sein ganzer Körper unter Strom, und er fühlte sich, als würde er durch einen Traum wandeln, der mit Sicherheit gleich zum Albtraum werden würde, gleich, hinter der nächsten Kurve. Er war nicht nur nervös. Er hatte Bammel, aber so richtig.

»Aber falls es was bringt«, Soro legte ihre Hand auf Emmys Schulter, »egal, was uns da oben erwartet ... ich lass dich nicht im Stich!« Emmy nickte. Das brachte, ganz ehrlich, eine Menge. Gemeinsam verließen sie ihre Deckung im Unterholz und huschten über den vom Mond taghell erleuchteten Pfad.

Je näher sie dem Basaltwerk kamen, desto mehr kribbelte es in Soros Armen und Beinen. Solange sie auf der Teerstraße blieben, konnten sie sich einigermaßen lautlos fortbewegen. Gleichzeitig gab es hier kaum Möglichkeiten, in Deckung zu gehen und sich vor unerwünschten Blicken zu verstecken. Aber gleich würde es auf jeden Schritt und jede Bewegung ankommen. Alle ihre Sinne mussten wach und jede Faser, jeder Muskel ihres Körpers kontrolliert sein. Sie erreichten die zweite, nutzlose Schranke. Von hier aus konnten sie sich einen ersten Überblick verschaffen.

»Kannst du wen sehen?«, fragte Emmy.

»Nein, wir müssen näher ran.« Zwischen Schranke und der ersten Behausung lagen gut zwanzig Meter, auf die der Mond wie ein Bühnenscheinwerfer herunterstrahlte. Wenn sie den direkten Weg gehen würden, wären sie in einem regelrechten Spotlight, da konnten sie auch gleich einen passenden Steptanz aufführen.

Soro zog die Nase hoch. »Wir müssen uns in die Büsche schlagen und uns von woanders einen Überblick verschaffen.«

»Was schlägst du vor?«, da Soro sich hier eindeutig besser auskannte als er, überließ er ihr gerne die Führung. Auch, weil das bedeutete, dass er nicht vorgehen musste. Andererseits hielt ihm somit auch niemand den Rücken frei. Gänsehaut verbreitete sich über Emmys Arme. Soro tippte mit dem Zeigefinger nach links und zeichnete einen halben Bogen in die Luft.

»Hier lang.«

Ein paar kahle Laubbäume, deren dicken Stämme hervorragenden Schutz boten, umzingelten linker Hand das Areal. Sie huschten von einer Eiche zur nächsten, darauf bedacht, sich nicht von einem unter ihren Schuhen zerbrechenden Ast verraten zu lassen. Hinter einer alten

Lärche hielt Soro Emmy am Ärmel fest. Sie waren nun auf gleicher Höhe mit dem Container gegenüber, der neben dem Gebäude stand, in dem die Büros waren. Von hier aus konnte man die Verladestation und das Heck des blauen Sportwagens sehen. Die Öltonne lag auf dem Boden.

»Sie haben das Feuer gelöscht«, stellte Emmy fest. Ein wenig Glut und Asche, mehr war nicht mehr drin. »Dann stimmt das also, was Karlotta gesagt hat«, Emmy schöpfte ein wenig Zuversicht. Wenn die Zwillinge mit ihrer Vermutung, dass die Geister eine Abneigung gegen Feuer und natürliches Licht hegten, recht hatten, dann war die Wahrscheinlichkeit, dass der Rest ihres Plans aufgehen würde, schon gar nicht mehr so klein. Wenn man wirklich von einem Plan reden wollte. Mehr als »Wir holen das Feuerzeug am Basaltwerk« hatten sie noch gar nicht besprochen.

»Heißt aber auch, dass wir wirklich dieses Feuerzeug brauchen«, Soros trockene Bemerkung klang für Emmy wie ein Echo auf seine Gedanken. Aber er brauchte gerade kein Echo. Er brauchte einen Plan, eine Lösung. Mit dem Feuer aus der Tonne hätten sie leichtes Spiel gehabt, einen ersten Schutz. Nun standen sie planlos hinter ein paar Bäumen, und Emmy wäre am liebsten wieder weggelaufen, weggerannt, aber seine Füße fühlten sich eher danach, mit dem Boden unter ihnen zu verschmelzen.

»Komm ...«, Soro war drauf und dran, zur Hinterseite des Hauses zu schleichen, da hielt Emmy sie zurück.

»Moment, Moment, Moment mal!« Soro blickte ihn fragend an.

»Was, wenn die sich alle aus dem Staub gemacht haben?«

»Das müssen wir erst mal herausfinden«, genau das wollte sie ja gerade tun.

»Aber was machen wir, wenn sie uns bemerken?«, Emmy spürte, dass seine Beine geradezu erlahmten. Er stützte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen den Schutz bietenden Baum. Ein knacksendes Geräusch ließ ihn den Kopf verrenken. Aber hinter ihm lag nur der pechschwarze Wald.

»Was glaubst du denn, was wir machen sollten?«, fragte Soro, die schon drei Schritte vorausgegangen und somit aus der Deckung herausgetreten war. Stellte sie sich etwa gerade dumm? Machte sie sich über ihn lustig? Nein, sie fragte ihn wirklich nach seiner Meinung. Na toll, ihm fiel nichts anderes ein als: »Weglaufen?«

Soro nickte, »guter Plan«, und schnellen Schrittes überquerte sie den kurzen Weg hin zum grauen, verlassenen Haus. Emmy zischte einen Fluch durch die aufeinanderbeißenden Zähne und flitzte hinterher. Soro drückte sich an das kalte Gemäuer, Emmy tat es ihr gleich. Sie warteten einen Moment, bis Emmy genug Luft geschnappt hatte, dann tasteten sie sich langsam zur Ecke voran. Von hier aus konnten sie den ganzen Platz überschauen und stellten fest, dass sie keineswegs alleine waren. Man konnte sie leicht übersehen, so still und leblos standen die Kids in der Gegend herum. Soro erkannte einen der Älteren, Bernhard und den blöden Anton. Sie reckte ihren Hals.

»Das da hinten, in der Goldjacke. Ist das nicht deine Freundin?«, Emmy hatte Lara entdeckt. Tatsächlich. Etwas weiter weg, zwischen Steinbruch und dem Bürogebäude, da stand ihre (vielleicht ehemals) beste Freundin, völlig stumm, völlig untypisch für sie.

»Lara!«, flüsterte Soro. Ein unangenehmes Gefühl beschlich sie. War es jetzt nicht ihre Aufgabe, ihre Freunde aus den Fängen dieser Erlgeister zu befreien, egal was gerade zwischen ihnen los war?

»Wir kümmern uns später um sie«, versicherte ihr Emmy. Hatte sie

laut gedacht? Blödsinn. Ihr besorgter Blick sprach sicherlich Bände, und Emmy war einfach nur ein aufmerksamer Junge. Und obendrein schaffte er es, sie mit wenigen Worten zu beruhigen, und das obwohl er selbst gerade über sich hinauswachsen musste. Soro fand das äußerst bemerkenswert, vor allem im Angesicht der unheimlichen Umstände. Bis zum heutigen Abend hatte sie ihn ganz anders eingeschätzt. Nämlich eigentlich gar nicht. Ein grober Fehler, musste sie sich eingestehen.

Sie zogen sich zurück um die Ecke des Hauses, um sich zu beraten. Die Lage war gepeilt, nun musste endlich ein Plan her.

»Wenn in diesem George-Zombie noch ein wenig vom echten George übrig ist, dann hält er sich vermutlich irgendwo nah bei Lara auf.«

»Wieso?«, Emmy konnte nicht folgen.

»Weil die beiden zusammen sind... glaub ich.« Mensch, war das nervig, das auch noch laut aussprechen zu müssen. Trotzdem musste sie sich zusammenreißen. Emmy hatte ja keine Ahnung, warum sie so gereizt reagiert hatte.

»Wir müssen also da rüber, ohne dass uns jemand sieht. Und dann?«

»Du schon wieder mit deinen unwichtigen Fragen«, wehrte Soro ab, das mit dem Zusammenreißen war aber auch wirklich nicht leicht.

»Entschuldige bitte, aber die sind nicht unwichtig, und ich hab noch ein paar davon«, Emmy bestand auf eine Lagebesprechung. »Ich meine, zum Beispiel, kannst du dich erinnern, in welche Tasche George das Feuerzeug gesteckt hat?«

»In seiner Hose. Am Hintern. Rechte Seite. Also von ihm aus links«, Soro wurde ein wenig rot.

»Gut«, stellte Emmy flüsternd fest. »Dann müssen wir also als Erstes diese Hose suchen...Warte!«, Soro war schon wieder kurz davor, die

Deckung zu verlassen, dabei konnte von einem Plan noch überhaupt nicht die Rede sein. »Nicht so schnell. Wir müssen mehr nachdenken. Zum Beispiel, wie kommen wir über den Platz, ohne dass die uns sehen?«

Soro kehrte auf dem Absatz um und ließ die Schultern hängen. Wie sie das hasste! Das blöde Ausgebremstwerden. Reden und Nachdenken war für sie das Gegenteil von Handeln und Aktion, und genau das brauchte sie gegen das Kribbeln in Armen und Beinen. Nicht, dass sie Angst gehabt hätte, aber Untätigkeit war ein guter Nährboden für dumme und gruselige Gedanken. Besser, es gar nicht erst zum langen Grübeln kommen zu lassen.

»Dann denk mal schnell nach, solange wir die Überraschung auf unserer Seite haben«, flüsterte Soro Emmy scharf an. »Wir sind nun mal leider keine Vögel, die den kompletten Überblick hier haben. Ohne Risiko wird's nicht gehen!«

»Schon klar«, murmelte Emmy. Sein Blick huschte vom Boden zu den Bäumen, zu Soro, zur Wand rauf in den Himmel und wieder zurück, hin und her, während Soro ihn erwartungsvoll mit aufgerissenen Augen anglotzte. Emmy fühlte sich in die Ecke gedrängt, oder noch schlimmer, wie ein Hündchen, das einen Trick aufführen sollte. Was wollte Soro denn jetzt hören? Warum konnten sie nicht gemeinsam an einer Lösung feilen?

»Und? Irgendeine Idee?« Emmy bebte. Alle seine Muskeln zuckten, er musste irgendwas tun. Er konnte Soros bohrenden Blick einfach nicht standhalten, über ihre Schulter hinweg erspähte er eines der Autos, um das sich vorhin noch die Party versammelt hatte. Eine kleine Idee keimte in Emmys überfordertem Gehirn, und ohne Soro vorzuwarnen, griff er einen mittelkleinen Stein vom Boden auf und schleuderte diesen mit aller Kraft in Richtung des Autos.

Mit einem lauten Dotz knallte der Kiesel auf das Dach des SUVs. Keiner der Teenager-Zombies reagierte. Soro schaute Emmy mit offenem Mund an. Damit hatte sie nicht gerechnet. Er selbst zugegebenermaßen auch nicht, noch weniger allerdings damit, dass Soro nun auch einen Stein in die Luft schickte. Dieser knallte gegen die Fahrertür, in der er eine schöne Delle hinterließ. Emmys zweiter Wurf hingegen war ein Volltreffer – klirr. Der Stein flog direkt durch die Scheibe der Fahrertür und löste einen schrillen Alarm aus. Den heulenden Lärm konnten nun auch die Erl-Kinder nicht mehr ignorieren. Einer nach dem anderen drehte sich in Richtung des lauten Krachs um.

»Gute Aktion. Komm!« Soro schnappte den verdutzten Emmy am Arm und rannte los, in großen Schritten über den Platz, ein Katzensprung. Niemand hörte ihre Schritte, niemand bemerkte ihre Anwesenheit. Zwischen Müllcontainer und dem Gebäude mit dem Flachdach gingen sie in Deckung. Soro warf einen Blick zurück. Nichts. Alle Kids standen um das Auto herum, glotzten es einfach nur an, ohne auch nur die Schulter zu heben. Wie so Schaufensterpuppen, dachte Soro. Ihre Eltern hatten mal so eine Modepuppe gekauft, als Vogelscheuche für den Garten. Theo hatte damals richtig Angst vor dem blassen Ding. Ebenso blass war jetzt Emmy, der fahrig versuchte, seinen Hoodie Soros Griff zu entreißen. Sie hatte gar nicht bemerkt, dass sie ihn immer noch festhielt, und ließ los. Emmy schmolte.

»Du hättest mich ja wenigstens vorwarnen können.«

»Was?«, Emmy sprach so leise, und der SUV heulte so laut.

»Ich sagte, du hättest mich ruhig vorwarnen können«, wiederholte Emmy, seiner Stimme etwas mehr Kraft und Druck gebend.

»Wieso? Lief doch alles glatt. Super Idee, mit der Scheibe. So können

die uns jetzt gar nicht mehr«, in dem Augenblick verstummte der Alarm, und Soros letztes Wort »hören« hallte laut in die Nacht hinaus. Er selbst hatte gar nichts gesagt, Emmy hielt sich trotzdem erschrocken beide Hände vor den Mund. Das war zu komisch, dachte Soro, aber gleichzeitig auch nicht.

»Du hast doch nicht etwa Angst?«, fragte Soro, jetzt wieder flüsternd. Emmy schüttelte den Kopf, fassungslos.

»Natürlich habe ich Angst«, flüsterte Emmy atemlos. »Schon die ganze Zeit! Du etwa nicht?« Soro schaute ihn offen und ehrlich an.

»Nee, nicht so wirklich.« Sich selbst verteidigend fügte sie hinzu: »Die wirken doch irgendwie trottelig, völlig harmlos.«

»Und was ist mit den übermenschlichen Kräften, von denen Maya erzählt hat?«

»Ach! Maya übertreibt gerne«, Soro wollte abwinken, aber neben dem Container hörten sie plötzlich Schritte. Schlurfend, als würde jemand die Schuhe nicht richtig heben und durch den Kies ziehen.

»Sorrro?«, das war ihr Name. Jemand sagte ihren Namen. Die Stimme klang falsch, Freundlichkeit heuchelnd, aber auch überhaupt, generell einfach falsch. Wie die Stimme eines Menschen, aber gleichzeitig wie die eines Monsters, das menschliche Laute imitiert. »Bysst duu dass?« Und es war ganz klar, das Monster imitierte George.

Der Junge, der mal George gewesen war, trat hinter dem Container hervor. Emrah spürte den kalten Putz der Hausmauer, gegen die er sich drückte, obwohl sein Kopf befahl, in die entgegengesetzte Richtung zu fliehen. Die Furcht hatte übernommen, und Emmy hatte das Gefühl, die Kontrolle über seine Bewegungen zu verlieren, wie eine weggeworfene Marionette. Ging es George gerade ähnlich? Er bewegte sich seltsam,

sam, wie an Fäden hängend. Er schritt langsam auf Soro zu. Sie stand da wie angewurzelt.

George stieß einen gespenstischen Schrei aus, ein hohl klingendes Wolfsgeheul– ein Signal an die anderen. Emmy konnte sie noch nicht sehen, aber er hörte, dass sich die anderen Teenies in Bewegung setzten.

»Gebt besser auph. Yhr seyhd umthiinglet«, hier sprach nicht George, der Junge aus der achten Klasse, sondern der Geist, der von ihm Besitz ergriffen hatte. Er sprach ruhig, siegesgewiss, seine beiden Opfer verhöhnend. Mit Sprachfehler. Aber dennoch bedrohlich. Die Schritte der anderen kamen näher. Warum unternahm Soro nichts? Sie war George nun zum Greifen nah. Emmy konnte ihr Gesicht nicht sehen. Was war denn los? Wieso rührte sie sich gar nicht? Eben war sie noch die Action-Madame gewesen, hatte ihn mit ihrem Handlungsdrang geradezu angesteckt, und jetzt? »Soro!«, flüsterte er drängend. Im blauen Widerschein von Georgs Körper sah sie gespenstisch aus, als wäre sie selbst schon von einem Erlgeist besessen. Das durfte nicht passieren! Emmy nahm all seinen Mut zusammen. Oder veranlasste ihn die bloße Furcht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken?

»Was habt ihr mit uns vor?« Seine Stimme klang weder verzweifelt noch bedrohlich. Egal, der Geist hatte offensichtlich nicht mit seinem Einspruch gerechnet und ließ Soro links stehen.

»Oh, dasss wyrst douh fryh genug errrfharren«, genüsslich schritt er schlurfend auf Emmy zu und konnte sich ein fieses Kichern nicht verkneifen. Es klang rasselnd, so, als käme es nicht aus Georges Kehle, sondern aus einem modrigen Keller. So roch auch sein Atem.

»Kann's kaum erwarten«, murmelte Emmy trotzig. Ein vertrautes Gefühl beschlich ihn. Er kannte die Situation. Es war nicht das erste Mal, dass sich ihm ein größerer, älterer Junge auf bedrohliche Art und

Weise genähert hatte. Zugegeben, dieser hier, mit seinen hohlen, weißen Augen, den abgehakten Bewegungen und dem seltsamen Schimmer, der ihn umgab, machte ihm ungleich mehr Angst als die Bullys, die ihn in Hannover gepeinigt hatten. Gleichzeitig regte sich in ihm ein Widerstand. Damals, als ihm die Typen aus der oberen Klasse jede Pause zur Hölle gemacht hatten, hatte er sich nie gewehrt. Jemand anderes hatte die Sache für ihn geklärt, seine Mobber im Sekretariat angeschwärzt. Ein Elterngespräch später hatte er seine Ruhe und einen neuen besten Freund. Avid, der die Schikane, die er Tag für Tag erleiden musste, mitbekommen und schließlich gehandelt hatte. Aber hier waren weder Avid noch Diego oder Henry an seiner Seite, noch gab es irgendwelche mahnenden Eltern. Hier waren nur er und Soro, umzingelt von Geister-Bullys. Und noch etwas: Emmy hatte sich geschworen, sich niemals wieder von anderen so behandeln zu lassen. Und jetzt war Soro auf einmal zur Salzsäure erstarrt, und alles hing an ihm. Es war Zeit, seinem Schwur zu folgen.

»Red doch keinen Scheiß«, Emmy rang sich ein Lachen ab und stellte fest, dass es ihm einigermaßen überheblich gelang. »Ihr habt doch keinen Plan, von gar nichts.« Seine Widerworte sorgten für Überraschung und Belustigung bei den Zombies, die einen Halbkreis um ihre Opfer gebildet hatten. Eine Flucht nach vorn war nun unmöglich. Emmy löste sich von der Mauer, trat einen Schritt auf George zu. Er wendete den Kopf leicht nach links, um sich Gewissheit zu verschaffen, dass der Plan, der langsam in ihm Fuß fasste, gelingen konnte.

»Vielleicht könnt ihr eure fliegenden Kumpels rufen, und dann übernehmen die unsere Körper für 'ne Nacht. Aber bei Sonnenaufgang geht euch doch die Luft aus, und dann sind wir wieder frei und ...«

Die Zombie-Kids brachen in schallendes Friedhofsgelächter aus. Ein



kalter Blitz schoss durch Emmys Adern. War es möglich, dass der Klang der heulenden Meute wirklich das Blut gefrieren ließ? Wenn es nicht der Sound war, dann war es der Anblick. Ihr Köpfe wackelten wie die dieser Spielzeugfiguren, die manche Leute in ihren Autos auf die Armatur klebten, während ihre Körper starr und steif blieben. Emmy nutzte die Gelegenheit, Soro am Ärmel ihres Parkas zu packen. Sanft zog er am Stoff, und Soro trat ein paar Schritte zurück, sodass sie jetzt neben ihm stand.

»WYR mahcen gaarr nycth myt dyr, klayner younge! Yhr werrdet dasss erste Geschenck an euhren neuyen Herrscher – dem Köhnig dess Berghes!« Die Stimme des Geister-Georges erhob sich, drang laut durch die Nacht, entzückt und voller Vorfreude darauf, seinem Boss das erste Opfer bringen zu können. Dem König des Berges! Das musste der Erlkönig sein. Die Legende war Wirklichkeit! Jetzt musste Emmy sich entscheiden: der Ohnmacht nachgeben und in dieser Gruselgeschichte als Fußnote eingehen oder den Spieß umdrehen und die Story selbst weiterschreiben.

George hatte den letzten Teil seiner Ansprache an die Geisterversammlung gerichtet und ihm und Soro den Rücken zugewandt. Und nicht nur den Rücken, sondern auch sein Hinterteil. Das Feuerzeug. Sie mussten es beide im selben Moment gesehen haben, denn Soro streckte den Arm aus, aber Emmy hielt sie zurück. Sie wollte protestieren, jetzt war nicht die Zeit, über Pläne oder vorsichtiges Handeln zu diskutieren. Ab ein Blick in Emmys Augen ließ sie jeglichen Protest herunter schlucken. Da war nichts zu sehen vom zögerlichen Emmy von vorhin. Sein eindringlicher Blick verriet ihr, dass er einen Plan hatte und noch mehr: Koste es, was es wolle, er war bereit, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Soro nickte ihm zu. Sie war ganz bei ihm.



»Fenster«, Emmys Kopf zuckte in Richtung des Hauses hinter ihnen.

»Feuerzeug?«, das konnten sie doch nicht hierlassen. Daran hing doch alles.

»Mach ich«, Emmy spannte jeden Körperteil an, in seiner ganzen Haltung lag Entschlossenheit, aber seine brüchige Stimme verriet die Angst vor der eigenen Courage. Die Geistermeute war immer noch abgelenkt von ihrer eigenen Überheblichkeit und johlte und lachte wie ein wildes Pack Wölfe. Jetzt zählte jede Sekunde!

Emmy holte tief Luft. Ohne nachzudenken, fischte er das Feuerzeug aus Georges Pobackentasche. Noch bevor er die Beute in seinem Hoodiebeutel verstauen konnte, drehte sich der besessene George zu ihm um. Aus seinem ausgemergelten Gesicht war jede Spur von Humor verflogen. Wütend stierte er den Taschendieb an, seine Augen funkelten hasserfüllt unter der Kapuze hervor. Emmy nahm den bösen Blick gar nicht wahr. Etwas anderes bündelte seine Aufmerksamkeit. Pausenbrot aus der Hand schlagen. Am Ranzen von hinten zu Boden gezogen werden. Anrempeln. Drohungen. Emmy kannte jede Schulhofschikane auswendig. Unter den gemeinen Attacken aus dem Hinterhalt war der Hoodieknoten die effektivste, schnellste und einfachste. Und Georges Hoodie war wie gemacht dafür. Blitzschnell ergriff er die breiten, weißen Kapuzenkordeln, und in einer einzigen ruckartigen Bewegung zog er den Saum des Hoodies zusammen. George sah aus, als hätte ein Turnbeutel seinen Kopf verschluckt. In Windeseile verwickelte Emmy die Bündel in einen Doppelknoten mit Schleife und nahm George damit jegliche Sicht und Orientierung, und mehr brauchte es für Emmy nicht. Geister-George griff blind um sich, und Emmy nutzte blitzschnell die Gelegenheit und schubste George mit beiden Händen von



sich. Dieser stolperte den besessenen Kumpels Bernhard und Göran in die Arme und riss sie mit sich zu Boden.

Emmy wirbelte herum. Soro hatte sich bereits zum Fenster mit der kaputten Scheibe hochgehängt, saß rittlings auf dem Sims und streckte ihm ihre Hand entgegen. Emmy nahm Anlauf, sprang die Wand hoch, ergriff Soros Hand, diese packte fest zu, zog mit Leibeskräften und ließ sich gleichzeitig nach hinten fallen. Geschafft. Emmy war drin, im Bürogebäude.

»Was jetzt?«, Soro rappelte sich auf, bereit, in jede Richtung loszuwetzen. Emmy deutete auf die Tür den Gang herunter links. Da ging es zum Treppenhaus, und im unteren Geschoss lag die Eingangstür. Er rannte los und stemmte sich gegen einen Aktenschrank.

»Hilf mir mal«, keuchte er, und gemeinsam mit Soro schob er den Schrank vor die Tür. Aus dem Treppenhaus war noch nichts zu hören, er warf einen Blick über die Schulter. Auch durch das Fenster war ihnen noch niemand gefolgt. Er verschaffte sich schnaufend einen Überblick. Vorhin hatte das Gebäude nur einen leicht schaurigen Eindruck auf ihn gemacht. Jetzt kam es ihm vor wie eine Wahrheit gewordene Geisterbahn – hinter jeder Tür und jeder Ecke konnte eine böse Überraschung auf sie warten. Hatte er das richtig gespeichert? Nach rechts ging es zum Treppenhaus – check. Linker Hand lag die Teeküche, ein kleines Büro, das Klo und vor ihnen, am Ende des Ganges, das Chefbüro. Er erinnerte sich mit Schaudern an den Moment, als er dort Theos Schrei gehört hatte, aber auch daran, dass es in dem Raum zu allen Seiten zahlreiche Fenster gab. Durch die konnten sie sich einen Überblick verschaffen, vielleicht sogar entkommen und von dort aus weitersehen.

»Da lang!«

»Okay«, Soro sprintete los, war schon beinahe im Türrahmen, da



ereilte Emmy ein Geistesblitz. Teeküche! Eigentlich wollte er nur so schnell wie möglich hier raus, aber wenn er recht hatte, dann könnte ihnen ein Abstecher in den verstaubten Pausenraum vielleicht nützlich werden.

»Teeküche«, teilte er Soro seinen Gedanken laut mit.

»Was?« Soro konnte mit dieser knappen Info gerade nicht viel anfangen..

»Teeküche! Teebeutel! Teetassen!«

»Teelichter!«, ergänzte Soro seinen logischen Gedankengang.

»Warte hier.« Emmy rannte zurück ans andere Ende des Flurs, stolperte dabei beinahe über seine eigenen Füße. Er musste nicht lange suchen. Bereits im zweiten Küchenschrank lag ein ganzer Plastikbeutel voll mit den flachen Kerzen. Das Blut schoss Emmy in den Kopf, und mit einem breiten Lächeln im Gesicht erschien er wieder auf dem Gang. Triumphierend präsentierte er Soro den Beutel voller Kerzen, nur um im nächsten Moment zu Stein zu erstarren. Knarrend und quietschend öffnete sich die Tür zu dem schmalen Empfangsbüro, das zwischen Soro und ihm lag. Emmys Herz schien einen Schlag auszusetzen. Eine schmale Gestalt mit langen schwarzen Haaren, Basecap und gesenktem Kopf betrat den Flur. Ihre Bewegung glich eher einem Insekt als einem Mensch, seltsam unkoordiniert, als würden ihre Schritte über die Schultern ausgeführt werden. Als die bläulich schimmernde Figur ihren Kopf hob und ihn mit einem höhnischen Funkeln, den Mund zu einem gefletschten Grinsen verzerrt, anstarrte, erkannte er sie: Es war Eddie.

»Begrabt alle Hoffnugh«, die Stimme der Erle vermischte sich mit den menschlichen Stimmbändern, die noch vage eine Spur von Eddie



erkennen ließen. Soro schluckte. Diese fürchterliche Parodie eines Menschen, ihrer besten Freundin, mit der sie schon so viel Scheiß erlebt hatte, setzte ihr mehr zu als alles Vorherige. Wenn der Gespensterparasit allerdings dachte, sie würde nun in Furcht erstarren, dann hatte er sich gewaltig geschnitten. Sie wusste genau, dass es nicht Eddie war, die sich ihr in den Weg stellte, dass es nicht Eddies Wille war, ihr etwas anzutun, dass es eine böse, fremde Macht war, die ihre beste Freundin kontrollierte. Und das versetzte Soro auf keinste Weise in Angst. Sondern in Wut.

Mit einem lauten Schrei rannte sie auf die falsche Eddie-Person zu, warf sich geradezu auf sie und erwischte sie damit kalt. Gemeinsam gingen sie zu Boden. Mit ihrer ganzen Kraft stemmte sich Soro gegen die Kreatur, ergriff deren Hände und drückte sie auf den klamm-modrigen Teppich. »Wir müssen sie irgendwie fesseln«, schrie Soro, während sie versuchte, sich gegen die erstaunlich starke Eddie durchzusetzen. Emmy zögerte nicht. Mit der geringelten Schnur eines alten Telefons begann er, die Füße des Erlzombies zu fesseln. Aus dem Treppenhaus erklangen die ersten Schritte, trappelnd, schnell. Die anderen kamen.

Der Ringkampf mit ihrer besessenen Freundin kostete Soro nicht nur jede Menge Muskelkraft, sondern auch Überwindung. Was machte sie hier eigentlich? Eddie war doch ihre Freundin. Ja, klar, im Moment besessen von einem fiesem Geist und nicht sie selbst, aber anstatt gegen sie zu kämpfen, sollte sie nicht lieber versuchen, Eddie zu retten?

»Das Feuerzeug...«

Soros laut ausgesprochener Gedanke riss Emmy aus seiner Konzentration. »Wie bitte?«

»Gib mir mal das Feuerzeug... und so ein Teelicht, ich...«

Wumms! Das erste Hämmern gegen die Tür. Staub wirbelte vom



Schrank. Sie kamen näher. Zu nah! »Yhr khönnt unz nycth enthkommen«, Eddies falsches Lachen ging Soro durch und durch. Sie merkte, dass sie ihre Kräfte verließen, ihr Körper zu leicht war, um dem Gegenruck und Gezappel unter ihr standzuhalten. Auch Emmy hatte alle Mühe, die Beine zu fixieren und zu verknoten. Die Erl-Eddie zappelte und trat um sich, während der blaue Schimmer um sie immer intensiver wurde.

»... ich muss es wenigstens versuchen! Bitte!«, Soro spürte, wie ihre Kraft nachließ. Die nächste Attacke der Erlzombies schlug gegen die Tür, der Durchbruch stand kurz bevor.

Emmy schüttelte den Kopf. »Dafür ist keine Zeit!«

Mit einem lauten »Verflucht« riss Soro in dem Moment, in dem Emmy endlich die Telefonschnur verknotet bekam, ihre Hände in die Luft. Die leuchtende Haut der Kreatur zu berühren, fühlte sich an wie der Griff in einen Eimer voller Eiswürfel. Ihre Finger waren taub und eiskalt. Eddie war nicht zu retten und versuchte jetzt auch noch ihrerseits, nach Soro zu greifen. Emmy riss Soro aus ihrer Starre, packte sie unter den Schultern und half ihr aufzustehen. Sie hatten noch einen winzig kleinen Vorsprung übrig, und diesen galt es nun schnellstmöglich zu nutzen.

Er zog Soro am Arm hinter sich her, und gemeinsam stolperten sie in das große Büro. Draußen gab der Schrank vor der Tür zum Treppenhaus mit einem fürchterlichen Krachen aus zersplitterndem Holz nach. Der Dämon in Eddie robbte über den Flur, wie ein haariger Lurch. Die Fußfesseln waren wohl ein Konzept, dass die ansonsten frei schwebenden Erl-Geister nicht durchschauen konnten. Das erklärte wohl auch ihre seltsame Art, sich zu bewegen. Soro schmiss die Bürotür ins Schloss und drehte den Schlüssel bis zum Anschlag um. Sie hatte sich wieder



im Griff. Eddie würde sie später retten. Versprochen. Emmy stemmte sich gegen eine Aktenkommode, um diese als Schutzwall vor die Tür zu schieben, aber Soro schüttelte den Kopf.

»Das muss reichen, komm!« Sie eilte zur Fensterfront und verschaffte sich schnell einen Überblick. Niemand zu sehen. Sie kämpfte kurz mit dem Fenstergriff, der sich jahrelang in ein und derselben Position wohlgefühlt hatte, dann fiel ein Zug frischer Nachtluft in das muffige Zimmer. Der kleine Kälteschock, ein Hallo-Wach für ihre Sinne, ließ Soro kühn werden. Sie kletterte auf den Sims und sprang aus dem ersten Stock in die Freiheit. Emmy folgte ihr. Sein Körper schüttete eimerweise Adrenalin aus. Beide landeten auf ihren Füßen, als hätten sie die Aktion vorher hundertmal geprobt.

»Wohin jetzt?« Ein lautes Krachen ließ sie aufschrecken. Es würde nicht lange dauern, bis die Geister das morsche Schloss der Bürotür durchbrechen würden.

»Da lang!« Soro rannte los, Emmy hielt Schritt.

»Die Seilbahn?«

»Weißt du was Besseres?«

»Im Moment nicht«, gab Emmy zu, sein Atem ging schnell. Für lange Diskussionen hatte er keine Luft, und für gut durchdachte Aktionen fehlte ihnen wieder mal die Zeit. Also die Seilbahn. Ohne sich umzuschauen, erklommen sie die Leiter zur Plattform, von der aus einst die Loren mit dem schweren Steingut ins Tal geschickt wurden.

»Du«, keuchte Emmy, »ich hatte das ganz vergessen, aber ich glaube, ich bin nicht schwindel...« Emmy verschlug es die Sprache, als er die letzte Sprosse geschafft hatte und das Gitterrost der höchsten Ebene betrat. Dicke Stahlseile führten von hier in den vernebelten Wald, an einem hing eine verrostete Lore. Etwas abseits der Verladestation stan-

den alte Maschinen und Gerätschaften, konserviert von Staub und Spinnweben. Emmy schluckte. Er hatte die Höhe der Seilbahn ziemlich unterschätzt. Es ging gut und gerne sieben Meter in die Tiefe, und unter ihnen befand sich kein Becken voller Wasser, kein Trampolin oder sonst etwas, das einen Sturz hätte auffangen können.

Soro begann, an einem Gewinderad zu kurbeln, um die Lore zur Plattform einzuholen. Ächzend setzte sich der Wagen rückwärts in Bewegung. Weißer Basaltstaub rieselte in die gähnende Tiefe.

Die Lore war jetzt nur einen Schritt von der Plattform entfernt, und mit steigendem Entsetzen sah Emmy Soro dabei zu, wie sie an der Lore rüttelte, um zu testen, ob sie halten oder gleich in die Tiefe stürzen würde – am Ende noch mit ihnen drauf! Aber die Lore hielt. Soro wandte sich dem kreidebleichen Emmy zu, der vehement den Kopf schüttelte.

»Ohne mich! Nein! Niemals.«

»Kannst mir vertrauen. Wir haben das letztes Jahr zigmal gemacht«, in ihrer Stimme klang Eile, aber keine Spur von Furcht.

Vorsichtig kletterte sie auf das schaukelnde Ding und hüpfte einmal auf und ab, um die Sicherheit unter Beweis zu stellen. Emmy wurde schon beim Hinsehen schwindelig. Er hörte Schritte über den Hof rennen und zwang sich, einen Blick in die Tiefe zu riskieren. Die Erlmensen hatten sie entdeckt und nahmen Kurs auf den Turm. Sie waren sauer. Und sie waren schnell. Keine Spur von Furcht oder Respekt vor Höhen, Tiefen, sich irgendwie zu verletzen. Mutig wäre das falsche Wort. Soro war mutig, und er bewunderte sie dafür und ließ sich offensichtlich auch gerne von ihr anstecken. Aber die Dinger hatten ja nichts zu verlieren, es waren ja noch nicht mal ihre eigenen Körper, die tausend Meter in die Tiefe stürzen könnten. Nein, seinen Körper

würde er wenn, dann schon lieber selbst in Gefahr bringen. Er musste sich einen Ruck geben. So wie vorhin, als er George die Kapuze über den Kopf gezogen hatte, als Soro ihn mit ihrem Tatendrang geradezu angesteckt hatte. Aber das war vorhin, und jetzt war jetzt. Mit weichen Beinen tastete er sich an die Plattformkante heran. Soro nickte ihm aufmunternd zu. Aber sein Mut war aufgebraucht.

»Du schaffst das, Emmy!«

Emmy war noch nie im Leben ohnmächtig geworden, aber er war sich ziemlich sicher, dass er kurz davor war, es mal auszuprobieren.

»Aber...«

»Aber jetzt hör dir mal meinen Plan an, denn ob du's glaubst oder nicht, ich hab einen.«

Mit einem Schlag verschwand Emmys Ohnmachtsgefühl wieder. Soro sprach mit ihm, als wären sie gerade im Klassenzimmer und würden die nächste Mathe-Arbeit besprechen.

»Die Seilbahn geht am Löschteich vorbei, das ist nicht weit von der Hagebuttenhecke entfernt, also genau unsere Richtung. Der Teich ist ein matschiger Tümpel, wir haben uns da noch nie was gebrochen oder so. Wir müssen nur im richtigen Moment abspringen, und...«

»Ich kann nicht...«, war sich Emmy sicher. Aber schon etwas weniger sicher als zuvor.

»Natürlich kannst du. Wenn ich es kann...«, in Soros Stimme lag kein Flehen, kein Befehl, sondern die reine Zuversicht. »Die Geisterheinis haben außerdem keine Chance, uns zu folgen, wir nehmen die einzige Lore mit.« Emmy schluckte und sah von der Plattform in die Tiefe. »Denk nicht an die Höhe oder an den Absprung, Emmy. Denk an deine Eltern. An Dilek und Hatti.«

Emmy war verblüfft. Soro hatte sich die Namen seiner Schwestern



gemerkt. Hinter ihm kündigte das klappernde Metallgeräusch der Leiter die Erlkids an, aber mit einem Mal waren sie ihm plötzlich egal, diese Zombiegeistererlendinger, ebenso die Tiefe, die vermaledeite wackelige Lore. Vor ihm war Soro, schaukelte auf der Lore, strecke ihm ihre Hand entgegen, war dabei trotzdem gelassen und cool, und das half enorm. Zumindest genug, dass er sich einen Ruck gab, seine Angst zu überwinden, ihre Hand ergriff und den kleinen Schritt über den Abgrund auf die Lore nahm. Mit beiden Händen hielt er sich an einer der Stangen fest. Jahrmarkt. Jedes Mal, wenn ihn jemand auf dem Rummel zum Riesenrad oder Achterbahnfahren überredete, fühlte sich Emmy genauso wie jetzt komplett ohnmächtig, immer wenn die Fahrt losging. Aber jedes Mal kam er erstaunlicherweise doch mit seinem Leben davon. Denkt einfach, befahl er seinen wackeligen Knien, das ist wie Jahrmarkt.

Soro reckte sich zum Zugseil empor, um eine Klemme zu lösen.

»Bereit?«, ernst schaute sie Emmy über die Schulter an. Dann schielte sie auf einmal und plusterte dabei irritierenderweise leicht ihre Backen auf wie ein Pufferfisch. Emmy schnaufte.

»Überhaupt nicht«, gab er zu. Auf der anderen Seite der Plattform erschien Georges Kopf. »Aber mach!« Emmy schloss die Augen und nahm sich fest vor, nicht zu kreischen, als Soro die Sicherungsklemme aus den Drehscheiben zog.





Kapitel 13

Rund um die Hagebuttenhecke sah es aus, als hätte hier eine riesige Klopperei stattgefunden, fand Theo. Eine nie da gewesene Lampion-Klopperei. Als hätten sich alle gegenseitig mit ihren Laternen vermöbelt, die nun, mehr oder weniger zerfetzt, so weit das Auge reichte, den Boden bedeckten. Vielleicht hatte man sich am Ende auf Unentschieden und Pizza-essen-Gehen geeinigt, jedenfalls war kein Teilnehmer der Schlacht mehr anwesend, und Opfer gab es wohl auch nicht, sonst würden die hier ja immer noch irgendwo rumliegen. Theo wusste, dass vermutlich etwas anderes passiert war, aber die große Prügelei war wenigstens eine witzige Option, die seinen Gedanken gerade sehr gut gefiel. So war es auch einfacher, die Zeit zu überbrücken, bis endlich wieder was passierte. Maya war die Warterei anscheinend auch ein wenig zu langweilig, während sie sich da zusammengekauert im Gebüsch versteckten. Sie wollte immer wieder etwas erzählen und war dabei nicht gerade leise. Das passte den anderen beiden, den Zwillingen, überhaupt nicht, die mit ihrer verhuschten Art Maya immer wieder aufforderten, jetzt mal leise zu sein. »Sei doch bitte still. Kannst du bitte leiser sein. Pssst, pssst ...«, das brachte doch gar nichts, viel zu höflich. Theo wusste, wie das geht, Soro und seine Eltern hatten ihm das ja beigebracht. Wenn mit ihm die Worte durchgingen, wurden sie immer ganz schön frech. Das konnte er auch.



»Ich finde, das wird jetzt langsam zur Zeitverschwendung.« Die Zwillinge verdrehten die Augen. Maya hatte genau für sechs Sekunden still gehalten. Theo hatte mitgezählt. »Wir hätten längst beim Kindergarten oder der Letzten Wurst oder in den Autos nach einem Feuerzeug...«

»Halt doch mal die Klappe«, trällerte Theo fröhlich. Maya schaute ihn überrascht an, ebenso die Walchs. Aber funktionierte ja. Maya blieb stumm. Theo begann, die Zeit der Stille zu zählen, und als er bei rekordverdächtigen elf Sekunden angekommen war, erschienen plötzlich zwei lustig zersauste Gestalten im Gebüsch gegenüber. Die mit dem Parka erkannte Theo sofort, das war nämlich seine Schwester.

So ein Wiedersehen hatte Emmy auch selten erlebt. Theo rannte Soro beinahe um, als er in ihre Arme lief. Mit einem breiten Lächeln wuschelte sie dem Kleinen durch die Haare, und auch Emmy merkte, dass seine Mundwinkel steil nach oben ragten, als Karlotta, Josef und Maya aus dem Gebüsch auf sie zustürmten.

»Ein Glück, da seid ihr ja«, hauchte Karlotta.

»Habt ihr das Feuerzeug?«, fragte Josef vorsichtig fistelnd.

»Was ist passiert? Ihr müsst alles erzählen, sonst sterb ich vor Langeweile«, lachte Maya, die wild mit ihren Armen wedelte.

Emmy griff in seine Tasche und brachte – tadaa – das Feuerzeug zum Vorschein.

»Yes!« Maya reckte die Faust in die Luft, und auch den anderen war ein triumphales Gefühl anzusehen.

»Und noch was. Emmy hat 'ne ziemlich gute Idee gehabt«, sie gab Emmy einen Stups, und wie ein Zauberünstler auf dem Kindergeburtstag zog Emmy langsam den Beutel mit den Teelichtern aus dem Kängurubeutel seines Hoodies, was bei allen einen stillen Jubel auslöste.



»Wo habt ihr die denn aufgetrieben«, hakte Maya nach. »Und was ist mit Lara und George und ...«

Soro schüttelte den Kopf. »Hat's alle erwischt.« Während Soro kurz und knapp die Ereignisse nacherzählte, zog Emmy sich in seine Gedanken zurück. Ihr knappes Entkommen, die Flucht mit der Seilbahn, der gewagte Absprung in den Löschteich, das alles steckte ihm doch noch ganz schön in der Jacke. Und so krass im Mittelpunkt zu stehen, das war er schon mal überhaupt nicht gewohnt.

»Ach so, deswegen seid ihr voller Matsch«, stellte Theo fest, als Soro von ihrem letzten halsbrecherischen Manöver berichtete. Die Seilbahn verlief zum Glück ziemlich nah über dem Boden, als sie sich dem Löschteich näherten. Soro war einfach abgesprungen, und Emmy war ihr blind gefolgt, mitten rein in den Tümpel, der nicht wirklich viel Wasser hielt, sodass sie bei der Landung mehr dreckig als nass geworden waren. Und erstaunlicherweise hatten sie sich wieder nichts gebrochen. All das war so schnell gegangen, dass Emmy sowieso keine Ahnung hatte, wie er das alles in Worte fassen sollte. Und irgendwie war er auch gerade ziemlich stolz auf sich selbst.

Als Soro fertig mit ihrem Bericht war, warf sie Emmy einen heimlichen Blick zu. Sie hatte nicht alles erzählt, nichts von ihren kleinen Streitereien und auch nicht davon, dass sie im entscheidenden Moment wie eingefroren war. Emmy zwinkerte ihr zu und schenkte ihr ein Lächeln. Man musste ja nicht alles erzählen. Maya gab beiden ein klatschendes High Five, und Karlotta und Josef sahen sie mit weit geöffneten Augen an. Emmy war nicht neidisch, dass Soro gerade alle Bewunderung einheimste, er war ja schließlich dabei gewesen, und dafür bewunderte er sich gerade selbst genug.

»Dann wollen wir mal das Licht anmachen«, schlug Emmy vor. Das



hatte in seinem Kopf besser geklungen, actionfilmmäßiger. Laut ausgesprochen klang der Spruch doch ein wenig arg onkelig, gestand er sich selbst ein. Aber das war den anderen offensichtlich gerade ziemlich egal und ihm auch.

Die meisten der Lampions waren noch völlig intakt, und so hatten sie schnell sechs Laternen eingesammelt und mit Teelichtern bestückt. Während Emmy eine Kerze nach der anderen entzündete, schweifte Karlottas Blick über den Konfirmandenpfad hinab zum Tal. Die Aussicht verriet, dass der Nebel inzwischen Buxstein erreicht hatte. Das Licht aus den Fenstern schimmerte diffus durch den weißen Schleier, der langsam in das Städtchen kroch. Ob die Bewohner ahnten, was sich im Wald zugetragen hatte? Wie konnten sie? Sie waren die Einzigen, die sie warnen konnten, und mit ziemlicher Sicherheit war es jetzt bereits zu spät. Außerdem hatten sie eine andere Aufgabe zu erfüllen. Karlotta schluckte. An die Sagen ihrer Oma zu glauben, war eine Sache. Sie wirklich passieren zu sehen, wiederum eine andere, und das gab ihr ein ganz und gar ungutes Gefühl. Das Ritual musste einfach seinen Zweck erfüllen, auch wenn sie nur zu sechst waren und keine große Prozession eines ganzen Dorfes.

Als alle Lichter brannten und die Lampions bunt leuchteten, brachen sie auf, schweigend und vorsichtig. Sogar Maya war still. Vielleicht ging es gerade allen so wie ihr, dachte Karlotta. Jetzt bloß nichts falsch machen, um das Ritual nicht zu vermässeln.

»Müssen wir eigentlich was singen?«, fragte Soro vorsichtig.

»Ich glaube, davon ist in der Geschichte keine Rede.« Karlotta spürte die Last der Verantwortung, alle folgten der Legende, die sie und Josef vorgetragen hatten. Aber ehrlich gesagt stocherte sie auch gerade im Dunkeln herum. Bislang hatte sich nie jemand für sie oder ihr Wissen



interessiert. Alle nahmen sie stets als die seltsamen Außenseiter wahr, und diese Rolle hatten sie beide ungewollt irgendwann akzeptiert. Mit anderen Worten, sie war es eher gewohnt, ausgelacht zu werden, als dass man sie ernst nahm. Und nun hörten alle auf das, was sie und Josef zu sagen hatten. Was, wenn ein Teil der Legende, der entscheidende, wie man den Erbkönig besiegt und vom Buxkopf verbannt, wenn der sich als Unfug herausstellte? Ob es Josef ähnlich ging? Er wirkte ernst, wie immer, aber auch zuversichtlich. Er ließ keine Spur eines Zweifels erkennen. Im Gegensatz zu ihr. Und zu Maya.

»Ganz schön schwache Funzeln.« Maya fand eine Menge zu beanstanden. Nicht, dass ihr die ganze Erklärung der Walchs um die Operation Teelicht, wie sie den Laternenumzug für sich umgetauft hatte, nicht einleuchten wollte. Aber sie kam nicht umhin, ein paar entscheidende Differenzen festzustellen, und zwar in der Planung, wie man das Unterfangen am besten in die Tat umzusetzen hatte. Angefangen beim Teelicht. Das war wirklich schwach. Fast noch popeliger als die Elektroplastikdinger. Außerdem ging ihr Zug nur langsam voran. Sie hatten gerade mal das Backhaus passiert, da war noch ein langer Weg zu gehen bis zum Moor. Ihr eigenes Tempo musste sie ganz schön drosseln, um den anderen nicht davonzumarschieren.

»Wollen wir uns nicht etwas beeilen, ich meine ...«, aber Josef schüttelte den Kopf.

»Wir dürfen nicht riskieren, dass die Lichter ausgehen. Sonst müssen wir den Zug wieder von vorne beginnen«, niemand wagte zu widersprechen, aber Josef war sich auch nicht so sicher und fügte leise »denke ich ...« hinzu. Verfluchte Demokratie, murmelte Maya in sich hinein. Sicher hatte Josef nicht unrecht, aber wenn es nach ihr alleine

gegangen wäre, hätte sie schon neben Vorsicht auf Tempo gesetzt. Jeder wusste doch, dass Zeit ein nicht zu unterschätzender Faktor bei jedem Experiment war. Und mit Experimenten konnte sie sich schließlich aus.

Als sie auf der Höhe vom Basaltwerk ankamen, blieben sie stehen und lauschten. Durch den dichten Nebel war nichts zu sehen, aber wohl zu hören. In der Ferne erklang ein schauriger Singsang, das gespenstische »Buhu«, vermischt mit den Stimmen von Soros Clique. Das wäre die Gelegenheit, der Walch-Theorie auf den Zahn zu fühlen und mit den Lichtern die Geister aus den Teenagern zu treiben. Soros Freunde retten. Maya wägte den Gedanken ab. Einerseits könnte daraus eine extrem coole, heldenhafte Aktion werden, andererseits aber auch eine ziemlich dumme, wenn die Zwillinge danebenlagen. Allerdings, wenn an der Geisteraustreib-Methode nichts dran war, dann wäre die ganze Operation Teelicht noch dümmere. Jede Theorie, das wusste Maya, war schön und gut, wenn man sie nicht in der Praxis auf die Probe stellte. Und wenn sie jetzt ohne Beweise schnurstracks ins Moor wanderten, würden sie vielleicht voll auf die Nase fallen. »Wir brauchen einen Geist«, stellte Maya laut fest.

Emmy sah sie beinahe böse an. »Bist du verrückt? Ich bin froh, wenn ich nie wieder einen –«

»Na, einen Dings, na, Probanden“, unterbrach Maya ihn. »Damit wir rausfinden, ob das mit dem Feuer wirklich klappt.«

Emmy hatte gar kein Verständnis für ihren Vorschlag. Soros Blick hatte sich im Nebel irgendwo bei ihren Freunden verloren. Karlotta und Josef zumindest schienen Mayas Idee abzuwiegen.

»Das klingt nicht verkehrt, aber wo finden wir jetzt eine Erle? Wir sollten uns lieber auf das Ritual konzentrieren und jetzt nicht vom Weg abkommen«, entschied Josef zögerlich und setzte damit gehörigen Frust

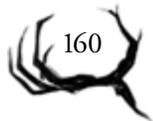
bei Maya frei. Die Basis für ihre Aktion war also reine Vermutung? Wie um Himmels willen sollten sie den Plan vernünftig in die Tat umsetzen, ohne an den Komponenten zu schrauben? War sie denn die Einzige, die sich überhaupt Gedanken machte? Maya rollte mit den Augen und stöhnte laut auf.

»Eben hattest du es doch noch selbst ganz eilig damit«, fragte Karlotta vorsichtig nach. Ehrlich, Maya hatte ganz und gar nichts gegen die Walchs, aber ihre mausige Art ging ihr gerade gehörig gegen den Strich. Maya war es gewohnt, lauthals zu diskutieren, wenn sie ihre Ideen verteidigte, ohne Rücksicht auf Verluste. Und sie war drauf und dran, den Gruppenfrieden damit zu sprengen. Aber gerade Karlotta wirkte so zerbrechlich, dass Maya sie am liebsten gegen Maya verteidigt hätte. Also riss sie sich zusammen, schweren Herzens.

»Ja, aber gegen eilig habt ihr ja auch was«, Maya rang schwer darum, gleichzeitig überzeugend und einfühlsam zu reagieren. Das zerriss sie fast innerlich, und so wedelte sie zur Kompensation wild mit der armseligen Ersatzlaterne herum. Lahmes Teil. Wenn sie doch nur ihren Luminator nicht so einfach in die Wildnis geschickt hätte. »Wenn ihr mich fragt, dann ...«

»Hey, pass doch –«, durch Mayas Rumwirbeln verfiel sich ihr Lampion mit dem Stab von Emmys, und mit einem Ruck flogen ihnen beiden die Laternen aus den Händen.

»Na toll!« Emmy seufzte. Gleich zwei Teelichter erloschen. Was nun? Verärgert klaubte er seinen Lampion vom Boden auf und versuchte, mit dem Feuerzeug das Teelicht anzuzünden. Aber Maya brachte ihn gerade derart auf die Palme, dass seine Hand ganz zittrig wurde. Statt dem Docht entflammte mit einem Mal der ganze Papierball, und mit einem



hohen Kiekser ließ Emmy die brennende Kugel fallen. Die Flammen versiegten ebenso schnell, wie sie sich durch die Laterne gefressen hatten, und hinterließen nur ein verrußtes Teelicht und ein Häufchen Asche.

Erwartungsvoll blickten alle die Zwillinge an. »Nun, dann müssen wir zurück zur Hagebu–«, begann Karlotta verhalten, aber Maya unterbrach sie motzend, während sie ihr Teelicht aufhob und sich von Emmy Feuer geben ließ.

»Das ist doch nicht euer Ernst! Alles auf Anfang? Hättet ihr uns das nicht vorher sagen können?« Das war's. Maya war geplatzt. Zu viele Köche hatten im Aktionsbrei rumgerührt, und Maya hatte jeden pampigen Löffel geschluckt, aber es schmeckte ihr einfach nicht, und jetzt konnte sie ihn nicht mehr bei sich halten und musste ihren Frust auskotzen.

»Nur um sicherzugehen«, sprang Josef seiner Schwester zur Seite. Er wollte keinen Ärger, schon gar nicht mit Maya, die nie blöd zu ihnen gewesen war. Na ja, bis jetzt zumindest. Jetzt wurde sie gerade zum Rumpelstilzchen.

»Ihr glaubt doch nicht, dass in den vergangenen Jahren niemals irgendeinem Kind das Licht ausgegangen wäre. Und da hat das Ritual ja schließlich auch wohl geklappt.«

Josef musste einsehen, dass Mayas Argument gar nicht so schlecht war, aber bevor er ihr zustimmen konnte, schaltete Emrah sich ein.

»Jetzt halt mal die Luft an! Und vor allem nicht so laut«, zischte er Maya an. »Oder willst du den Dingen unbedingt unsere Anwesenheit verraten?«

»Vielleicht,« zerknirscht und aufgebracht versuchte Maya zu flüstern, aber es gelang ihr nicht. Wollte sie denn niemand verstehen? Sie wollte doch auch nichts anderes als dem Spuk ein Ende setzen. »Ich hab keine Angst vor diesen Erlheinis und–«, ihre Stimme wurde immer lauter.





Kapitel 14

»Maya, jetzt halt doch bitte mal die Klappe«, platzte es aus Soro geradezu heraus. Kurz herrschte Schweigen, und alle Blicke sprangen zwischen Soro und Maya hin und her. Das war zu viel. Von Theo hatte sich Maya den Spruch ja noch gefallen lassen. Aber die Ansage aus Soros Mund setzte ihr um einiges heftiger zu. Was hatte sie Soro denn jetzt getan? Sie wollte doch nur die Theorie austesten und dabei eventuell sogar ihr Buddys befreien und ... dann fiel Maya auf, dass sie diesen Teil ja gar nicht laut ausgesprochen hatte. Wie eigentlich das meiste nicht, was sie zu sagen hatte. Die Worte ihrer Eltern, dass ja niemand ihre Gedanken lesen konnte, fielen ihr ein, und ruckzuck war Maya sich selbst peinlich. Und das wiederum war ihr unangenehm. Und das verursachte dieses fahriges Gefühl, von dem sie auch nicht wusste, wohin damit.

»Können wir uns bitte alle mal beruhigen?«, Karlottas Einwurf war nun wirklich der überflüssigste von allen, sie klang fast wie eine Lehrerin. Total überfordert. Dabei war doch eigentlich alles klar, nur die Stimmung, die hatte Maya gerade wieder mal allen versaut.

»Ja, genau«, ihre eigene Antwort überraschte Maya genauso, wie sie die anderen damit überrumpelte, dass sie auf dem Absatz kehrtmachte und energischen Schrittes die Gruppe verließ. Die anderen mussten ihr wohl ziemlich baff hinterherschauen, niemand protestierte, man ließ sie einfach gehen. Gut. Oder auch nicht. Mit jedem Schritt verflog ihr heiliger Zorn und machte Platz für die Scham. Ihr Gewissen meldete sich zaghaft, räumte die Möglichkeit einer Entschuldigung ein. Aber Mayas Stolz verspürte keine Lust, sich noch mal umzudrehen oder es sich noch mal anders zu überlegen, den anderen ihren Plan zu erklären, auf den sie erst mal selbst kommen musste, der aber mit ziemlicher Sicherheit alles wieder gutmachen würde.

»Was ist mit Maya?« Theo war eine ziemlich gute Idee gekommen, wie er den Aquädukt auch ohne Regenrinne bauen konnte, und dabei hatte er verpasst, worüber sich Maya so geärgert hatte.

»Nicht so wichtig«, murmelte seine Schwester, und auch wenn Theo das nicht wirklich glaubte, er spürte, dass es gerade vielleicht nicht so schlau war, auf die wahre Antwort zu bestehen.

Theo kannte das, wenn andere nicht mehr mitspielen wollten, dann war das ziemlich enttäuschend. Auf der anderen Seite gab es dann auch weniger Krach, weil ja jeder seinen eigenen Spielplan im Kopf hatte, die nicht immer zueinanderpassten. Ihm gefiel das Spiel, das er mit den Großen gerade spielen durfte, auf jeden Fall echt gut. So lange war ihm noch nie erlaubt gewesen, nach Einbruch der Dunkelheit im Wald zu sein. Alles war ein bisschen gruselig, aber solange Soro dabei war, konnte ja nichts geschehen.

Sie folgten dem Weg den Berg hinauf, allesamt schweigend und ein wenig so, als würden sie schleichen, aber nicht richtig, wie so Spione. Toll. Der Pfad machte links eine Kurve um einen riesigen Baum herum, der hundert Wurzeln und noch mehr Äste hatte. Die tausendjährige Eibe. Noch älter als Mama und Papa zusammen, der Baum. Er sah aus wie ein lebendiges Wesen, eine Art Wald-Oktopus mit zig Tentakeln aus Holz, die jederzeit nach ihm grapschen konnten. Cool!

Auch Emmy konnte seine Augen kaum von dem unheimlichen Gewächs nehmen. Ein paar der Äste ragten in den Nebel hinein, als würden sie dort etwas vor ihnen verstecken wollen. Emmy konnte sich nicht helfen, er traute Bäumen einfach nicht über den Weg.

»Der Schelmenbaum«, Josef flüsterte ehrfürchtig. »Im Mittelalter hat hier der Henker von Buxstein sein Werk vollbracht.«

Na, danke, dachte Emmy, der sich davor hütete, weiter auf diese Info einzugehen. Bäume, die mit ihren dünnen Armen nach ihm grapschten, Geister, die normale Menschen in Zombies verwandelten, und ein fieser König, der die Menschheit unterwerfen wollte, das musste für heute Abend reichen. Bitte nicht auch noch Geschichten über am Galgen baumelnde Leichen.

Zu Emrahs großer Erleichterung führte Josef die Geschichtsstunde nicht weiter aus, und auch Karlotta hatte keine weitere Buxsteiner Legende parat. Stattdessen verließ sie den Weg und begann, unter der gewaltigen Krone des Baums dessen abgefallene Äste aufzusammeln.

»Für das Kapellenmoor. Denkt dran, wir müssen dort ein Leuchtfeld anzünden. Und wer weiß, ob wir da oben genug trockenes Holz finden.« Keiner widersprach, und alle sammelten so viele Äste auf, wie es ihnen mit Laterne in der Hand möglich war, während im Rest des Waldes Totenstille herrschte.

Wenige Minuten später erreichten sie die Distelwiese, die letzte Etappe, bevor sie am Moor das Ritual beenden würden. Links und rechts des Weges erstreckte sich eine weite Lichtung, deren Boden über und über mit der stacheligen Pflanze bewachsen war. Anscheinend war selbst dem Nebel dieser Teil des Berges zu unwirtlich. Das Mondlicht erhellte das

gesamte Feld, erst an der Baumgrenze sah man den lauerten Dunst hinter den Stämmen wabern.

»Ein einfaches Feld, endlich mal was Normales in diesem Wald«, flüsterte Emmy Soro zu.

»Fällt dir gar nicht auf, was? Wie hoch die Disteln hier wachsen. Normal ist das nicht«, entgegnete Soro.

»Das liegt natürlich am Erdreich, aus dem sie wachsen«, erklärte Karlotta, und flüsternd erzählte sie ihre Lieblingslegende aus dem großen Sagenbuch ihrer Großmutter ...

Das Erdreich unter der Distelwiese

Das Feld zwischen Kapellenmoor und Kiefernhein, das heutzutage von den Buxsteinern die Distelwiese genannt wird, trägt diesen Namen seit über dreihundert Jahren. In der Zeit, als Karl Friedrich von Buxstein mit seiner Armee gegen die Mausecker Bauern zu Felde zog, soll sie entstanden sein. Zu diesen Tagen zierte das Buxsteiner Wappen eine lila Distel und...

»Die Kurzfassung, bitte«, unterbrach Emmy Karlottas Ausführungen. Er hatte ihre leuchtenden Augen gesehen und befürchtete ein weiteres Epos. Es reichte. Sie hatten keine Zeit und insbesondere er selbst keine Lust für lange Horrorstories.

»Ähm ... na schön«, Karlotta schluckte. Emmy hatte sicher recht.

Die Distelwiese (Kurzfassung)

Also, nach einer Schlacht, die hier ausgetragen wurde, hat man die gefallenen Soldaten nie bestattet. Stattdessen blieben sie liegen, und die



Disteln wuchsen aus ihren Skeletten, sogenannte Knochendisteln, deren Wurzeln die Leichname der Gefallenen mumifizieren. Die Opfer der Schlacht sind also so etwas wie menschliche Blumentöpfe geworden.

Emmys Gedanken nahmen das schaurige Bild sofort auf. Vor seinem geistigen Auge sah er Skeletthände und Totenschädel zwischen den Disteln aus dem Boden ragen. Seine Fantasie zeichnete aus der naturbelassenen Wiese einen makabren Friedhof, voll grauenhafter Details und lebendiger Leichen, die nur darauf warteten, unvorsichtige Kinder unter die Erde zu ziehen und ... »Na, vielen Dank für diese Info. Jetzt fühl ich mich doch gleich schlauer und viel sicherer an diesem Ort«, Emmy schüttelte den Kopf. Soro und Karlotta wechselten einen überraschten Blick. Wortlos waren sie sich einig, dass Emmys Gemotze irgendwie ulkig war. Soro nickte Karlotta aufmunternd zu.

»Ich könnte dir ja auch«, fuhr Karlotta fort, die Unschuldsmiene, die sie dabei aufgesetzt hatte, ergänzte ihren schelmischen Ton perfekt, »die Legende vom Blut-Elch erzählen ... oder vom Gesang der Mondfrösche, deren Stimmen wie verschollene Kinder ...« »Nein!« Emmy schnaufte geradezu. Ein entschiedenes »Nein!« nachfügend und mit drei weiteren »Nein! Nein! Nein!« stampfte er voran. In Karlottas Lächeln hatte sich eine Spur von Schabernack eingeschlichen. Sie zuckte mit den Schultern, und jetzt konnte sich auch Soro ein prustendes Lachen nicht mehr verkneifen.



Kapitel 15

Es war lange her gewesen, dass Soro das Kapellenmoor besucht hatte. Jeder in Buxstein kannte jemanden, der jemanden kannte, der von einer Wanderung durch die sumpfige Halbhöhe auf dem Weg zum Buxkopfer Gipfel nicht zurückgekehrt war. Ob in grauer Vorzeit oder erst letzten Sommer, ständig verschwanden hier angeblich abgelenkte Vogelkundler, betrunkene Ausflügler oder Pfadfinder, die das mit dem Pfadfinden noch nicht so draufhatten. Soro hingegen kannte niemanden, und das obwohl sie selbst lange bei den Pfadfindern gewesen war. Einmal hatten sie als Wölflinge eine Exkursion zum Moor gemacht und sollten beigebracht bekommen, wie man sich sicher durchs Moor bewegte. Sie erinnerte sich, dass sie damals ziemlich viel mit Eddie rumgealbert hatte. Zu blöd. Das Einzige, woran sie sich noch erinnern konnte, war, dass man von hier aus ziemlich prima den höchsten Punkt des Buxbergs sehen konnte, einen steilen Felssporn, der den Namen die Teufelsschanze trug und der weit über die Baumkronen herausragte. Heute hingegen verhinderte der Nebel den Anblick des Felsens, dessen seltsame Form Ähnlichkeiten mit einem Gesicht hatte, wenn man ihn aus einem bestimmten Winkel heraus betrachtete. Vielleicht ganz gut, ihn heute mal verschleiert zu lassen, dachte Soro. Andererseits verlieh ihr die trübe Sicht das ungute Gefühl, gefangen zu sein, wie unter der Kuppel einer Schneekugel. Eine Nebelkugel.

Das Erdreich war weich und feucht, mit jedem Schritt sanken ihre Schuhe in den moorigen Grund ein. Dabei entstand ein ekliges, schmatzendes Geräusch, als würde der Boden an ihren Sohlen saugen, ihr Schuh und Socke von den Füßen lutschen und dann sie selbst verschlucken wollen. Hier und da schmückten niedrig wachsende Pflanzen die traurige Landschaft. Büschel aus Wollgras, kleine Teppiche von Fieberklee und leuchtendes Torfmoos, sogenanntes Geistermoos, das angeblich nur auf dem Buxkopf zu Hause war. Weit entfernt, mitten im Moor, stand die kleine Kapelle, ein einfacher Bau mit einem Satteldach und einem kleinen spitzen Türmchen, in dem vielleicht sechs Leute Platz finden konnten, früher vielleicht acht, als die Menschen allgemein noch kleiner waren. In dieser Zeit musste die Kapelle strahlend weiß gewesen sein. Doch über die Jahrhunderte hatte sich Moos an der Bodenkante festgefressen und von dort aus die Außenwände dunkelgrün eingefärbt. Aus bestimmten Blickwinkeln wirkte die Kapelle somit selbst wie eine Pflanze, die sich als Gebäude ausgab.

»Achtet gut auf eure Schritte«, Soro überlief ein kalter Schauer, als Feuchtigkeit durch den Stoff ihrer Schuhe eindrang. »Theo, bleib nah bei mir. Du trittst nur in meine Fußstapfen, verstanden?« So dicht, wie Theo an ihr dranklebte, hätte sie sich die Ansage auch sparen können, aber sicher war sicher.

Je näher sie der Kapelle kamen, desto mehr konnten sie von dem Gebäude erkennen. Im wackeligen Licht ihrer Laternen kam deren Eingangportal in Sicht. Und vor dem Portal, da war etwas. Was, das konnte Soro noch nicht genau erkennen. Es war auf jeden Fall etwas Großes, Helles.

»Seht ihr das?«, Soro war als Erste nah genug. Was sie sah, schien nicht echt sein zu können. Völlig unmöglich. Aber je näher sie kamen, desto deutlicher wurde es. Es sah so aus, als wäre das riesige Etwas aus

der Pforte herausgekrochen und dort verendet – wenn das überhaupt ging, denn das, was dort nun lag, massiv, völlig unbeweglich, aber doch irgendwie lauernd, das war eindeutig ...

»Eine Hand ...«, Josef versagte fast die Stimme. »Eine riesige Hand.«
»Der Erbkönig«, wisperte Karlotta.

Keiner traute sich, der unwirklichen Erscheinung näher zu kommen. Wie konnte das sein? Die Hand war fast so groß wie die Kapelle selbst, ihr glatter, weißer Rücken überragte knapp ihre Köpfe. Der Ansatz eines Arms verschwand in der Kapellenpforte, aber wie zur Hölle war der da überhaupt reingekommen?

»Seine Macht ist noch nicht stark genug, er steckt fest«, Josef flüsterte. Ob der König sie hören konnte? Für Soro sah die Hand wie die einer Statue aus, wie aus Stein oder Marmor. Ihr erster Gedanke war, dass dies die zugehörige Hand zur Teufelsschanzen-Fratze sein musste. Konnte es sein, dass der Felssporn das Antlitz des versteinerten Erbkönigs abbildete?

»Was glaubt ihr, wo der Rest vom König steckt? Im Berg?«, Soro hatte ihre Worte nur gehaucht. Keine Frage, dieser Anblick war gleichzeitig gruselig und faszinierend.

»Oder in seiner Dimension oder ... wie war das noch gleich?«, Emmy schnippte mit den Fingern, um das richtige Wort herbeizuzaubern. »Sphäre, richtig?« Die Walchs nickten.

»Darüber können wir noch später rätseln. Wir sollten ans Feuer denken«, erinnerte Karlotta die anderen. Bedächtig schlich sie über das Moor, um einen möglichst trockenen Untergrund für das Feuer zu suchen. »Hier. Es darf nicht zu weit weg von der Kapelle sein ... äh. Weiß jemand, wie man ein Feuer macht?«



»Hier, ich!« Soro eilte Karlotta zur Seite und machte sich an die Arbeit. Die Laterne legte sie zur Seite, ging in die Knie und lehnte die gesammelten Äste und Stöckchen gegeneinander, sodass sie einen Kegel bildeten. »Das Holz ist recht feucht, aber wenn wir mit ihnen ein Tipi bauen, dann zieht's gut durch. Wird vermutlich gleich sehr rauchig, aber das passt ja zum Nebel.« Sie kam sich vor wie Maya, so vor sich hin quasselnd, aber sie war froh, sich nützlich zu machen, sich abzulenken, und sei es nur, um diese unwirkliche Riesenhand aus dem Blick zu bekommen. »Es sei denn, die Form des Feuers ist irgendwie wichtig, fürs Ritual?«, zögerlich schaute Soro die Walchs an. Karlotta und Josef schüttelten synchron ihre Köpfe. Alle schienen ein wenig erstaunt über Soros Expertise zu sein.

»Gut«, Soro winkte Theo herbei, der ohne Anweisung sein Feuerholz anbrachte. Emmy und die Walchs machten es den Bratmöllers nach, und so hockten sie schließlich zu fünft um einen improvisierten, aber doch amtlichen Holzstapel.

»Ich denke, wenn wir einen der Lampions opfern und anzünden, dann sollten wir eine ordentliche Flamme kriegen.«

»Hier, nimm meinen«, Emmy reichte Soro die Laterne.

»Und meinen«, Theo tat es ihm gleich, und die beiden tauschten einen zufriedenen Blick, beide froh darüber, Soro zur Hand gehen zu können.

»Gut, und meinen zerknüll ich auch. Je mehr Papier, desto rauchiger, aber auch wahrscheinlicher, dass das Holz Feuer fängt. Wir müssen langsam anfeuern und gut nachlegen, oder ...«, erneut schaute sie die Walchs an, um deren Okay einzuholen, »...brauchen wir die Lampen später noch?«

»Nein, ich hoffe ... ich denke nicht«, Karlotta nahm Josef seine La-



terne ab und überreichte sie Soro, die das Papier von den Drähten riss, locker zerknüllte und unter dem Holztipi verteilte.

Die Grundlage für ein Feuer war nicht optimal, aber brennen würde es, wenn auch nur kurz. »Dann wollen wir mal.« Emmy reichte ihr Georges Feuerzeug, und Soro zündete einen gefalteten Papierstreifen an und legte ihn auf die zerknüllten Lampions. Sofort loderten die Flammen auf. Alle traten zwei Schritte zurück, ehrfürchtig und erwartungsvoll bildeten sie einen Kreis um den hoffentlich letzten, lodern- den Akt des Rituals.

Immer wieder legte Soro Papier nach, und schließlich fing das Stöckchen-Tipi Feuer.

»Sollen wir jetzt was singen?«, fragte Theo.

»Warum schaut ihr immer alle mich an«, Karlotta verschränkte die Arme vor der Brust.

»Na, weil wir ohne euch nie auf die Idee gekommen wären, hierher-zuwandern«, stellte Emmy fest.

Karlotta fühlte sich sichtlich unwohl mit der Führungsrolle. »Josef, sag doch auch mal was.«

»Singen ist bestimmt nicht verkehrt. Davon steht zwar, glaube ich, nichts in der Legende ...«

»Doch«, korrigierte ihn Theo. »Die Buxsteiner sind doch singend in den Wald gezogen, habt ihr erzählt.« Soro war nicht verwundert darüber, wie gut Theo sich das gemerkt hatte. Bei Geschichten war er immer besonders aufmerksam, um später aufmüpfige Nachfragen stellen zu können, nur um die Erwachsenen in den Wahnsinn zu treiben.

»Ja, richtig«, stimmte Emmy ihm zu. »Oh nein. Heißt das, wir müssen jetzt ...«



»Wie gesagt, schaden kann es wohl nicht«, Josef zuckte mit den Achseln, und schon stimmte Theo den Laterne-Umzug-Klassiker schlechthin an.

»Ich geh mit meiner Latääärnääää ...«

»Aber doch nicht *das* Lied«, warf Emmy unwirsch ein. »Das kannten die Buxsteiner doch damals gar nicht.«

»Ich glaube wirklich, dass das egal ist«, sagte Josef, und es klang erneut so, als würde er sich aufrichtig bei Emmy entschuldigen. Oder als hätte er auch nicht gerade Lust darauf, seinen unüberhörbaren Stimmbruch noch hörbarer zu offenbaren.

»Genau«, und schon begann Theo von vorne, und erst Karlotta, dann Josef und schließlich auch Emmy stimmten zögerlich, leise und widerwillig mit ein.

»Gut, dann halt singen«, dachte Soro und holte tief Luft, um in den sonderbaren Chor einzusteigen. Aber dann blieb ihr der Einsatz regelrecht im Halse stecken. Sie hatte sich sehr bemüht, die riesige Pranke zu ignorieren, aber ihre Augen wanderten immer wieder zu ihr hin, konnten sich von diesem außerweltlichen Anblick nicht lösen, obwohl sie ihn am liebsten sofort wieder vergessen hätte. Der Abend hatte das Zeug zu gleich mehreren Horrorfilmen, trotzdem fand sie die Existenz dieser Hand am allerschrecklichsten, noch weniger real als Geister und Zombies, wie ein Überbleibsel aus einem schrecklichen Albtraum, das in ihre Welt gelangt war. Supergruselig, aber auch superfaszinierend. Sie konnte es sich auch nicht erklären, aber plötzlich hatte sie den Kreis ums Lagerfeuer verlassen, fand sich direkt vor der Kapelle wieder und streckte ihre Finger aus, um die Hand des Königs zu berühren. Sie musste wissen, ob sie wirklich echt war. Wie sich etwas, das nicht echt sein konnte, anfühlte. Ob sie wach war oder zu Hause in ihrem Bett



lag. Gleich würde sie es wissen. Sie schloss die Augen. Sie hörte die anderen singen. Oder riefen sie nach ihr? Es kümmerte sie alles nicht. Das Feuer, das Ritual, Buxstein, ihre Familie. Sie musste nur ihre Hand auf die des Erlkönigs legen und ...

Eine enorme Kälte biss sich durch ihre Hand und durchströmte von dort ihren ganzen Körper bis in die Knochen. Soro musste die Augen nicht öffnen, um zu sehen. Und was sie sah, war nicht zu erfassen. Sie wusste sofort, es war die Welt, wie sie unter der Herrschaft des Erlkönigs sein würde. Ihre Welt. Unverkennbar, der Buxkopf, aber die Bäume hatten sich verändert, trugen statt Rinde Schuppen, so wie Fische, und sie waren pechschwarz, dunkelrot oder giftig grün. Zwischen ihnen tanzten gleichzeitig schräg geformte Schattenwesen und leuchtende Erlen. Die Erde unter ihren Schuhen war zu einer zähflüssigen, grünstichigen Masse mutiert, die wie erkaltende Lava den Berg herunterkroch. Einer der Baumstämme erhob sich in die Luft, knickte dort ein, dann erst sah Soro, dass es sich keineswegs um Bäu-

Sie spürte, wie jemand sie an den Schultern packte und wegzog. Als sie den Kontakt zur Hand verlor, verließ der Frost ihren Körper, und die schreckliche Vision wich einem vertrauten Anblick. Emmy stand direkt hinter ihr, hatte sie aus ihrer Erstarrung und der schrecklichen Gedankenreise gerissen. Wie schön, dich zu sehen, dachte Soro, doch in Emrahs Augen standen Panik und Angst, und sie waren nicht auf sie gerichtet. Soro drehte den Kopf, um seinem Blick zu folgen, und fand sich unter der erhobenen und weit geöffneten Pranke des Erlkönigs. Mit einem Schlag war sie hellwach, und ihr Körper gab ihr den Befehl, sofort abzuhausen. Soro warf sich gegen Emrah, schubste diesen außer



Reichweite der Hand und fing ihren Sturz mit einer Rolle vorwärts ab. Keine Millisekunde später schlug die Hand flach auf, als würde sie eine lästige Fliege platt machen wollen, und begann, nach ihr zu greifen.

Soro hörte die anderen schreien und rappelte sich auf. Die weiche Erde unter ihr saugte an ihren Schuhen, und in den Pfützen zwischen den Grasbüscheln erschienen kleine Ringe und winzige Luftblasen – das Moor begann zu beben. Im Stein der Kapelle erschienen Risse, die krachend zu Spalten wurden. Rückwärts stolpernd sah Soro die Hand sich strecken – der Erbkönig war wach, und er wollte sich befreien. Im wahrsten Sinne des Wortes griff er nach der Welt, die ihm immer verwehrt war. Soros Welt, aber in der, so klar konnte Soro bereits wieder denken, hatte er überhaupt nichts zu suchen. Der nächste klare Gedanke, den sie fassen konnte, lautete: Nix wie weg hier.

»Achtet auf den Boden«, schrie Karlotta ihnen über ihre Schulter zu. Sie und Josef hatten Theo in ihre Mitte genommen und hielten ihn links und rechts an den Händen fest. Theos Beine berührten kaum den Boden, er nutzte jeden Schritt, um mit Schwung über die gefährliche Moorlandschaft zu fliegen. »Guckt, wo ihr hintretet«, ergänzte Josef. »Das Leuchtmoos weiß den Weg.« Das klang wie aus einem Fantasyroman, und irgendwie passte das, fand Emmy, während er mit Soro hinterherspurtete. Die Zwillinge hatten etwas Vorsprung, und auch Soro stellte sich recht geschickt an, hüpfte von Moosfläche zu Moosfläche. Aber sie alle mussten dauernd großen Wasserflächen ausweichen, an eine schnelle Flucht war nicht zu denken.

»Alles okay?«, der Anblick der weggetretenen Soro hatte Emmy noch mehr verängstigt als das plötzliche Aufbegehren dieser fürchterlichen Pranke. Sie war zwar wieder bei Bewusstsein, aber irgendwie war sie

anders, als hätte sie etwas erlebt, dass für die anderen nicht sichtbar gewesen war, etwas ganz und gar Ungutes.

»Geht schon«, keuchte Soro und lächelte. Den Kummer in ihren Augen konnte sie jedoch nicht vertuschen. Emmy verstand. Nicht wirklich okay. Aber gut, dass jemand fragt.

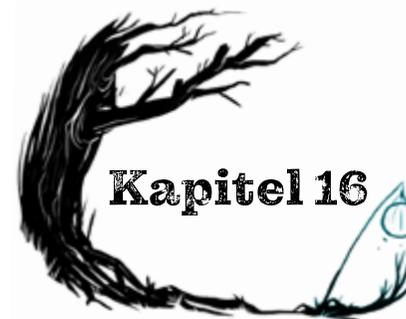
Wie weit ging diese matschige Landschaft bloß? Ihn beschlich die böse Vorstellung, das Moor wäre einmal über den Rest des Walds geschwappt und hätte dabei alle Bäume und Büsche und Wege und Steine verschluckt. So ein Blödsinn. Bleib bei der Sache, konzentrier dich, dachte er, während er es Soro gleichtat und versuchte, nur dorthin zu treten, wo das schimmernde Moos wuchs. Das Moor bebte weiter, und in den Pfützen blubberten die Luftblasen immer größer, kugelig. Emmy sah etwas Rundes, Gewölbtes inmitten der platzenden Blasen aufsteigen. Nicht nur an einer Stelle, sondern links und rechts und überall erhoben sich Schlammkugeln, wie braune Riesenseifenblasen. Erst als die nasse, flüssige Erde von ihnen abrutschte, erkannte Emmy, dass es sich um Gespenster handelte, um Erlen. Moorerlen, schoss es ihm in den Kopf. Der König befreite nicht nur sich, sondern auch weitere seiner Untertanen. Emmy blieb stehen und schaute zurück. Es waren höchstens zehn Erlen, die sich da aus der Erde erhoben, aber es waren genug, um ihm mit einem Schlag jegliche Hoffnung zu rauben. Wozu rennen? Sie waren nur ein Haufen komischer Kinder, und noch nicht mal die Erwachsenen hatten diesem Spuk etwas entgegenzusetzen. Nicht sein Vater, nicht seine Mutter, keiner der anderen Eltern. Emmy kamen die Tränen. Er dachte an Hatti und Dilek. Und auch an sich selbst. Niemand würde den König aufhalten können. Soro nicht, Josef und Karlotta und er selbst schon mal überhaupt gar nicht. Das war nicht okay. Einfach nicht okay.

»Emrah!« Soro konnte nur erahnen, was Emmy gerade durch den Kopf ging und ihn dazu gebracht hatte, abrupt stehen zu bleiben, aber sie dachte nicht im Traum daran, ihn jetzt im Stich zu lassen. Mit den letzten Schritten war der Boden fester geworden, sie hatten das Ende des Moors erreicht. »Bist du okay?«

Emrah zuckte, überrascht von Soro's Ansprache, und wischte sich eine Träne aus den feuchten Augen. »Nein«, gab er zu.

»Verstehe«, und das tat Soro wirklich. Dann griff sie seine Hand. »Aber wir rennen jetzt trotzdem, oder?«

Emrah nickte. Und dann rannten sie los.



Kapitel 16

Scheiße. Als sie wenig später festen Boden unter den Sohlen spürten, stand genau dieses Wort in all ihren Mienen geschrieben. Das Ritual hatte nicht funktioniert. Sie hatten Zeit verschwendet, die der Erbkönig genutzt hatte, um noch mächtiger zu werden, noch mehr Geister-schergen zu beschwören und sich immer weiter aus dem Berg zu wühlen. Ihr einziger Plan war gescheitert, und allen hingen Schreck und Angst in den Gliedern.

Auf der Plus-Seite stand, dass sie es alle heil aus dem Kapellenmoor geschafft hatten. Noch nicht einmal ein Schuh war im Sumpf stecken geblieben. Auch hatte keine der frisch geborenen Moorerlen sie geschnappt oder verfolgt. Vorbei am Ebertümpel hatten sich die Kinder quer durch den Wald geschlagen, und erst als sie die Lichter in den Einmachgläsern aus der Ferne funkeln sahen, erlaubten sie sich, durchzuatmen.

Sie waren wieder am Anfang, nicht weit von der Hagebuttenhecke entfernt, am Beginn des Konfirmandenpfads. Unten im Tal, lag das scheinbar friedliche Städtchen, eingehüllt in weiße Schleier. Mit gemischten Gefühlen schauten die fünf auf ihr Zuhause. Freundliche Lichter funkelten sie aus den weit entfernten Fenstern an.

»Na, immerhin brennt noch Licht«, seufzte Emmy. »Das ist ein gutes Zeichen, oder?«

Karlotta nickte, Josef zuckte mit den Achseln, Theo schmiegte sich

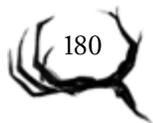
an seine Schwester, die die Augen zusammenkniff. Hatte sie richtig gesehen? War da eben eins der Lichtlein erloschen? Da. Noch eins. Und noch eins. Und schließlich war da, wo eben noch ein Anzeichen von Leben gewesen war, nur noch ein riesiger, schwarzer Fleck.

»Ich sag wohl besser gar nichts mehr«, murmelte Emmy.

Da standen sie nun: ratlos, erschöpft, müde und schweigend. Und je länger sie schwiegen, desto mehr hatte jeder Zeit für seine eigenen Gedanken. Gedanken, die bald mehr Platz für Furcht und Trauer machten, als allen lieb war. Theo konnte eigentlich gut mit Stille. Wenn er in seine Projekte und ins Spielen vertieft war, schaffte er sich diese Stille notfalls selbst, indem er seine Ohren von innen verschloss. Das ging ähnlich, wie die Nase durch Luftansaugen zu schließen. Total einfach. Weniger gut verkräftete er die Stille, wenn seine Eltern oder Soro ihn mit Schweigen aus ihrer Welt ausschlossen, so nach dem Motto, du warst blöd, jetzt rede ich nicht mehr mit dir. Wenn die Erwachsenen ihm nicht mitteilen wollten, was ihnen durch die Köpfe ging, das war noch schlimmer als Schimpfen. Jetzt vier älteren Kindern gegenüberzustehen, die irgendwas dachten, was er nicht hören oder wissen sollte, war nicht auszuhalten. Dieser Bann war nicht mit Worten zu brechen, das wusste er. Das konnten nur Taten. Der ein oder andere zerbrechliche Gegenstand im bratmöllerschen Haushalt hatte diese Theorie unter Beweis gestellt. Aber hier war weit und breit nichts Zerbrechliches. Theo stellte sich gerade hin, zog die Nase hoch und krähte dann aus vollem Hals.

»Rabimmel, rabammel,
rabimmel, rabammel,
rabumm. Bumm-bumm!«

Die anderen tauschten erstaunte Blicke. Theo war losgesprungen



und hüpfte um sie herum. Emmy schaute erwartungsvoll Soro an. Es war schließlich ihr Bruder, der gerade durchdrehte.

»Ich geh mit meiner Laterne,
und ihr steht einfach nur rum,
wie dumm!«

»Theo, komm. Ist gut jetzt«, Soro versuchte den hüpfenden Theo einzufangen.

»Du hast doch gar keine Laterne«, gab Emmy kritisch zu bedenken.

»Lass mich, ich«, Theo entwischte ihr einmal,

»ich bin ein Bi-Ba-Butzemann,

fideldumm«, ein zweites Mal,

»mein Licht geht aus,

ich geh nach Haus«, und endlich hatte Soro ihren kleinen Quälgeist eingefangen.

»Das bringt doch nichts.«

»Woher willst du das wissen«, Theo war bockig. »Hat schon irgendjemand von euch versucht, die Gespinster wegzusingen?«

»Man hört dich im ganzen Wald. Das lockt die Dinger eher an, als dass ...«

»Aber wir haben das doch gar nicht pro—«, Theo versuchte, sich aus Soros Halt zu zappeln, was Soro, so sanft es ging, nicht zuließ. »Theo, bitte!«

»Leute, er hat recht«, Theos Tanz und Gesangseinlage hatten Emmy zunächst auch verwirrt, aber ihm dann einen guten Gedanken gebracht. »Ich meine, wir haben das mit dem Ritual probiert, mit der Route, dem Feuer. Das war nichts. Mist. Okay. Aber das heißt ja nicht, dass wir nicht etwas anderes ausprobieren können.«

»Was schlägst du vor?«, die Antwort von Josef kam Emmy ein bisschen zu schnell und eine Spur zu schnippisch.



»Na, weiß ich doch nicht, aber so leicht sollten wir nicht aufgeben. Wir müssen nachdenken. Wir sind zu fünft, und da wird doch irgendjemandem was einfallen, oder?«

Soro löste ihre Umklammerung, als sie merkte, dass Theo sich entspannte. Und nicht nur er. Auch auf sie hatte Emmys Ansprache eine gute Wirkung. Arsch zusammenreißen, nicht aufgeben.

»Und Singen ist vielleicht nicht die Lösung, aber«, Emmy wandte sich nun direkt an Theo, »wir wissen auch nicht, dass sie es nicht ist.« Na, das kam krummer raus, als er gedacht hatte. Aber es war allen anzusehen, dass sie verstanden.

»Nachdenken ist eine gute Idee«, Karlotta verschränkte wieder die Arme. Man merkte, es kostete sie viel Überwindung, einen weiteren Vorschlag zu machen, »aber vielleicht lieber woanders? Wo wir uns halbwegs sicher fühlen?«

Soro nickte. »Die Letzte Wurst. Oder der Kindergarten. Ich könnte mir vorstellen, dass die Geister den gar nicht auf dem Plan haben.«

»Wir sollten uns trotzdem wieder bewaffnen«, Josef erntete skeptische Blicke. »Ich meine, mit Licht und Lampions. Noch hatten wir keine Gelegenheit zu überprüfen, ob das nicht doch zumindest gegen die Erlen hilft.«

Alle waren einverstanden. Sich aus der Ohnmacht rauszudenken, fühlte sich richtig und gut an. Emmy schüttelte den Kängurubeutel seines Hoodies. »Teelichter hab ich noch ein paar.« Eins, zwei, er zählte ab. »Vier Stück, um genau zu sein.«

»Dann holen wir uns hinten bei der Hagebuttenhecke neue Laterne. Da liegen ja noch genug rum«, schlug Josef vor.

»Und danach zur Letzten Wurst«, beschloss Theo, dem der neue Plan seinem dicken Grinsen nach besonders gut gefiel.

»Aber leise«, ermahnte Soro ihren Bruder und erntete dafür ein enttäuschtes Schmollen. Egal, sie war stolz auf ihn. Mit seinem Gehopse und Gequake hatte er es tatsächlich geschafft, die Stimmung zu retten. Aber jetzt mussten sie vorsichtig sein, und da galt es, möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen.

»Kein Grund zu schnauben, Theo«, ermahnte Soro ihren Bruder.

»Das war ich nicht.« Von wegen, sie hatte es doch gehört. Theo konnte sehr gut Tiergeräusche imitieren. Er gab einen erstklassigen Papagei ab, wenn er Oma Pfannenbach am Telefon zum Geburtstag Happy Birthday sang, konnte an Erdnüssen knabbern wie ein Hamster (und dabei auch wie einer aussehen), muhen wie eine Kuh, wenn er etwas supergut fand, und wenn nicht, dann schnaubte er wie ein Pferd. Da. Schon wieder.

»Theo!?, Soro mochte nicht streng werden, aber jetzt war nicht die Zeit für Quatsch.

»Unfair! Ich mach gar nichts«, verteidigte er sich.

Noch ein Schnauben. Und dann: schwere Schritte. *Kloppklopp.* *Klippklopp.*

Ein Wiehern.

Das war wirklich nicht Theo. Es kam auch aus einer völlig anderen Richtung.

Klippkloppklippklopp

Und es kam langsam immer näher. Der Nebel war so dicht und undurchlässig wie eh und je, aber das, was auf sie zukam, wurde immer deutlicher sichtbar. Es war ein echtes Pferd, und obwohl ein bläulich weißer Schimmer das Tier umhüllte, erkannte Soro es sofort. Juliane. Und auf Juliane saß mit leerem Gesichtsausdruck und Augen, in denen nur das Weiß zu sehen war, komplett mit Umhang, Helm und Plastikschwert, Tommy St. Martin Caruso. Sein offen stehender Mund und

das unheimliche Leuchten, das ihn umgab, ließen keinen Zweifel zu, dass nun auch Buxsteins St. Martin zum Erlkönig übergelaufen war.

Bedrohlich langsam trabten Pferd und Reiter aus dem weißen Vorhang hervor, ihre Opfer genau mustern. Soro und Emmy stellten sich schützend vor Theo, ohne sich abzusprechen, rückten alle dicht aneinander. An eine Flucht war nicht zu denken, es war klar, dass Juliane sie alle im Galopp einholen würde.

Ein Röcheln drang aus der Kehle des Erlreiters. Soro stupste Emmy mit dem Ellenbogen an und machte eine Geste, als würde sie ein Feuerzeug anratschen. Emmy begriff. Er holte die letzten Teelichter aus seiner Bauchtasche, zündete mit zitternden Fingern eins nach dem anderen an und verteilte sie an die anderen. Ob es was half, dass sie nun alle bis auf Theo ein Lichtlein in der offenen Hand hielten? Der Erlreiter kam näher und streckte seinen Kopf weit nach vorne. Als er sah, was die Kinder in den Händen hielten, zog er leicht die Zügel an und ließ Juliane einen, zwei Schritte rückwärtstraben. Es klappte! Es musste einfach klappen. Aber ... klappte es wirklich?

Wie in Zeitlupe hob das Erlpferd seine Vorderhufe in die Höhe, und aus der Kehle seines Reiters drang ein gespenstisches Stöhnen, das immer lauter und durchdringender wurde. Spürte Emmy da einen Luftzug? Oder bekam er jetzt das Zittern? Die kleine Flamme des Teelichts flackerte unruhig, und aus den Augenwinkeln konnte er sehen, dass auch die anderen versuchten, dem Licht der Kerzen Schutz zu geben, damit sie nicht erlöschen. Der röchelnde Ruf des Erlreiters klang ab, und nur wenige Sekunden später erschallte aus der Ferne ein geisterhaftes Heulen. Dann ein weiteres. Und noch eins, und schließlich ertönten im gesamten Wald die Antworten der Erlen auf das Signal, das ihnen ihr Späher gegeben hatte.



»Leute, das klingt nicht gut«, vorhin hatte das Buhu der Erlen Soro noch zum Lachen gebracht, aber nun, umzingelt von Hunderten von Erlen im Visier eines berittenen Zombies, fand sie es alles andere als lustig.

»Vorschlag: Wir hauen ab«, flüsterte Karlotta. »Mit etwas Glück schaffen wir es in die Gaststätte ...«

»Okay, auf drei.« Emmy brachte seine Füße in Startposition. »Drei!«

Keiner fragte sich, was wohl aus eins und zwei geworden war. Ohne zu zögern, rannten alle mit großen Schritten los, entschlossen, das letzte aus ihren müden Beinen herauszuholen. Ein schrilles Wiehern und immer schneller werdendes Hufgetrappel ließ sie wissen, dass der Erlzombie nicht vorhatte, sie entkommen zu lassen.

Soro drehte sich immer wieder nach Theo um, der einfach nicht schnell genug nachkam, mit seinen kurzen Beinen. Sollte sie anhalten und ihn tragen? Dann wären sie wahrscheinlich noch langsamer. Er fiel immer weiter zurück, das Pferd hingegen gewann an Geschwindigkeit. Theo wäre der Erste, den es erwischen würde. Der Weg nahm eine großzügige Linkskurve, bald müssten Parkplatz, Autos und die Letzte Wurst in Sicht kommen. Sie konnten es schaffen. Es war möglich. Soro riskierte einen weiteren Blick. Nein. Theo würde es nicht schaffen. Zumindest nicht, wenn sie nicht etwas unternahm. Aber was? Was konnte sie bloß tun?

»Emmy!«

Emmy schaute über seine Schulter.

»Feuerzeug!«

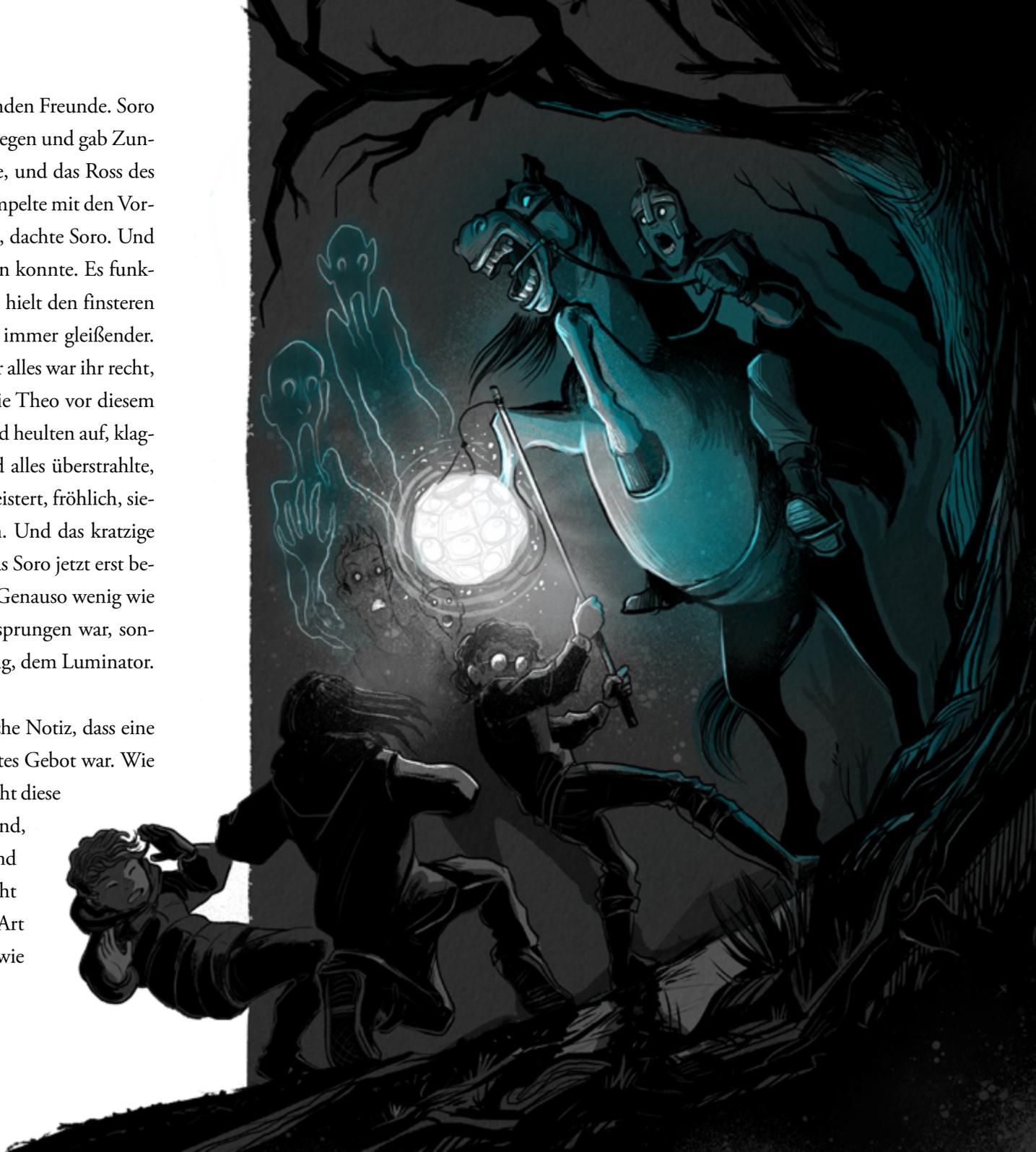
Emmy zögerte keine Sekunde. Er griff in seine Tasche und schleuderte das Feuerzeug direkt in Soro's Hände.

Ohne zu bremsen, rannte Soro einen scharfen Bogen um 180 Grad und lief zurück an die Seite ihres Bruders. Theo riss sie fast um, als er in ihre Arme rannte. Das Stöhnen und Heulen schloss sie von allen Seiten



ein, und hinter ihr verschluckte der Nebel die fliehenden Freunde. Soro reckte ihren Arm, soweit es ging, dem Angreifer entgegen und gab Zunder. Das Feuerzeug spendete eine wackelige Flamme, und das Ross des Erlreiters bäumte sich direkt vor den beiden auf, strampelte mit den Vorderbeinen in der Luft. Wie groß so ein Tier doch ist, dachte Soro. Und wie hell so eine mickrige Feuerzeugflamme doch sein konnte. Es funktionierte tatsächlich – der Schein des offenen Feuers hielt den finsternen St. Martin auf. Und das Licht wurde immer heller, immer gleißender. Soro verstand nicht, was da gerade vor sich ging, aber alles war ihr recht, solange die Wirkung jetzt nicht nachließ. Solange sie Theo vor diesem Unheil bewahren konnte. Der Erlreiter und sein Pferd heulten auf, klagten, stöhnten, versuchten, gegen das Licht, das bald alles überstrahlte, anzukämpfen. Und dann, plötzlich, lachten sie. Begeistert, fröhlich, siegesgewiss. Aber das war nicht das Lachen der Erlen. Und das kratzige Geräusch von rotierendem Gummi auf Waldkies, das Soro jetzt erst bemerkte, ging auch nicht auf das Konto der Geister. Genauso wenig wie das alles illuminierende Licht ihrem Feuerzeug entsprungen war, sondern Mayas sonderbarer, Licht bündelnder Erfindung, dem Luminator.

Eine Sonnenbrille! Maya machte sich eine gedankliche Notiz, dass eine Sonnenbrille bei Verwendung des Luminators oberstes Gebot war. Wie genau die geschliffenen Gläser aus dem kleinen Teelicht diese Strahlkraft herausholten, wusste Maya nicht. Fest stand, es funktionierte so, wie sie es sich ausgedacht hatte. Und noch besser. Die Laterne strahlte heller als das Fernlicht eines Autos, aber doch anders, wärmer. Und diese Art von Licht bereitete den Erlen kein Vergnügen, genau wie Karlotta und Josef es vermutet hatten.



Mit einer schlitternden Bremsung stellte sich Maya zwischen St. Martin und Soro, gerade rechtzeitig, denn nicht nur der Erlreiter war im Begriff, sonst was mit den Bratmöllers anzustellen. Die Erlen hatten die beiden Geschwister von allen Seiten eingekesselt, versessen darauf, deren menschliche Körper zu ihren unfreiwilligen Wirten zu machen. Aber daraus wurde jetzt nichts. Das Licht hatte eine physische Macht über die Geister, als wäre es eine undurchdringliche Wand aus Gummi, prallten die Erlen am Schein ab, flogen mehrere Hundert Meter weit zurück in den Wald, wie Flummis. Die, die sich unter der Lichtmauer durchmogeln konnten und dem Schein zu nahe kamen, verpufften wie platzende Wasserballons.

Aus den Körpern von Tommy und Juliane zertrümmerten sich zwei Geister, die zunächst um einiges größer waren als die anderen Erlen, sich dann aber in fünf kleine aufteilten. Der entgeisterte Tommy schüttelte sein behelmtes Haupt, als er zu sich kam. Er hatte offensichtlich keine Ahnung, was gerade mit ihm passiert war, welchen Schabernack die Schergen des Erbkönigs mit ihm und seinem Pferd die letzten Stunden veranstaltet hatten. Drei von ihnen verschwanden in der Dunkelheit, aber zwei kämpften hartnäckig gegen das Licht an. Fragend schaute er die drei Kinder an, schirmte seine Augen gegen das Lichtinferno von Mayas Luminator ab. Bevor er etwas sagen konnte, schlüpfen die hartnäckigen Geister zurück in seinen Körper, den sofort wieder das bläuliche Schimmern umhüllte. Juliane scheute auf. Ob es am blendenden Licht lag oder daran, dass sie den besessenen Tommy als Fremdkörper wahrnahm oder sie einfach nur die Schnauze voll hatte, wer konnte das schon wissen. Alles wäre ein guter Grund gewesen, Reißaus zu nehmen, und genau das tat sie und verschwand mitsamt Reiter und Erlen in die Nacht.



Kapitel 17

Maya stieg von Schnellfuß ab, und Soro fiel ihr geradezu um den Hals.

»Bin ich froh, dich zu sehen. Ich kann dir gar nicht sagen, wie.« Das brauchte sie auch gar nicht. Es fehlte nur noch, dass sie Maya einen feuchten Schmatzer auf die Backe drückte.

»Und ich erst. Ohne das Geheul der Geister hier hätte ich noch Stunden nach euch suchen können«, Maya schälte sich aus Soros Umklammerung. »Hi, Theo.«

Theo hob zum Gruß die Hand und winkte ihr »Hallo« zu. Und dann erschienen auch schon Emmy und die Walchs.

»Das war ... richtig krass«, Emrahs Hände fuchtelten um Maya herum, unentschlossen, ob er sie umarmen sollte oder nicht, landeten sie schließlich auf ihren Schultern und knufften diese kräftig anerkennend.

»Oberkrass!« Dieses Wort aus Karlottas fiepsigem Mund klang zu seltsam, sodass alle in ein erleichterndes Lachen ausbrachen. Karlotta wurde karottenrot, aber sie lächelte mit.

Maya war es ein wenig unangenehm, dass die anderen ihre Rückkehr so bejubelten. Niemand schien ihr den genervten Abgang vorhin beim Basaltwerk übel zu nehmen. Dabei hatte Maya den ganzen Weg lang das schlechte Gewissen geplagt. Und obwohl sie sich selbst als knallharte Einzelgängerin empfand, musste sie feststellen, dass es doch um einiges gruseliger und gefährlicher war, den Buxkopf alleine

zu durchforsten. Aber gerade fehlten ihr die Worte, um das alles mit den anderen zu teilen.

Vorsichtig seine Leuchtkraft bewundernd, berührte Emrah die strahlende Linsenkugel. »Dein Rad und dein Lampion. Das ist also dein Plan gewesen?«

Maya nickte eifrig. »Ich wusste aber ja nicht, ob ich den Luminator und Schnellfuss wieder finde, also hab ich das mal lieber nicht groß angekündigt.«

»Wenn du gesagt hättest, was du vorhast, hätten wir dir suchen helfen können«, beteuerte Emmy, aber Maya schüttelte den Kopf.

»Kennst du das, wenn man so verkopft wird und da nicht mehr rauskommt? Also, ich war vorhin ziemlich kopfig, das muss ich zugeben. Und...«, Maya seufzte. Allen war bewusst, dass sie sich gerade entschuldigen wollte, es aber nicht auf die Kette bekam. Das war doch absurd, dachte Emrah. Sie hatte gerade allen den Hintern gerettet, und so schlimm war ihr Gezeter vorhin letzten Endes ja auch nicht gewesen. Keiner traute sich, etwas zu sagen, aber niemand schaute Maya erwartungsvoll oder gar böse an. Ohne es aussprechen zu müssen, war alles cool zwischen ihnen, das spürte jetzt auch Maya.

Erleichtert seufzte sie auf. »Und außerdem ... besser zwei Theorien ausprobieren als sich auf eine festlegen.«

»Unsere Theorie war ein ziemlicher Reinfall«, gab Josef kleinlaut zu. Ihm war klar, dass das hier kein Wettbewerb war, aber dennoch lastete ihm der Irrtum mit dem Ritual auf der Seele. Es hätte alles so schrecklich schiefgehen können.

»Na, das mit dem Licht stimmt jedenfalls«, sagte Soro und dachte dabei, das es doch wirklich schräg war, wie sehr Josef einem kleinen Großvater glich, und irgendwie tat er ihr immer ein wenig leid dafür.



»Ja, hey, das ist noch viel, viel schlimmer für die, als ihr denkt. Diese Gespenster können Licht überhaupt nicht leiden. Unten im Ort haben sie sogar die Straßenlaternen und alles elektrische Licht zerstört«, teilte Maya begeistert mit.

Emmy erinnerte sich an den Anblick vom Konfirmandenpfad, an das verdunkelte Buxstein, das schwarze Loch im Tal. »Stimmt, haben wir gesehen.«

»Woher weißt du das? Warst du etwa in der Zwischenzeit dort?«, Karlotta war ganz aufgeregt.

»Na ja, so am Rand. Mein Rad ist ziemlich weit den Berg runtergefahren. Mein Autopilot. Super Ding. Aber irgendwann war die Batterie leer. Deswegen hab ich auch gedacht, fahr doch erst mal lieber weiter bergab als bergauf. Vielleicht kannst du ja den Luminator im Ort auf die Probe stellen, das wollte ich ja eh, beim Basaltwerk. Aber ich hab irgendwie für alles länger gebraucht als gedacht, weil, ich hatte ja die olle Laterne dabei, die brannte ja schon, und ich hatte ja kein Feuerzeug, und das wäre blöd gewesen, wenn das plötzlich aus—«

»Du warst in Buxstein?«, jetzt war Soro ziemlich aufgeregt. Ihre Eltern kamen ihr in den Sinn.

Maya zögerte ein wenig, bevor sie antwortete. »Nee, wie gesagt, so am Rand«, druckste sie herum. »Von da aus habe ich gesehen, wie die Erlies die Lichter kaputt gehauen haben.«

»Und dann? Hast du den Luminator zum Einsatz gebracht, um sie zu retten und ...«

»Nein«, Maya wurde ein wenig verlegen. Ein völlig neuer Anblick für Soro. »Ich hab mich, ehrlich gesagt, alleine nicht getraut ... ohne euch.«



Mit einem Mal wurde allen bewusst, dass trotz Mayas starkem Auftritt und der ersten erfolgreichen Vertreibung böser Geister seit Luises Feldzug die Nacht noch nicht vorbei und die Gefahr längst nicht gebannt war. Karlotta, Soro und Emmy weihten Maya in die Geschehnisse am Kapellenmoor ein, nur Josef schwieg.

Das Licht des Luminators blendete ihn, dennoch konnte er seinen Blick nicht von Mayas Linsen-Laterne abwenden. Störte es ihn so sehr, dass diesem Ding der Triumph vergönnt war, den eigentlich das richtige Ritual hätte erzielen sollen? Oder war er einfach nur neidisch, dass nun alle Maya als Heldin feierten? Er hatte es sich vorhin nicht eingestehen wollen, aber der Abend war für ihn persönlich bis zum Kapellenmoor einer der besten seines Lebens gewesen. Alle hatten ihm zugehört, ihn ernst genommen. Keiner der anderen Kinder, nicht Maya, nicht Soro und auch der neue, Emrah, hatten sich über ihn und Karlotta lustig gemacht. Dass sie im Angesicht der fantastischen Umstände wie ganz normale Mitschüler behandelt wurden, das war, als wäre ein Traum wahr geworden. Als würde er ein anderes Leben leben. Und jetzt...?

»Jetzt müssen wir aber mal überlegen, was als Nächstes«, entschied Maya. Josef spürte etwas in sich aufkochen, was er gar nicht so kannte. Vom Magen her bis in seinen Nacken. Am liebsten hätte er die blöde Laterne mit einem Kick in den Nebel befördert. Aber er konnte sich beherrschen. Und als Maya plötzlich ihre patschige Hand auf seine Schulter legte, entfuhr ihm ein überraschtes Keuchen, als hätte man ihn bei genau so einer blöden Tat erwischt.

»Wie sieht's aus? Runde Nummer zwei fürs Ritual?«

Das war doch jetzt nicht ihr Ernst. Das schlug sie doch nur vor, weil sie Mitleid mit ihm hatte. Mitleid fühlte sich noch dümmel an, als ständig verarscht zu werden.



»Ich glaube, das ist keine gute Idee«, Josef riss sich zusammen. Wenn er jetzt damit rausplatzen würde, was er wirklich dachte, würde niemand mehr mit ihm reden wollen. Vielleicht selbst Karlotta nicht. »Ich vermute, der Erlenkönig ist schon zu mächtig, als dass die Wirkung des Rituals noch ausreichen würde.«

»Ein Glück«, platzte es aus Emmy heraus. »Eher würde ich so einen Kamikaze-Ritt mit Maya direkt nach Buxstein rein machen, als noch mal an diesen Gruselort zurückzumüssen.«

»Und das könnte genau das sein, was wir als Nächstes machen müssen«, stellte Karlotta begeistert fest. Josef entging nicht, dass sie Maya dabei anschaute, als wäre sie ihr größter Fan. Erneut fühlte er einen Stich, es fühlte sich ein wenig wie Verrat an.

»Das ist aber eine Ein-Frau-ein-Rad-Aktion«, gab Soro zu bedenken. »Maya, traust du dir das zu?«

»Auf keinen Fall, viel zu gefährlich«, murmelte Josef. Und wäre in diesem Augenblick nicht das Teelicht im Luminator erloschen, hätte Josef vielleicht noch den Blick, den Maya ihm zuwarf, mitbekommen, voller Dankbarkeit, dass sich wenigstens einer schützend für sie aussprach.

»Och nee! Was ist denn jetzt?«, Emmy hatte den Eindruck, spontan erblindet zu sein. Seine Augen hatten sich so sehr an das grelle Licht gewöhnt, dass sie mit der plötzlich eintretenden Dunkelheit nicht klar kamen. »Seid ihr noch da?«, fragte er verunsichert.

»Ja, natürlich«, das war Soro. Emmy kam sich reichlich blöd vor, dass er überhaupt gefragt hatte. Aber besser blöd als Bammel, dachte er.

»Wir brauchen ein neues Teelicht«, langsam traten die Umriss der anderen aus der Dunkelheit hervor. Das war unverkennbar Maya. »Emrah, du hast doch...«



»Leider nein«, seufzte Emmy, »die sind uns vorhin abhandengekommen. Verflixt. Wo finden wir denn neue Kerzen?«

»Wir haben ganz viele davon zu Hause, Papa kauft immer die, die so stingisch riechen«, warf Theo ein. Stingisch war ein Wort, dass er sich von Mami Bratmöller abgeguckt hatte.

»Viel zu riskant. Wenn uns unterwegs die Erlen auflauern, sind wir dran«, Soro schaltete die Taschenlampe ihres Handys ein. Der Bildschirm zeigte immer noch die letzte Nachricht von Eddie an. Schnell wischte Soro den Text weg. »Außerdem kann es ja sein, dass unsere Eltern alle zu Hause auf uns warten. Und wenn ich unsere Eltern sage, dann meine ich damit natürlich nicht wirklich unsere Eltern.«

Ein fürchterlich unangenehmer Gedanke, fand Emmy, aber es war richtig, ihn auszusprechen, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Es war eindeutig, dass ihre Familien inzwischen genauso besessen waren wie die Kids am Basaltwerk und Tommy Caruso. Er und die anderen fünf waren vielleicht die letzten menschlichen Buxsteiner ...

»Was ist mit der letzten Wurst? Ich meine, ich war da noch nie essen, aber in so Imbissen gibt's doch oft Kerzen, oder?«, schlug er vor.

»Oder im Waldkindergarten. Die haben bestimmt Teelichter, oder Theo?«, ergänzte Karlotta

»Bäh, Hagebuttentee«, das war ein Ja.

»Okay, die Chancen stehen also nicht schlecht, dass wir durch Einbruch und Diebstahl wieder an Kerzen kommen.«

»Mensch, Maya«, entgegnete Soro. »Ich glaube kaum, dass man uns das heute als Straftat auslegen wird.«

»Na ja, aber ist doch so. Wir müssen doch wissen, womit wir's zu tun haben. Und Klauen ist sicher easy, wenn die Beute stimmt. Aber Einbruch ... kann das jemand?«

»Die Bauwagen vom Waldkindergarten sind vielleicht noch offen. Und bei der Letzten Wurst liegt immer ein Schlüssel in einem Blumentopf, wenn mal jemand vom Kindergarten aufs Klo muss«, wusste Soro. »Stimmts, Theo?«

»Ja, manchmal gibt's zum Glück auch Zitronentee. Ganz selten Fanta.« Und damit war der nächste Plan abgemacht. Zumindest für Emmy.

»'ne Fanta wär jetzt richtig gut«, stellte er fest, und niemand widersprach.



Kapitel 18

Dem Parkplatz zwischen der Letzten Wurst und dem Waldkindergarten haftete die Atmosphäre eines Friedhofs aus einem alten Gruselfilm an. Wie Mahnmale standen unzählige Familienkutschen, der ein oder andere SUV und auch Kleinwagen herum und warteten vergeblich auf die Rückkehr ihrer Besitzer, den Familien aus Buxstein.

Der Plan sah folgendermaßen aus: Theo würde mit Emmy und Karlotta die Letzte Wurst übernehmen, Soro, Maya und Josef sollten versuchen, sich Zugang zu den Bauwagen des Waldkindergartens zu verschaffen.

Unter einem Blumentopf, in dem ein Spatz aus Ton unter lila Heidekraut hockte, fand Emmy den Schlüssel zur Hintertür des Restaurants. Durch den mit Laubteppichen auf Boden und Tischen bedeckten geschlossenen Biergarten schlichen die drei zur Rückseite und schlossen die verzierte Holztür zu den Toiletten auf.

Der beißende Geruch von Essigreiniger und feuchten Wänden empfing sie in einem schmalen, gekachelten Flur, von dem aus drei Türen abgingen. Welche war die richtige? Emmy erinnerte das an zahllose Rätselaufgaben, deren Lösung er immer unlogisch oder enttäuschend fand.

»Ich muss mal«, informierte Theo die beiden anderen und verschwand hinter Tür Nummer eins.

»Ich nicht«, fiepste Karlotta und nickte zu Tür Nummer zwei. Emmy

war sich nicht so sicher, ob das jetzt okay war, Theo alleine zu lassen. Sollten sie lieber auf ihn warten? Hatten sie überhaupt Zeit, pinkeln zu gehen? Aber wenn man muss, dann muss man halt. Also weiter zu Tür Nummer drei.

Langsam drückte Emmy die Klinke herunter, betend, dass die Betreiber des Lokals hier nicht ordnungsgemäß abgeschlossen hatten. Sie gab nach. Warme Luft schlug ihm entgegen, und sie betraten den großen Speisesaal. Das fühlte sich schon recht verboten an, durch die dunkle Gaststätte zu schleichen. Sie hatten verabredet, unter keinen Umständen, Licht anzumachen, um nicht auf sich aufmerksam zu machen. Verbot und Finsternis halfen allerdings nicht dabei, die Suche nach den Kerzen schnell vonstattengehen zu lassen.

Emmy und Karlotta knöpften sich als Erstes die Theke vor. Neben allerlei Krimskrams, ein paar Lappen, Flaschenöffnern, Aschenbechern, Bierdeckeln und noch mehr Aschenbechern, fanden sie hier vor allem jede Menge Flaschen, Gläser und ... Aschenbecher. Links von der Spüle offenbarte eine sehr große Schublade einen kleinen rausziehbaren Kühlschrank, der erfrischende Getränke in der richtigen Temperatur bereit hielt. Jackpot! Emmy konnte nicht anders, er musste seinen Durst stillen, und ob das jetzt erlaubt war oder nicht, er zog eine Flasche aus dem Schubladenkühlschrank, öffnete zischend den Deckel und goss sich ein großes Glas Fanta ein.

Karlottas Augen wurden groß und schienen hell in der Dunkelheit. Emmy nahm einen langen Schluck und konnte sich ein zufriedenes »Aaaah!« nicht verkneifen. Karlottas Unterlippe begann zu bibbern. Wortlos griff Emmy ein frisches Glas und hielt es ihr fragend hin.

»Gibt's auch Cola?«, sie klang, als wäre sie am Verdursten. Zufrieden lächelnd zog Emmy eine Colaflasche aus der Kühlschublade,

kippte die schwarze, sprudelnde Flüssigkeit in ein Glas, bis es randvoll war, und überreichte es ihr, als wäre er der neue Besitzer der Gaststätte.

Während Karlotta die Cola in drei großen Schlucken abpumpte, durchsuchte Emmy eine weitere Schublade. Auf einem Stapel Notizzetteln, auf dem das Logo einer Biermarke und der Name des Lokals gedruckt waren, lag ein Feuerzeug. Karlotta verschluckte sich fast, als Emmy den Raum mit einer kleinen Flamme erhellte. Anerkennend nickte sie ihm zu. »Sehr gut.«

»Die Letzte Wurst«, Emmy betrachtete die Notizzettel im Licht des Feuerzeugs. »Komischer Name.«

»Klingt seltsamer, als er ist... wobei... die Geschichte, die«, Karlotta presste ihre Lippen aufeinander. Noch eine von ihren Geschichten wollte Emmy sicher nicht hören, das hatte er ja vorhin schon klargemacht.

»Ja?«, Emmy ließ das Feuerzeug in seiner Tasche verschwinden. Er mochte Karlotta. Sie waren jetzt so was wie Komplizen. Mundräuber. Fanta-Cola-Diebe, gemeinsam Spezi. Die Spezi-Gang. Und irgendwie war sie auch cool. Nicht wie Soro. Aber cool gab es ja in den unterschiedlichsten Ausführungen. »Schieß los.«

Karlottas verkniffene Lippen entspannten sich zu einem breiten Lächeln. Und während sie und Emmy die Küche unter die Lupe nahmen, begann sie zu erzählen...

Die Geschichte von der letzten Wurst

Früher waren die Menschen überzeugt, dass die Gegend um Buxstein der irdische Lieblingssort des Teufels war. Ob es daran lag, dass der Vulkan Buxberg die beste Anbindung zum Erstwohnsitz des Leibhaftigen hatte, oder weil man den Buxsteinern nachsagte, sie seien nicht die hellsten Köpfe unter der Sonne, darüber streiten sich die Geschichten und die, die sie erzählen. Eine dieser Geschichten, die um die letzte Wurst, unterstellte den armen Buxsteinern jedenfalls Letzteres. Den Teufel zog es wie gesagt immer wieder nach Buxstein, weil die Menschen dort eben echte Einfaltspinsel waren, die dem Fürst der Hölle und seinen hinterhältigen Spielchen wieder und wieder auf den Leim gingen.

So auch in der Legende über den Ort, an dem die Buxsteiner später die Gaststätte »Zur

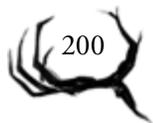


Letzten Wurst« errichteten, und wie diese zu ihrem Namen gekommen war.

Es muss in den kalten Monaten gewesen sein, kurz vor den Rautenächten, dass den Pfarrer von Buxstein das Zeitliche segnete. Der Teufel, als er davon Wind bekam, machte sich sogleich auf die Reise gen Buxstein, um den Verlust für die Gemeinde auszunutzen und geschwind ein paar schwache Seelen einzutreiben. Buxsteiner Seelen waren ihm am liebsten, die waren herrlich einfältig und ohnehin schon leicht zu verführen. Ohne die Obhut eines Geistlichen würde der Teufel wohl dem ganzen Ort ein Nachleben in der Hölle andrehen können.

Voller Tatendrang hatte er sich schon auf der Reise dorthin mit allerlei Schabernack, Streichen und dergleichen verausgabt, sodass er, als er den Buxkopf hinab zum Städtchen kam, einen ordentlichen Kohldampf mit sich trug. An der Kreuzung, wo sich der Wanderweg nach Mauseck und die Straße zum Moor hin trafen, begegnete ihm ein Jüngling, dessen Rucksack schon aus der Ferne köstlich nach allerlei Speisen roch. Dem Höllenfürst wurde der Mund wässerig, und er beschloss, den jungen Wanderer um seine leckere Fracht zu erleichtern. Geschwind, noch ehe der Bursche ihn erblickte, verschwand der Teufel hinter einen Ginsterbusch und wandelte seine Gestalt. Als tatteriger Greis, der sich kaum am Gehstock halten konnte, stellte er sich schließlich dem freundlichen Gesellen vor.

»Haltet ein, junger Freund. Sag er mir, ob ich da richtig bin, gen Buxstein zur Grippe«, krächzte er so überzeugend, dass der Bursche keinen Zweifel daran hegte, ein altes, gebrechliches Großväterchen, das sich wohl im Wald verlaufen hatte, vor sich zu haben. Der stämmige Jüngling bejahte also brav die Frage des Alten.



»So ist es. Ich selbst bin auf dem Weg dorthin, der Bestattung des Pfarrers Geißlzimt beizuwohnen.«

»Vortrefflich«, gackerte der Teufel. »Auch ich möchte mich von dem ehrwürdigen Geistlichen verabschieden. Aber als ich zuletzt die Strapaze nach Buxstein unternahm, schien der Weg nicht gar so weit und meine Beine um einige Jahre jünger. Sagt, junger Freund, finden Sie die Güte in Ihrem Herzen, einen armen Tunichtgut ein Stück zu begleiten und dabei eine Stütze zu sein?«

Der junge Mann, höflich und zuvorkommend, willigte ein. Der Alte tat ihm leid.

»Gewiss. Reisen ist ein Privileg der Jugend. Es rührt mich, dass Sie diesen beschwerlichen Weg auf sich genommen haben, um einem guten Mann das letzte Geleit zu geben.«

»Fürwahr«, jammerte der Teufel traurig, aber innerlich kicherte er. Dann begann er zu schnupfern.

»Sagt, junger Freund, wenn es nicht zu viel verlangt ist, sind das Fleischereien, die ich da rieche?«

»Einwandfrei erkannt«, bestätigte der junge Mann gut gelaunt. »In meinem Rucksack bringe ich die Wurst zum Tröster.«

»Dacht ich's mir doch, dass du ein Fleischerlehrling bist, Fettwanst«, der Teufel hielt sich für einen hervorragenden Menschenkenner. Und natürlich sprach er diesen Gedanken nicht laut aus. Sowohl die Fracht des Reisenden als auch sein simples Gemüt waren ihm nun ein gefundenes Fressen.

»Oh, wie wunderbar das duftet«, der Teufel ließ seinen alten Großvater regelrecht schwärmen. »Es muss Tage, wenn nicht gar Wochen her sein, dass man mir in der Wirtschaft einen Zipfel Wurst zur täglichen Mehlsuppe schenkte.«



»Nun, es ist eine ganz hervorragende Wurst, vom Meister aus Traubenborn selbst.«

»Verzeiht, mein Freund, ich schweife ab. Wollen wir nun losziehen und den Buxsteinern unsere Aufwartung machen?«

»Als dann«, und so wanderten sie los.

Aber nach nur wenigen Metern blieb der Teufel stehen, stützte sich keuchend auf den Gehstock und ließ ihn mit der tatsächlichen Kraft, die im innewohnte, in der Mitte zerbersten. Dann ließ er seine Knie gehörig wackeln, und ehe er umstürzte, hatte der Wandersmann ihn bereits unter den Armen zu fassen gekriegt.

»Oh, welch Unglück«, begann der Alte zu heulen. »Nun wird der Weg wahrlich unmöglich für meine unnützen Knochen. Am besten, ihr lasst mir etwas Proviant und mich arme Seele hier verweilen. Geht. Geht nur. Die braven Buxsteiner sollen nicht länger auf ihre gute Wurst warten.«

»Das kann ich nicht machen«, stellte der junge Mann fest. »Egal, ob es nun mein eigener Großvater oder irgendeines anderen Menschen Urahn sei, eine alte, bedürftige Seele kann ich nicht am Wegesrand verlassen.«

»Gott möge Ihnen die Himmelspforte öffnen für diese Güte«, der Teufel musste fast kotzen, als er diese Worte in den Mund nahm. »Ich bin ein alter, kleiner Mann, habe kaum Fleisch auf den Knochen. Sicher findet ihr noch etwas Platz für mich in eurem Rucksack?«

Und noch ehe sich's der Jüngling versah, war der Alte wie eine Spinne an ihm hochgeklettert und hatte es sich schwuppdiwupp in seinem Rucksack gemütlich gemacht. Seltsameres sollte sich schon zugetragen haben, so dachte sich der Mann. Und da nirgends geschrieben stand, wie eine gute Tat richtig zu vollbringen war, stiefelte er los, den Alten und die Würste auf dem Rücken.



Der Teufel indes kannte kein Halten mehr. Eine Wurst nach der anderen stopfte er in sein gieriges Maul, schluckte sie ganz herunter, ohne zu kauen, bis sie schließlich ans Ende des Waldes kamen. Der Wandersmann hatte von alledem nichts mitbekommen. Er betrieb fröhlich Konversation, auf die der Alte nur mit dem ein oder anderen knappen »Ja« oder »Soso« reagierte. Da er gar nicht darauf achtete, was der Mann erzählte, bekam der Teufel auch nicht mit, dass der freundliche Jüngling eine Rast an Waldesrand vorschlug. Nun, da sie diesen erreicht hatten, schulterte er den Rucksack ab, öffnete die Klappe und fand darin neben dem Greis nur noch eine einzige Wurst vor.

Dem Teufel war die Überraschung, die dem Wanderer ins Gesicht geschrieben stand, ein großes Fest. Und mit Unschuldsmiene gab er sein Bedauern kund. Er habe nicht an sich halten können, inmitten all der Leckerei. Der Teufel habe ihn wohl geritten. Da wurde der Bursche das erste Mal skeptisch. Er musterte den Opa ganz genau und dachte sich seinen Teil. Dann schlug er vor, dass es nun ja auch nicht mehr darauf ankäme. Sollte der Alte doch auch noch die letzte Wurst verspeisen.

»Aber, um den wunderbaren Geschmack dieser Meisterwerke vollends genießen zu können, gestattet mir, die Wurst für Euch zu kochen.«

Da hatte der Teufel absolut nichts dagegen, und so lehnte er sich an den Stamm eines kargen Kirschbaums und sah dem Mann dabei zu, wie er ein Feuerchen errichtete. Dann zauberte er einen Topf aus dem Gepäck und ließ darin die Wurst sieden.

Der Teufel ahnte jedoch nicht, dass er nun selbst Opfer einer List wurde. Der Mann, den er für einen Fleischergesellen hielt, hatte nie behauptet, einer zu sein. Lediglich, dass er die Würste zum Leichen-



schmaus für den verstorbenen Pfarrer transportiere. In der Tat handelte es sich nämlich um dessen Nachfolger, einen Nachwuchs-Priester aus Trabenborn, der da nach Buxstein hin wanderte. Mit seiner stämmigen, aber bubenhaften Erscheinung entsprach er so gar nicht dem Bild, das sich der Teufel von Gottesdienern gemacht hatte.

Und während die Mahlzeit lecker vor sich hin dampfte, segnete der junge Pfaffe den Kochsud, sodass die Wurst nicht in normalem, sondern geweihtem Wasser gar wurde.

Der Teufel verschlang auch diese Wurst mit einem Happes. Aber so richtig schmecken wollte sie ihm nicht. Er verzog ein angeekeltes Gesicht.

»Roh sind diese Würste aber eindeutig leckerer«, meckerte er, immer noch in der Rolle des Opas.

»Nun, die Wurst selbst ist auch nicht die Delikatesse, von der das halbe Land schwärmt, müsst Ihr wissen. Die guten Geschmäcker holt sich der Sud. Ihr müsst schon noch das Wurstwasser trinken, um vollends auf eure Kosten zu kommen, Großväterchen.«

Der Pfarrer war ja nicht dumm. Dass dies ein gemeines Spiel des Beelzebubs war, das hatte ihm die verstimmte Reaktion des Alten auf die gesegnete Wurst bestätigt.

Widerwillig, aber gierig, wie er war, soff der Teufel den ganzen Topf aus. Nun besitzt Weihwasser gewisse Eigenschaften, die für die Mächte der Finsternis in unterschiedlichem Grad verhängnisvoll sind. In diesem Fall bescherte es dem Teufel ein wochenlanges Magengeschwür und ordentlich Dünnpfiff. Dazu kam eine anhaltende Abneigung gegen jegliche Form von Wurst, sodass diese eine Wurst die letzte Wurst sein sollte, die der Teufel jemals wieder zu sich nahm.

»Na, seid ihr fündig geworden?«, Soro und Josef standen plötzlich in der Küche, weder Karlotta noch Emmy hatten ihre Ankunft mitbekommen. Während Karlottas Erzählung hatten sie die gesamte Küche auf den Kopf gestellt, aber bis auf ein weiteres Feuerzeug blieb die Suche ohne Erfolg.

»Immerhin«, Soro nahm Emmy die beiden Feuerzeuge ab, gab eins an Maya und eins an Josef. »Dann sind wir nicht auf eine einzige Feuerquelle angewiesen.«

»Bist du dir sicher, dass ich –«, Josef schaute betreten auf das Feuerzeug in seiner Hand. Was hatte er bloß?

»Klar, du machst das schon«, Soro klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. Gleichzeitig leerte Maya einen Plastikbeutel auf der Küchenzeile aus. Gut ein Dutzend Teelichter purzelten über das Edelstahl.

»Tadaaa!«

»Yeah!«, Emmy war begeistert. Bis eben hatte er noch das Gefühl, dass so ziemlich alles umsonst sein würde. Nur Karlottas Story hatte ihn ein wenig abgelenkt. Und ihm irgendwie Lust auf einen Hotdog gemacht ... Aber mit mehr Feuerpower und Nachschub für Mayas Luminator konnten sie den Kampf gegen den Erlkönig wieder aufnehmen. Der Anblick der fliehenden Gespenster und wie die Geister sich aus Tommy und Juliane herausgewunden hatten, kam ihm in den Sinn. Wenn sie eine letzte Chance hatten, dann mit Mayas Erfindung, etwas Mut und einer gehörigen Portion Glück. Er schaute in die Runde und empfand Ruhe und Sicherheit. Da war die halbschelmische Maya, die alle gleich seltsam behandelte. Josef und Karlotta mit ihrem unglaublichen Wissen und ihrer sanften Art. Emmy stellte fest, dass er ihren leisen, fiepsigen Stimmen gerne lauschte. Karlottas Rolle als Außensei-

terin kam ihm so bekannt vor, und es war so verknotet, dass in ihren Augen anscheinend *er* der Coole war. Dabei fand er sie selbst immer cooler. Und natürlich war Soro da. Von der ersten Attacke der Erle, über ihre gewagten Manöver am Basaltwerk bis hin zum Angriff des Erlkönigs im Kapellenmoor waren sie immer füreinander da gewesen, hatten sich gegenseitig den Arsch gerettet und waren ... ja, sie waren jetzt doch alle Freunde, richtig? Und Theo ...

Emmys Blick suchte die Küche nach Soros kleinem Bruder ab. Er schluckte.

»Sagt mal ... ist Theo nicht bei euch?«

Bevor jemand auch nur ein Wort sagen konnte, erklang aus dem Speisesaal das Klirren von zerbrechendem Glas, gefolgt von einem hämischen Kichern.

Maya zögerte keine Sekunde und stürmte voran durch die Küchentür, die anderen ihr nach. Nix. Der Speisesaal war leer.

Ein Ruck, ein Knall – hinten bei der langen Tafel, an der sonst der Stammtisch der Würfel-Akademie tagte, war ein Stuhl umgefallen. Etwas musste im Raum sein.

»Theo?« Soro ahnte, dass nicht das stets unbekümmerte Stimmchen ihres Bruders antworten würde. Ein gackerndes Lachen ertönte kurz, und ein bläulicher Schimmer leuchtete hinter den Tischen auf. Das war nicht Theo. Das spukende Schimmern flitzte unter den Tischen, zwischen den Stühlen über den Boden, hin und her, hielt Abstand zu ihnen, wie ein Jäger, der auf seine Beute lauert. Das war kein Erlmensch, auch kein kleiner in Kindergröße. Eine Erle musste sich in den Speisesaal geschlichen haben. Oder war sie schon die ganze Zeit hier gewesen?



Josef, der neben Maya stand, zündete ein Teelicht an und hielt es über die Öffnung des Luminators.

»Stopp«, befahl Maya, »noch einen Moment.« Sie wollte den Geist studieren, solange er sich noch sicher und ihnen überlegen fühlte. Ihre Augen fokussierten die unruhige Kreatur, folgten jeder ihrer Bewegungen. Wie eine Fliege schwirrte sie scheinbar ziellos durch den Raum. In der Mitte des Saals verharrte das Leuchten für wenige Sekunden, dann erhob sich die Erle langsam über die Tische, bis sie fast unter der Decke schwebte. Sie war tatsächlich nicht sehr groß, kleiner als die, die Soro und Emmy gesehen hatten. Aber das verschwommen angedeutete Gesicht schaute nicht weniger boshaft aus. Mit einem hämischen Grinsen nahm die Erle ihre Opfer ins Visier. So ein riesiges Angebot. Welchen Wirt würde sie wohl auswählen?

»Noch nicht ...«, Maya wagte nicht zu blinzeln. Sie fühlte sich wie bei einem Duell in einem Western. Wie der Sheriff, der den Ganoven endlich ihre Grenzen aufzeigte. Oder der Marshall, der dem korrupten Bürgermeister das Handwerk legt. Ihre Augen wurden trocken, begannen zu stechen. Die Erle hatte sie fixiert, sie als ihren Wirt auserkoren. Noch fühlte sich das Ding überlegen, wusste nicht, was ihm blühen würde, wenn es sich mit ihr anlegte, mit Maya Teichmann, dem Marshall von Buxstein, dem Sherriff der Letzten Würst, der Hüterin der ... Maya blinzelte. Darauf hatte die Erle gewartet. Schrill aufheulend schoss sie auf ihr Opfer zu.

»Jetzt«, schrie Maya. Josef ließ das Teelicht los. Die Erle war nur eine Armlänge entfernt. Wie in Zeitlupe sah Maya die Kerze in den Luminator plumpsen, schwenkte den Stab der Erle entgegen, die nicht mehr bremsen oder ausweichen konnte und geradeaus ins gellende Licht sauste. Und mit einem Puff und einem empörten Wimmern löste sich das Schreckgespenst in Luft auf.



»Habt ihr's gesehen?« Maya hüpfte auf und nieder. »Habt ihr das gesehen? Ja, so geht das. So. Genauso. Wuuhuuu!«

Karlotta strahlte über beide Ohren und wippte leicht auf ihren Zehenspitzen mit Maya mit. Soro verlor keine Sekunde und rauschte aus dem Speisesaal.

»Theo!«

Emmy eilte ihr hinterher. »Er ist vorhin aufs Klo, ich dachte...« Aber was Emmy sich vorhin dabei gedacht hatte, ihn unbeaufsichtigt zu lassen, interessierte gerade nicht.

Die Tür zum Jungsklo stand offen. Niemand befand sich in der Kabine. Soro taumelte ins Mädchenklo. Auch dort. Kein Theo.

Ihr kleiner Bruder war weg. Verschwunden. Soro spürte sich selbst nicht mehr. Ihre Gedanken schienen gleichzeitig zu rasen und auf der Stelle zu treten. Sie hatte Angst.



Kapitel 19

Was mit Theo geschehen war, konnte niemand wissen. Karlotta befürchtete, dass die Erle sich ihn geschnappt hatte, aber Josef war nicht überzeugt. Dann hätte diese doch weitere Gespenster gerufen, um die anderen in der Küche zu überraschen. Vermutlich war der Geist im Speisesaal ein Einzelgänger, der sich verirrt haben musste. »Vielleicht hat Theo die Erle bemerkt und sich dann vor ihr versteckt?«

»Oder ihn hat draußen eine Erle erwischt?« Karlotta wagte es kaum, diese Vermutung auszusprechen. Wie die anderen konnte sie ihren Blick nicht von Soro abwenden. Wie es ihr wohl in diesem Moment gehen musste?

»Kann auch sein, dass er zu eurer Familienkutsche ist, oder...« Maya verstummte. Soro hatte bisher kein Wort über die Lippen gebracht, jetzt rannte sie plötzlich los, nach draußen, durch den Biergarten auf den Parkplatz, die anderen folgten ihr, was hätten sie anderes tun können? Leise riefen sie Theos Namen, aber ohne Erfolg.

»Der Kindergarten vielleicht?«, Emmy sprach vorsichtig. Die Hoffnung bestand ja schließlich, aber er ahnte bereits, dass die Suche nach Theo von Enttäuschung gekrönt sein würde.

Theo war weder in einem der Bauwagen noch hinter noch unter ihnen versteckt. Er kauerte hinter keinem Busch, saß in keinem Baum, er war einfach verschwunden.

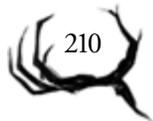
Soro blieb überraschend ruhig, fand Emmy. Sie hatte schon wieder diesen leichten Silberblick und pustete ihre Backen auf. Noch immer sagte sie kein Wort. Auch die anderen standen nun da, sprachlos und ohne eine Idee, was zu tun sei. Dann, wie aus dem Nichts, ergriff Soro Emmys Arm und drückte ihn fest. Emmy schaute Soro in die Augen, und in ihnen stand alles, was sie nicht sagen konnte. Ob es Angst war, Verzweiflung, Verwirrung – Emmy war klar, dass Soro ihn gerade um Hilfe bat.

»Ich denke«, Emmy holte tief Luft, »es geht ihm gut. Es kann gar nicht anders sein. Und sollten ihn wirklich die Erlen geholt haben, müssen wir ihn eben retten.« Niemand wagte, ihn zu unterbrechen. Alle waren froh, dass überhaupt jemand Worte fand. »Wir müssen ja nicht nur ihn, sondern alle, unsere Eltern und Emmys Geschwister und unsere Freunde, ja eben alle vom Erbkönig befreien.«

Karlotta schauderte. »Also noch mal das Ritual im Moor?«

»Nein, ich denke, wir brauchen einen neuen Plan«, welchen, das wusste Emmy auch nicht. Aber bei der Erwähnung des Moors hatte Soro ihm fast den Arm zerquetscht. Beinahe hätte Emmy laut »Autsch« gerufen, aber er wollte sie nicht bloßstellen. Ihr Blick verriet, dass sie in Gedanken gerade ganz weit weg war.

Dass Soro wortwörtlich in eine ganz andere Welt abgetaucht war, konnte Emmy nicht erahnen. Die Erinnerung an ihren kurzen Ausflug in die Sphäre des Erbkönigs blitzte vor ihr auf. Soro schloss die Augen und schüttelte die Gedanken an die albraumhafte Landschaft und die riesigen, schemenhaften Wesen ab. Sie hatte den Moment verdrängt, das Erlebnis war einfach zu absurd, und sie konnte sich keinen Reim darauf machen. Aber jetzt, da Theo, ihr Theo, verschwunden war, wurde die Bedrohung für sie viel realer. Sie stellte sich vor, wie er von



allen verlassen durch diese Horrorwelt wanderte, wie er nach ihr und ihren Eltern rief, aber niemand antwortete. Sie sah ihn sich vor den bizarren Monstern verstecken, sich in den dornenbehafteten Schlingpflanzen verheddern und schließlich eine große, weiße Hand, die über ihm erschien, die sich langsam über ihn senkte und nach ihm griff... die Hand des Erbkönigs! Soro öffnete die Augen. Es hatte keinen Sinn, sich in diesem Horrorszenario zu verlieren, sie musste sich der Situation stellen, dass Theo nun auch wahrscheinlich, wie ihre Eltern und alle anderen, zum Hofstaat des Erbkönigs gehörte. Dieser Scheißkerl. Sie hatte nun langsam wirklich zu viel von ihm. Zeit, dass er wieder in sein Erdreich oder wohin auch immer zurückverschwand.

Langsam löste sie ihren Griff um Emmys Arm, knuffte ihn noch mal zum Dank und ließ dann los.

»Was haltet ihr davon?«, Soros Stimme klang entschlossen. Die anderen schauten sie erwartungsvoll an. »Wir schlagen den Erbkönig dort, wo wir uns besser auskennen als er. Wir gehen runter, in die Stadt. Nach Buxstein!«

Im Schutz einer der Bauwagen beratschlagten sie die Eroberung Buxsteins. Vom Berg aus gab es verschiedene Möglichkeiten, in den Ort zu kommen. Durch den Wald, der alternativen Umzugsroute durch das Stadtmauertor folgend, kam man am schnellsten zum Marktplatz. Dass dieser das oberste Ziel sein musste, darüber waren sich alle einig. Dort wartete das große, finale Lagerfeuer darauf, entzündet zu werden. Wenn erst mal entfacht, konnten die Erlen dem nicht viel entgegenzusetzen.

Aber der Weg durch den Wald erschien riskant, war zunehmend Erbkönig-Territorium geworden und bot wenig Schutz. Besser wäre die



breite Autostraße den Berg runter, aber diese führte zum anderen Ende von Buxstein, weit weg von der Altstadt und dem Marktplatz. Andererseits, wenn sie unterwegs mit dem Luminator Menschen befreien konnten, so wie einst Luise, hätten sie vielleicht die Möglichkeit, die Befreiten in ihren Kampf miteinzubinden.

Die Entscheidung fiel nicht leicht, und Mayas Vorschlag, sie könnten ja versuchen, eins der Autos zu knacken und dann einfach bis zur Feuerstätte vorfahren, wurde sofort von allen abgelehnt. Niemand wusste, wie man ein Auto ohne Schlüssel starten sollte, auch nicht Maya, die sich aber immerhin zutraute, eins fahren zu können. Dennoch. Abgelehnt. Maya war ein wenig enttäuscht, aber musste sich eingestehen, dass ihr filmreifes Duell mit der Erle nicht bedeutete, dass sie auch alles andere konnte, was in einem Actionstreifen so passierte. Sei's drum. Denn in dem Moment überfiel sie eine Idee, die alle anderen noch nicht auf dem Schirm hatten.

»Mückenglück!« Soro wusste sofort, was sie meinte, und auch die Walchs schienen mit dem Namen etwas anfangen zu können. Nur Emmy verstand wieder mal nur, dass er neu in Buxstein war.

»Aufklärung, bitte?«

»Die Schrebergartenkolonie. Eigentlich heißt die »Liebseelenruhe. V.«, aber das sagt keiner. Meine Eltern hatten da bis vor zwei Jahren einen Garten. Und wenn man mal einen Sommer dort verbracht hat, weiß man auch warum.« Mayas Haut fing bei dem Gedanken daran direkt wieder zu jucken an.

»Warum niemand Seelenruhe sagt oder warum deine Eltern den Garten nicht mehr haben?« Emmy war verwirrt.

»Das eine ergibt sich aus dem anderen. Mückenglück.«

»Die Idee ist nicht schlecht«, gab Soro zu. »Der obere Eingang be-



ginnt vielleicht hundert Meter von hier, und unten kommen wir am Halbmond raus.« Soro fing Emmys fragenden Blick auf. »Einer der Türme der Stadtmauer. Von da aus führt ein sehr enger Trampelpfad zum Buxborn, dem Stadtbrunnen, und der ist nah am Marktplatz.«

»Könnte tatsächlich der sicherste Weg sein«, Josef fand Gefallen an der Idee, »ich bin dafür.«

»Ich auch«, stimmte Karlotta ab.

»Und da ich keine Ahnung habe, wovon ihr eigentlich redet«, Emmy zuckte mit den Schultern, »bin ich auch dafür.«

»Okay«, Soro nickte allen zu. »Erlkönig, here we come!«

Auf dem Weg zur Gartenkolonie entstand eine kleine Diskussion, ob Maya den Luminator wieder anfeuern sollte. Emmy hielt es für die richtige Idee, so waren sie bestens geschützt. Aber Josef hielt dagegen, dass es besser wäre, weiterhin so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen, bis sie den Marktplatz erreichen würden.

»Ich seh das wie Josef«, meinte Maya, und damit war alles fürs Nächste gesagt.

Über dem nördlichen Eingang zur Gartenkolonie prangte ein Torbogen, auf dem in eisernen, grünen Buchstaben »Liebseelenruhe« zu lesen war. Vor ihnen lag ein Schotterweg, der, umgeben von hochgewachsenen Hecken, bergab führte. Feiner Wasserstaub tanzte in den Nebelschwaden durch die Luft. In den Hecken, die verwildert und unheimlich über ihre Köpfe ragten, versteckten sich kleine, verrostete Törchen, hinter denen die Gärten im weißen Dunst verschwanden. Die Anlage glich eher einem undurchsichtigen Labyrinth als einem Erholungsort. Soro ging voran, gefolgt von Maya. Die Walchs und Emmy bildeten das Schlusslicht.



Behutsam bewegten sie sich vorwärts. Was sich hinter der nächsten Ecke oder Kreuzung verbarg, ließ sich noch nicht einmal erahnen. Je weiter sie in die Kolonie vordrangen, desto größer wurde Emmys Anspannung. Er bildete sich ein, zwischen ihren eigenen Schritten, die knirschend über den Kies schlichen, andere, schwerere zu hören. Aber stehen bleiben wollte er auf keinen Fall. Die Angst saß ihm regelrecht im Nacken. Er hatte sich oft vorgestellt, dass es Dinge gab, die den menschlichen Augen geschickt entwichen und sich nur dort aufhielten, wo gerade niemand hinblickte. Schattenkreaturen mit langen, ausgebreiteten Armen, von denen flatternder Stoff hing und die –

Josef hingegen versuchte, nicht nach vorne zu schauen. Mit gesenktem Kopf folgte er einfach Mayas Schuhen. Er schämte sich noch immer dafür, dass die Prozession sie auf die falsche Fährte gebracht hatte. Er war sich doch so sicher gewesen. Hatten sie etwas falsch gemacht? Etwas nicht berücksichtigt? Vorhin hatte er den Vorschlag noch abgelehnt, aber jetzt hätte er am liebsten Maya den Luminator abgenommen und mit ihm selbst noch einmal die korrekte Strecke zum Kapellenmoor abgelaufen. Um es den anderen zu beweisen. Vor allem Maya, die ja nun so was wie die Anführerin war. Oder hörten alle auf Soro? Auf jeden Fall würde wohl niemand mehr auf ihn hören wollen, also so wie immer. Der Abend hatte ihm eine Chance gegeben, sich den anderen zu beweisen, und er oder irgendwas anderes hatte das gründlich vermasselt. Ob auch Karlotta so dachte? Sie schien weiterhin super mit den anderen klarzukommen, und von ihnen voll anerkannt zu sein. Josef wollte es sich nicht eingestehen, aber er war neidisch. Oder war er nur ängstlich, Karlotta zu verlieren? Was wohl in ihr vorging? Er sah zu ihr rüber, und sie schien völlig unbekümmert. Also nicht völlig, aber un-

bekümmerter als sonst. Urplötzlich schreckte sie auf, etwas hatte sich von hinten an sie heran–

»Links rum?«, Soros Frage überforderte Maya etwas. Es bereitete ihr schon einige Mühe, sich die Wege wieder in Erinnerung zu rufen, die Zeit in Mückenglück schien so lange her.

»Ich denke schon«, ach, irgendwie würden sie schon den Ausgang finden. Krampfhaft dachte sie darüber nach, ob am Stadteingang ein Tor gewesen war und ob die Kleingärtner dieses nachts abschlossen. Über die Hecken drüberklettern war nämlich nicht drin. So hoch hatte sie die gar nicht in Erinnerung, und das war doch seltsam, weil sie da ja noch viel kleiner gewesen war, und eigentlich ist es doch andersrum, dass, wenn man älter ist, einem das, was man als Kind groß fand, dann auf einmal viel kleiner vorkommt und man denkt, ach nee, wie klein ist eigentlich dieses –

Ein dumpfes Murmeln, als würde jemand hinter vorgehaltener Hand protestieren, ertönte hinter Soro. Maya? Soro blieb stehen. Es folgte ein gleichzeitiges Scheppern und Klirren und danach Stille. Kein Fuß scharrte im Kies, kein Schuh schlurfte über den Schotter, kein Mäuschen machte einen Mucks. Gänsehaut überfiel Soro. Langsam drehte sie sich um. Der Weg hinter ihr war leer, nur der Luminator und Mayas Rad lagen auf dem Boden. Soro strengte alle ihre Sinne an. Was hatte sie verpasst? Dass die anderen ihr einen Streich spielen wollten oder sich allesamt verlaufen hatten? Völlig unmöglich. Eben war Maya noch damit beschäftigt gewesen, sie vollzublubbern. Und sie würde niemals ihre Wunderlampe oder ihr Superbike einfach liegen lassen. Soro war klar, hier war niemand freiwillig verschwunden.

Da. Hinter der Kreuzung, die sie eben passiert hatten, raschelte da nicht was in der Hecke? Soro beugte sich runter zur Glaslaterne, ließ dabei die Umgebung nicht aus den Augen. Shit. Sie tastete ihre Hosentaschen ab. Kein Feuerzeug. Plötzlich ertönten Schritte, trippelnd, schnell, aus welcher Richtung konnte sie nicht ausmachen. Egal, ob beleuchtet oder nicht – sie ballte ihre Faust um den Luminator und wartete auf den richtigen Moment. Was auch immer hinter ihr war, es kam näher. Näher. Noch ein bisschen, und...

»Jetzt!«, dachte Soro und schlug mit dem Luminator um sich, wie ein Baseballspieler, um die eigene Achse. Die mächtige Glaskugel erwischte etwas, einen Körper, der vom Treffer überrascht ächzend zu Boden ging. Emmy. Vor ihr lag Emmy. Aber es war nicht Emmy. Das blaue Glühen, die weißen Augen, die hohlen Wangen. Wie hatte das passieren können? Soro schreckte auf. Um die Heckenecke traten drei weitere Erlmenschens ins Licht des Mondes. Maya. Karlotta. Josef. Die Erlen, die von ihnen Besitz ergriffen hatten, zeichneten ihren Freunden bizarre Grinse-Grimassen in ihre Gesichter. Auch der Erl-Emmy grinte sie böse an, während er wieder auf die Beine kam.

Shit, shit, shit. Zu spät, ihm das Feuerzeug abzuluchsen. Shit! Vier gegen eine. Abhauen!

»Hwo hwyllst thou dhenn hyn, Sssorrrooo?«, Emmy sprach dieselbe Sprache, die George, Eddie und Lara im Bann der Erlen die Zungen verknotet hatte. Nicht provozieren lassen jetzt. Soro rannte. Weiter. Sie würde sich bei Emmy für die Beule auf der Stirn entschuldigen, wenn alles vorbei war. Wenn sie das Feuer entfacht und Buxstein und alle gerettet hatte. Die Chancen darauf waren allerdings soeben ordentlich in den Keller gerasselt. Sie wurden geradezu miserabel, als plötzlich ein Arm aus der Hecke schoss und nach ihr griff. Soro duckte sich weg, ver-

lor dabei kurz die Balance, und als sie sich wieder gefangen hatte, sah sie, wie sich der Grapscher durch das enge Geäst der Hecke kämpfte. Der bläuliche Schimmer verriet ihr sofort, dass es sich um einen weiteren Erlmensch handeln musste. Aber der Statur nach konnten das unmöglich Maya oder die Walchs sein. Dem Schrei einer Katze gleich, quietschte hinter ihr eins der Gartentore. Im Halbschatten erkannte sie eine blau umrissene Silhouette. Noch einer. Soro schaute zurück über ihre Schulter. Endlich gab die Hecke den Greifer frei. Dankbar stellte sie fest, dass es sich um keinen ihrer Freunde handelte, sondern um einen Erwachsenen. Sie blinzelte, um den Mann besser zu erkennen. Er trug einen dicken, braunen Schnurrbart und eine orange Mütze sowie eine Weste, ebenfalls knallorange, und darunter Flecktarnklamotten. Hinter ihr erschien nun auch der andere Erlmensch, ebenfalls ein Mann, etwas untersetzt, ein Glas in seiner Brille war gesprungen, und auch er trug die Kleidung eines Jägers.

Die beiden Männer mussten Teil der Treibjagd gewesen sein. Die Jagd, gegen die ihre Freundinnen protestieren wollten. Und wegen der der ganze Mist überhaupt passiert war, weil wegen ihr die Route geändert wurde. Wie zwei Schlafwandler wankten die beiden mit ausgestreckten Armen auf sie zu. Soro erinnerte sich an das Gefühl, das die Berührung von Eddies Haut ausgelöst hatte. Die Kälte, die in sie übergekrochen war. Nicht noch mal! Die Männer waren groß und vermutlich doppelt oder dreimal so stark wie Eddie, besessen oder nicht. Und auch wenn ihr Auftreten tapsig und unbeholfen wirkte, sie wusste, dass sie sich davon keinesfalls blenden lassen durfte. Wenn es drauf ankam, waren diese Mutanten rasend schnell, auch wenn sie dabei offensichtlich Probleme mit der Steuerung des menschlichen Wirts hatten.

Vielleicht konnte ein Hindernisparcours ihnen das Tempo rauben? Soro spannte ihre Muskeln an. Von beiden Seiten umzingelt blieb ihr nur ein einziger Fluchtweg – ab durch die Rabatten. Aus dem Stand rannte sie los, direkt auf den Jäger mit der Brille zu, der seine Arme weit ausbreitete, um sie abzufangen. Sie täuschte links an, schlug einen Haken nach rechts, sodass der Jäger ins Leere griff, und rannte an ihm vorbei durch das verrostete Törchen blind in den Garten hinein. In vollem Lauf sprang sie über ein vertrocknetes Beet, wich einer Regentonne aus, hielt den Kurs stur geradeaus, bereit, jedes Hindernis zu erfassen und zu überwinden. Am Ende des Gartens angekommen, warf sie sich in die Hecke. Äste zerkratzten ihr das Gesicht, und in der Dunkelheit konnte sie kaum etwas erkennen. Sie fiel geradezu auf den Pfad, stolperte, aber fand ihren Schritt wieder, befahl ihren Beinen, alles zu geben. Unter ihren eigenen Schritten erklang das Toben und Lachen der Erlen. Die unheimlichen Geräusche kamen aus allen Richtungen, es war unmöglich festzustellen, ob sie ihr auf den Fersen waren oder sich ihr gleich in den Weg stellen würden. Soro begann zu schwitzen, ihr Körper, überrascht vom plötzlichen Sportmodus. Wenn sie nicht weiter ins Blinde laufen wollte, musste sie sich einen Überblick verschaffen. Mit der Schulter voran stürmte Soro durch eine weitere Gartentür, die scheppernd aus dem Schloss sprang. Autsch! Das würde morgen einen schönen blauen Fleck geben, vermutlich nicht den einzigen. Aber Soro durfte nicht anhalten. Sie rannte über einen von Unkraut überwucherten Weg aus Steinplatten direkt auf eine kleine Hütte mit Flachdach zu. Neben dem Häuschen hatten die Besitzer Gartenstühle und eine Sitzbank um einen großen Steintisch verteilt.

Soros Schritte wurden länger, wie beim Weitsprung machte sie sich bereit, abzuheben. Über die Bierbank auf den Steintisch sprang sie

dem Häuschen entgegen. Ihr Oberkörper prallte gegen die Kante des Flachdachs, der Luminator entglitt ihrer Hand, landete klirrend auf der Dachpappe, in der gleichzeitig Soros Finger nach Halt suchten. Sie versteifte ihre Arme und konnte sich so vorm Abfallen retten. Ächzend und mit pochendem Herz gelang es ihr, auf das Dach zu robben. Einen Moment blieb sie liegen, sammelte ihr Kräfte und befahl ihrem Kopf, sich weiter zu konzentrieren, jetzt nicht wieder in die Fantasie abzutauchen. Mit einem Ruck war sie wieder auf den Beinen, schnappte sich den Luminator und verschaffte sich schwer atmend einen Überblick. Vom Dach aus konnte sie über die Hecken sehen. Ihre besessenen Freunde hatten sich aufgeteilt, versuchten, die Gärten zu umzingeln. Von den beiden Jägern war ihr nur der Schnurrbart auf den Fersen, der andere entzog sich ihrem Blickfeld. Weit konnte er nicht sein, und Soro musste handeln. Mit einem gewagten Sprung konnte sie es über die Hecke in den angrenzenden Garten schaffen, einen kleinen Vorsprung ergattern. Einen Versuch war es wert, es bot sich ohnehin keine wirkliche Alternative. Soro nahm drei Schritte Anlauf, mehr Fläche gab das Flachdach nicht her, und hob ab.

Die Spitzen der Hecke kratzten nur ihre Jeans, dahinter erwartete sie der freie Fall. Soro landete unglücklich, ein stechender Schmerz brannte sich vom rechten Knöchel durch das ganze Bein. Sie verlor die Balance und knallte auf ihren rechten Arm. Soro biss die Zähne zusammen und saugte die feuchte Nachtluft ein. Das war so nicht geplant gewesen. Die pure Flucht nach vorne konnte sie vergessen, ohne Selbstverteidigung würde sie nicht mehr aus Mückenglück entkommen. Zum Glück hatte der Luminator den Sturz unbeschadet überstanden, aber ihn weiterhin als Knüppel zu benutzen, erschien Soro zu riskant. Sie ließ die Stange los und schaute sich hektisch nach einer anderen brauchbaren Waffe

um, einem Stock, einer Schippe, irgendwas. Nichts. Soros Nerven bekamen langsam das panische Flattern, dass sie sonst nur kannte, wenn sie neben Pap auf dem Beifahrersitz saß. Keine Angst, aber Adrenalin pur. Mit eisernem Quietschen öffnete sich das Gartentor und kündigte Besuch an. Der Schnurrbart-Jäger war es, der in den Garten wankte. Er bewegte sich genauso falsch wie alle anderen Menschen, die unter Einfluss der Erle standen, und hatte sie sogleich entdeckt. Mit einem dämonischen Grinsen im Gesicht kam er auf sie zu.

Soro rutschte rückwärts über den arschkalten Boden und schleuderte alles, was sie in die Finger bekam, dem Schnurrbart entgegen. Ein Gartenzwerg, eine Gießkanne, eine Taube aus Ton, ein paar Steine, eine Handvoll Erde ... Alles prallte an ihm ab, ohne ihm sichtbaren Schaden zuzufügen oder ihn gar aufzuhalten. Er zuckte nicht mal zusammen, als der Zwerg an seiner Stirn zerschellte. Soro hatte das Ende des Gartens erreicht. Nasses Laub hatte sich hier gegen die Hecke gehäuft. Sie wischte die glitschigen Blätter beiseite, fand eine leere Plastikflasche, mit der sie den Angreifer um Zentimeter verfehlte. Verdammt, verdammt, verdammt! Ihre Hand stieß auf etwas Schweres. Eine Art Topf. Sie krallte ihre Finger um den Rand des Gefäßes und zog es aus dem Laub heraus. Bräunliches Wasser schwappte auf ihren Ärmel. Ein kleines Vogelbad, in dem sich eine siffige Brühe angesammelt hatte: ihr finaler Schuss. Wenn es ihr gelang, dem Jäger die Suppe ins Gesicht zu schleudern, konnte sie ihn vielleicht lange genug blenden, um humpelnd davonzukommen. Sie rappelte sich auf, kam im Matsch in eine Art Kniestand. Sie hielt das Becken wie einen Topf voller Spaghetti, bereit zum Abgießen. Wäre das ein Film, dann hätte sie jetzt nur noch »Guten Appetit« rufen müssen.

Der Schwall stinkiger Siffbrühe klatschte dem Jäger über den ganzen



Körper, oder besser gesagt, durch ihn durch. Soro erschrak, schnappte laut hörbar nach Luft. Nicht nur, dass die Flüssigkeit sofort das bläuliche Schimmern löschte, sie schien auch etwas aus ihm herauszuschwemmen, etwas, das mit einem dumpfen Flatsch, wie ein vollgesogener Lappen, auf den Steinplatten hinter ihm landete. Soro blinzelte, versuchte, ihre Augen zu justieren, ob sie wirklich das sah, was sie sah. Der nasse Lappen robbte quiekend und triefend über den Boden, versuchte zu fliehen, aber kam nicht von der Stelle. Der Jäger vor ihr schaute auf seine pitschnasse Kleidung herunter, kein bisschen blau leuchtend, dafür ziemlich angeekelt und überrascht, was in der Tat nur sehr, sehr menschlich war. Und genauso menschlich klang seine Stimme. »Das ist ja e-ke-l-haft! Was erlaubst du dir eigentlich, du ... Bäh!« Vor Staunen klappte Soro die Kinnlade herunter. Konnte es sein? War es möglich dass der Kontakt mit dem Wasser den Jäger von der Erle befreit hatte?

Ächzend und kichernd staksten in diesem Moment Emmy, Josef, Maya und Karlotta in den Garten. Alle vier in einen geisterhaften blauen Schein gehüllt. Der Jäger schaute abwechselnd die wie krumme Marionetten taumelnden Kinder-Karikaturen und Soro an. »Jetzt geht der Spaß aber zu weit!«

»Im Gegenteil«, Soro war wieder auf die Beine gekommen und humpelte in Richtung des leuchtend gelben Gartenschlauchs, der nicht zu übersehen war. Wie eine Schlange oder Stolperfalle hatte er unter dem Laub gelegen, geduldig wartend, dass ihn jemand aufwickelte oder zur Bewässerung einsetzen würde. Soro leckte sich über die trockenen Lippen, voller Erwartung und Hoffnung, als sie den Schlauch in die Finger bekam und die Düse aufdrehte. Verdammt. Nichts. Kein Tropfen. Wo war der Wasserhahn? Hoffentlich hatten



die Kleingärtner nicht den gesamten Wasserzulauf für den Winter abgestellt.

Soro folgte dem Schlauch zu der kargen Gartenhütte aus Beton, die wohl zu jeder Parzelle gehörte und aus der ein Messinghahn herausguckte. Sie brauchte nur drei humpelnde Schritte, der Schmerz im Bein ließ langsam nach, aber der Arm pochte. Hinter ihr erklang ein hinterhältiges, bösesartiges Kichern, das beinahe wie Emmy klang.

Kalt! Eiskalt! Sein ganzer Pulli war klitschnass, Wasser tropfte aus seinen Haaren, rann seine Wange herunter, in seinen Nacken, und Emmy hatte keine Ahnung warum. Eben war er noch hinter den Walchs hergestieft, nun stand er mitten in einem Garten, den er noch nie zuvor gesehen hatte. Neben ihm wurden gerade Maya, Karlotta und Josef abgeduscht.

»Sag mal, Soro, geht's noch?«, blaffter er sie an. Irgendjemand musste ihm schnell erklären, was hier eigentlich gerade passierte. Die anderen nassen Pudel neben ihm wussten es offenbar auch nicht. Ebenso wenig wie der ältere Herr, der für alle völlig unvermittelt plötzlich hinter dem Gartenhaus hervortrat und genauso bedröppelt aussah wie sie.

»Das wird ein Nachspiel haben, ihr Lümmel!« Der Mann drohte sehr erwachsen, mit erhobenem Zeigefinger. Aber weder Emmys Motzerei noch der Fingerzeig interessierten Soro.

»Vorsicht! Hinter euch!«, alle zuckten zusammen und drehten sich mit eingezogenen Nacken um. Aber ... da war ja gar nichts.

»Soro, Hä?!«, Emmys Verwirrung war dabei, einen Level zu erreichen, das er bislang noch nicht kannte. Er verstand einfach gar nichts mehr.

»Nein, nicht da oben! Auf dem Boden!«, ja, was sollte denn da sein, außer Laub, Schnecken, Pilze und ...



... vier, nein, fünf seltsam schimmernde Robben, leuchtende Klöße, mit der Andeutung eines Gesichts. Und gerade in der Sekunde, als Emmy begriff, dass es sich dabei um mit Wasser vollgesaugte Erlen handeln musste, brüllte Soro »Aus dem Weg«. Emmy sah einen weiteren Mann, der durch das Gartentor auf sie zugewankt kam. Nein, kein Mann. Eine Erle in der Gestalt eines Mannes.

Aber Soro war schon zur Stelle. Der Wasserstrahl traf den Jäger mit der Brille und spülte die Erle aus seinem Körper heraus. Flatsch. Hilflos lag sie da, genau wie die anderen fünf. Robbte ungelentk auf dem Boden herum, meckerte fiepsend vor sich hin.

Maya zögerte keine Sekunde. Hinter dem Jäger lag ihr Luminator im Gras, und während die anderen noch staunten, schnappte sie sich ihre Erfindung, zündete ein Teelicht an und richtete die grellen Strahlen der Laterne auf die aufgeschwemmten Erlen. Die anderen hielten sich reflexartig die Hände vor die Augen. Die Erlen hatten keine Chance gegen das gleißende Licht. In null Komma nichts waren sie sozusagen verdunstet, hinterließen nur klägliche Pflützchen.

Feuer und Wasser! Maya war begeistert. Eigentlich war es doch ganz einfach, diesen fiesen Geistern den Garaus zu machen, man musste ja nur wissen, wie. Und dieses Wissen hatten sie sich nun hart erkämpft, und ...

»So! Genug des Schabernacks!«, der triefende Brillenheini packte Maya hart am Handgelenk. »Du machst sofort das Ding da aus! Wilhelm, schnapp dir die anderen Terroristen.«

Der Schnurrbart fackelte nicht lange und griff Josef am Kragen und Emmy an seiner Kapuze. Auch das noch, dachte Emmy. Kaum hatte sich eine hervorragende Strategie aufgetan, wie sie den Erbkönig besiegen und Buxstein befreien konnten, schon mischten sich die Erwachsenen ein.



»Wenn das mal nicht die Rotznasen sind, die unsere Jagd sabotieren wollen«, die beiden Typen waren sauer, und Maya war sofort klar, dass sie kein bisschen auf dem Laufenden waren, was sich im Wald den Abend über zugetragen hatte, geschweige denn gerade eben.

»Sind wir überhaupt nicht«, rief Maya. Der Mann mit Brille hatte ihr die Laterne abgenommen und dabei ziemlich Mühe, die aufgebrachte Ingenieurin in spe von ihrer Erfindung fernzuhalten.

»Maya, lass doch«, Soro war nur froh, dass sie ihre Freunde von den Erlen befreit hatte. Klar, die beiden Blödmänner störten auch, aber die würden sie schon irgendwie wieder loswerden.

»Maya Teichmann!«, dem Schnurrbartmann kam eine Erkenntnis. »Dachte ich mir doch! Ich kenne deinen Vater. Na, mal sehen, was der zu deinem Benehmen sagen wird, Madamchen!«

»Und ihr, ihr seid doch diese Bauernkinder aus Mauseck«, jetzt kam die Brille auf Zack. »Und wenn mich nicht alles täuscht, ist unsere freiwillige Feuerwehrfrau aus dem Hause Bratmüller.«

Soro verdrehte die Augen. Auch das noch. Andererseits war es vielleicht noch zu früh, die beiden Jagdgesellen loszuwerden. Ihr kam eine Idee, wie sie die beiden für ihre Zwecke einspannen und vielleicht etwas Zeit gewinnen konnten.

»Oh nein, sie wollen uns doch nicht etwa bei unseren Eltern anzeigen?«, Soro faltete die Hände zusammen, als würde sie um Gnade betteln. Sie gab sich besonders naiv und ängstlich, und hoffte, dass ihre Freunde ihr Spiel bemerken würden.

»Ja, jetzt geht dir die Muffe, was, du Göre?«, war ja klar, dass das den Jägern gefiel. Das musste ihnen wohl so was wie ein Machtgefühl verleihen. Manche Erwachsene konnten ihre Überlegenheit nur an Kindern ausprobieren, auch wenn sie sonst ganz kleine Lichter waren.



»Aber bitte doch nicht jetzt! Unsere Eltern sind alle zu Hause und haben einen schönen Abend, und das gibt richtig schlimm Ärger, wenn sie uns direkt dort abliefern ...«

»Natürlich«, unterbrach die Brille Soro unwirsch. »Die Strafe folgt auf den Fuß! Macht euch keine Hoffnung. Wir wissen, wo ihr alle wohnt und ...«, der Reihe nach zeigte der Jäger auf die Kinder, als würde er sie abzählen. Als sein Finger bei Emmy ankam, geriet er ins Stocken. Das Kind war irgendwie neu. »Nur du, Kleiner, deine Eltern muss ich wohl erst noch kennenlernen.«

»Na schön! Fangen Sie ruhig mit mir an«, Emmys Wangen fingen an zu glühen. Er warf einen unsicheren Blick zu Soro. Ob er wohl das Richtige tat? Er trat einen Schritt auf den Brillenträger zu, plusterte seinen Brustkorb auf und polterte los.

»Geht nämlich alles auf mein Konto. Richtig gehört! ICH hab mir das ausgedacht. Lasst es ruhig alle wissen in Buxstein! Ich, Emrah Aydin, mache alle Jäger nass. Strafe? Pah. Mir egal! Mir kann niemand was!« Emmy verstummte. Alle schauten ihn an, als wäre er nicht mehr ganz knusper. Niemand hatte mit so einer Ansprache gerechnet, weder die Jäger noch Maya oder die Walchs.

»Ach ja«, fügte er hinzu, »meine Eltern wohnen übrigens direkt am Marktplatz.« Soro fuhr herum, und ein fettes Grinsen breitete sich in ihrem Gesicht aus. Emmys Eltern wohnten im Taubenweg, nicht am Marktplatz.





Kapitel 20

»Erlaubt ist das aber nicht«, beschwerte sich Maya. Die Jäger hatten die Kinder auf den Rücksitz ihres Jeeps gequetscht, Maya saß auf Soros Schoß, Josef auf Karlottas, und Emmy hielt den Luminator fest. Mit einem Wumms schmiss der Jäger mit der Brille die Wagentür zu und kletterte hinters Steuer.

»Hier wird nicht gemeckert«, motzte der Schnurrbartmann vom Beifahrersitz aus. Die beiden Männer waren gar nicht so tough, wie sie taten, das war klar. Es hatte sie echte Anstrengung gekostet, sich daran zu erinnern, wo sie ihren Jeep geparkt hatten. Diese Gedächtnislücke, die wahrscheinlich dadurch entstanden war, dass die Erlen an einem ganz anderen Ort von ihnen Besitz ergriffen hatten, war den beiden wohl ziemlich unangenehm, und sie versuchten, ihre Verwirrung zu überspielen. Dann fiel dem Bebrillten endlich ein, dass sie den Wagen bei der Alten Wurst geparkt hatten. Mit einem unwirschen »Auf jetzt« marschierte er voran und ließ die Kinder nicht aus den Augen. Beiden Jägern war anzumerken, dass sie schwer ins Grübeln darüber gerieten, wieso sie eigentlich bei den Kleingärten gelandet waren und was soeben überhaupt passiert war. Soro fragte sich, wie es wohl ihren Freunden ergangen war. Wie fühlte sich das an, besessen zu sein? Konnten sie sich überhaupt erinnern?

Der Jeep, ein Offroad-Geländewagen älterer Bauart Marke Lärm-

belästigung, hätte es von der Motorenlautstärke locker mit einem Helikopter aufnehmen können. Perfekt, um, unbemerkt von den Erwachsenen, die Lage mit den anderen zu besprechen.

»Kannst du dich an irgendwas erinnern«, fragte Soro Karlotta, die zaghaft mit dem Kopf schüttelte.

»Und ihr?«, die Frage richtete sich an Maya und Josef, der ebenfalls mit einem knappen »Nein« antwortete. Die Erfahrung, von einer Erle besessen gewesen zu sein, hatte keinerlei Spur oder Erinnerung hinterlassen, nur einen regelrechten Filmriss. Maya war sowieso bereits mit etwas ganz anderem beschäftigt.

»Ich glaube, so langsam kapiere ich, wie die Dinger funktionieren«, teilte sie Soro von deren Schoß aus mit. Karlotta und Josef hörten ebenfalls neugierig zu. »Das mit dem Wasser, das ist, glaub ich, wie bei Eiskwürfelbeutel. Also das kann in die Erlen eindringen, aber nicht wieder raus, zumindest nicht auf einmal.«

»Aber wie kann das sein?«, mischte sich Josef ein. »Die Luft ist heute extrem feucht, und Nebel ist doch auch aus Wasser, oder?«

»Das stimmt«, musste Maya zugeben. Der Jeep erwischte ein Schlagloch und schüttelte sie alle einmal kräftig durch.

»Seid ihr alle angeschnallt?«, brüllte der Jäger sie an.

»Ja, ja«, schrie Maya zurück und fuhr flüsternd fort, »vielleicht kommt es auf die Dichte, den Aggregatzustand an.« Soro verstand kein Wort. »Also das Wasser im Nebel ist vielleicht so was wie ... wie ein Taxi oder Lianen oder ein Bus für sie ... Ich meine, sie können durch den Nebel fliegen oder auf ihm in alle Richtungen herumschlittern. So wie eine dreidimensionale Eisfläche. Aber wenn das Eis in ihnen drin ist ...«

»Ja, wenn ich zu viel Eis gegessen habe, kann ich mich auch nicht

mehr bewegen«, probierte es Soro, immer noch nicht wirklich sicher, ob sie Maya folgen konnte.

»Ja! Genauso. Oder auch nicht, aber – mh! Das müsste man genau erforschen.«

»Lieber nicht«, hauchte Karlotta, die, im Gegensatz zu Josef und Soro, von alledem am liebsten gar nichts mehr hören wollte. Nach Bestätigung suchend schaute sie Emrah an, der von dem konspirativen Gespräch durch den lauten Jeep gar nichts mitbekommen hatte. Er hörte nur das Dröhnen des Motors, das Knarren der Achse und wie das Profil der Reifen gegen den Teer der Bergstraße abrieb. Vor den Fenstern war nichts zu sehen, nur Nebel und Dunkelheit. Er dachte an die Fahrt den Buxkopf hinauf. War das wirklich erst ein paar Stunden her? Gleich würden sie in Buxstein sein, und er fragte sich, ob das wirklich so schlau war oder ob sie nicht gerade den letzten großen Fehler des Abends, ja oder gar ihres Lebens begingen. Klar, der Plan war, mit dem Auto direkt auf den Marktplatz zu gelangen und dort so schnell wie möglich das große Feuer anzuzünden. Was, wenn sie aber gar nicht so weit kamen? Der Höllenlärm des Trucks würde sicherlich sofort die Erlen anziehen – eine echte Attraktion, frische Menschenkörper, frei Haus und dann auch noch die widerspenstigen Nervensägen, die ihnen im Moor entwischt waren. Das musste doch ein Fest für die Erlen sein. Und was dann? Er würde es ja nicht einmal mitbekommen, wenn er wieder die Kontrolle an die Gespenster abgeben musste. Und im Auto waren sie alles andere als gut geschützt, es sei denn, er zündete die Kerze im Luminator an. Emmys Gedanken rasten. Sie passierten den Waldrand, und im Scheinwerferlicht erschienen die ersten Behausungen. Fast wollte er den Fahrer anschreien, bloß nicht weiter in den Ort, sondern so schnell wie möglich auf die Landstraße und dann weiter-

zufahren, nicht umzudrehen, so weit wie möglich weg von hier. Aber dann dachte er an Hatti und an Dilek. Und an seinen Baba und seine Mama. Sein Herz gab nur noch ein ganz kleinlautes Pochen von sich. Er schaute Karlotta an, dann Josef, Maya und schließlich Soro. Was ihnen wohl durch den Kopf ging? Ähnlich düstere Gedanken wie ihm? Warum nicht, sie hatten genauso viel zu verlieren wie er. Nein, abhauen kam wirklich nicht infrage. Er musste jetzt sein Bestes geben. Wirklich? Wie abgedroschen heldenhaft klang das denn bitte? Er hatte ja noch nicht mal eine vage Vorstellung davon, was sein Bestes überhaupt sein konnte. Na, dann wird's eben Zeit, das rauszufinden, beendete Emmy sein Hadern und gab seinem Herz einen Ruck. Auch wenn es ihn erneut Überwindung kostete und die anderen sich sicher wundern würden, er wusste, dass er das Richtige tat.

Er winkelte die Beine an, trat mit beiden Füßen gegen den Sitz des Beifahrers und brüllte dabei so laut, wie er nur konnte: »ICH MUSS MAL PINKELN!!!«

Alles Argumentieren und Beschwichtigen, »wir sind ja gleich da, dann kannst du zu Hause...«, es half nichts. Emmy bestand lautstark auf sein Recht, mal müssen zu müssen. Die Jäger hatten mit ziemlicher Sicherheit keine Kinder, sonst wären sie einfach schweigend weitergefahren. So aber gaben sie sehr schnell dem Druck nach und fuhren an den Straßenrand. Sie waren schon ein paar Straßen durch das Wohngebiet am Rand der Altstadt von Buxstein gefahren. Bis zum Marktplatz war es aber noch ein gutes Stück durch enge, winklige und verzweigte Gassen. Emmy sprang aus dem Auto, in der einen Hand hielt er den Luminator fest umschlungen, mit der anderen packte er Karlottas Arm. »Kommt! Alle! Schnell!«, rief Emmy ihr und den anderen zu. Allen war

klar, dass Emmy keineswegs pinkeln musste, dafür hatte er gesorgt, indem er übertrieben kindlich gejammt und ihnen mit heimlichem Zublinkeln signalisiert hatte, dass etwas anderes in der Luft lag. Fragen konnten sie später, jetzt galt es, Emmy hinterherzurennen.

»Hey, Moment, wenn ihr alle müsst, dann einer nach dem –«, weiter konnte Schnurrbart seinen Protest gegen die Massenflucht nicht ausführen, denn schon sauste ein halbes Dutzend Erlen aus dem Nichts durch sein geöffnetes Fenster in den Geländewagen hinein und stürzte sich in die Körper der Jäger.

Niemand blieb stehen, um sich das grausame Schauspiel anzuschauen. Sie eilten um die Kurve in die nächste Seitenstraße, rannten bis zu einer Hofeinfahrt und gingen hinter einem geparkten Van in Deckung.

»Wir hätten sie retten können, wisst ihr?«, Karlottas Stimme war noch leiser als zuvor. »Mit Licht. Wir haben ja schließlich alles dafür da ...«

Ihr Mitleid mit den Jägern rührte Emmy. Wenn sie selbst mit den zwei verwirrten Typen mitfühlte, wie sehr musste sie sich dann erst um ihren Bruder oder um ihre Freunde sorgen. Dann fiel Emrah ein, dass sie vermutlich wenige, bis gar keine hatte. So wie er seit seiner Ankunft in Buxstein. »Keine Angst. Wenn wir alles richtig machen, dann werden uns die beiden schon nicht durch die Lappen gehen.«

»Dann sag doch mal, wie wir alles richtig machen sollen. Deiner Meinung nach«, mit Josefs pampiger Ansage hatte Emmy hingegen gar nicht gerechnet. Was sollte das denn jetzt? Er wollte Karlotta doch nur beruhigen. Natürlich hatte er keinen Plan, er konnte ja noch nicht mal sagen, in welcher Straße sie gerade waren. Da ging ihm Josefs blöde Anmache gerade mächtig auf den Keks.

»Sag doch selber«, entgegnete Emmy gereizt, »Ich hab uns schon

aus der fahrenden Todesfalle rausgeholt. Ihr kennt euch doch hier aus, nicht ich.«

»Du hättest uns ja wenigstens vorwarnen können, mit deiner Pinkelpause ...«, beschwerte sich Josef weiter.

»Wir wollen immer noch zum Marktplatz, richtig?«, Emmy war heilfroh, dass Maya dazwischenging und dem ganzen ein Ende setzte.

»Richtig«, murmelten sowohl er als auch Josef synchron. Sie tauschten betretene Blicke. Was auch immer Josef dazu bewegt hatte, Emmy so anzugehen, es war ihm sichtbar unangenehm.

»Na, dann ist der Plan doch klar«, Maya strahlte in die Runde. »Ich schmeiß endlich den Luminator an, und dann ab durch die Mitte.«

»Aber das ist doch auch nur so stur mit dem Kopf durch die Wand und nicht wirklich ein Plan«, warf Emmy ein. Mayas Mut oder eher Übermut in allen Ehren, aber wenn sie sich noch nicht mal einen Gedanken über die Reaktion der Geister machten und alles besser durchdachten, würden sie wieder an der gleichen Stelle enden, an der sie sich gerade befanden, oder Schlimmeres. Hilfe suchend schaute Emmy Soro an, aber die schwieg, hatte wieder ihr Konzentrationsgesicht aufgesetzt und war vermutlich in Gedanken wieder bei Theo.

»Die Erlen eben kamen wie aus dem Nichts«, fuhr Emmy fort und gab sich im Gegensatz zu Maya große Mühe, so leise wie möglich zu sprechen. »Vermutlich wimmelt es im ganzen Ort nur so von den Dingen. Was, wenn sie einen Weg finden, sich gegenseitig vor dem Licht zu schützen, und uns dasselbe Schicksal wie die ganze Stadt ereilt?«

»Schutz gegen meinen Luminator? Na, vielen Dank für das Vertrauen. Kannst ja gern allein weiter«, giftete Maya. Kritik, Kritik, Kritik – was Besseres fiel den anderen wohl auch nicht ein. Echt, wie die Erwachsenen.



»Vielleicht mach ich das auch«, ätzte Emmy zurück.

»Na, dann mach doch, du Dummie.«

Was war denn plötzlich los? Warum waren denn die anderen auf einmal alle so dünnhäutig? Karlotta wurde nervös. Das war der denkbar schlechteste Moment, um sich zu streiten. Emmy sah nicht so aus, als würde er gegenüber Maya einknicken. Aber ganz alleine weitermachen? Das war verrückt.

»Gut! Dann geh ich«, teilte Emmy den anderen mit. Niemand reagierte, niemand wollte ihn aufhalten. Bei genauerer Betrachtung war auch Emmy nicht wirklich wohl bei dieser Entscheidung. »Soro? Kommst du mit?«

»Was? Wieso denn?«, als Erstes reagierte Maya, geradezu entgeistert. Soro hingegen blieb ganz ruhig. Sie wirkte nur ein bisschen überfordert, eine Entscheidung treffen zu müssen, dachte Karlotta. Die Arme. Seit Theos Verschwinden hatte Soro sich eher zurückgehalten. Karlotta konnte gut verstehen, dass sie die weiteren Dinge sicherlich aus einer ganz anderen Perspektive betrachtete.

»Ja, wieso eigentlich«, mit dieser Reaktion von Soro hatte sie allerdings nicht gerechnet. Emrah offenbar auch nicht. Ihm fehlten die Worte. Karlotta war seit ihrer Begegnung im Backhaus klar gewesen, dass Emmy Soro gut fand. Wie gut, das wusste sie nicht. Auf jeden Fall gut genug, um sich unter lauter Kindern, die er noch gar nicht richtig kannte, sofort für sie als Partnerin für gefährliche Aktionen zu entscheiden. Sie mochte Emmy, und um ihm irgendwie aus der unangenehmen Situation zu helfen, machte sie einfach ihren Mund auf und sagte das Erste, was ihr einfallen wollte.

»Weil«, Karlotta räusperte sich, »weil wir vielleicht bessere Chancen

haben, wenn wir uns trennen.« Na toll. Jetzt hatte sie die Aufmerksamkeit aller und war in der Pflicht, ihren Vorschlag zu erklären. Nichts, was sie wirklich gewohnt war. Josef war bestimmt der Einzige, der wusste, welche Überwindung sie das kostete. Während Emmy die Stirn runzelte, Maya sie mit offenem Mund anglotzte und Soro nur müde und traurig aussah, teilte ihr Bruder ihr mit einem Lächeln und Kopfnicken mit, dass er ganz Ohr war. »Ich meine«, Karlotta räusperte sich, »was haltet ihr davon? Wir haben doch noch drei Feuerzeuge, richtig?« Die anderen nickten. »Dann haben wir dreimal die Möglichkeit, Feuer zu machen. Es wäre doch unklug, auf einem Haufen loszuziehen, da hat Soro recht. Aber Maya hat auch recht.« Es war ja klar, dass diese Aussage Verwirrung stiften würde. Aber tatsächlich kamen Karlotta die Gedanken, während sie sprach, und aus diesen Gedanken kristallisierte sich langsam so etwas wie ein Plan heraus.

»Unsere bisher beste Waffe ist Mayas tolle Erfindung, oder sieht das jemand anders?« Alle schüttelten den Kopf, nur Maya nicht, deren Augen Karlotta gerade ein dickes Dankeschön schickten.

»Ob sie allein uns zum Ziel bringt, das wissen wir nicht. Da hat Soro recht. Aber sie muss es ja nicht. Maya könnte losziehen, sagen wir über die Petersiliengasse an der Kirche vorbei. Das ist der direkte Weg durch die Altstadt, aber auch der längste. Vielleicht der gefährlichste, weil wir da garantiert die Aufmerksamkeit auf uns ziehen.«

»Die sollen nur kommen«, schnaubte Maya. »Ich leuchte alle kaputt.«

»Genau«, bestätigte Karlotta, die sich immer mehr für die Rolle der Planerin begeisterte, »und während Maya dabei so viele Erlen wie möglich erledigt, nähern sich die beiden anderen Feuerzeuge von woanders, sagen wir ...«



»Durch den Stadtgarten. Zum Halbmond und von dort aus entlang der alten Stadtmauer. Wie Josef gesagt hat«, Soros Vorschlag wurde allgemein sofort abgenickt, und dass sie nebenbei Josef wieder mit an Bord holte, machte Karlotta besonders froh.

»Gut. Dann sind zwei Feuerzeuge unterwegs«, warf Emmy ein. »Und Nummer drei?«

»Das klettert über die Mauern durch die Hinterhöfe«, Josef klang fast so, als würde er sich entschuldigen für diesen Vorschlag. »Mag der anstrengendste Weg sein, aber mit etwas Glück der kürzeste. Allerdings ... ich wäre froh, wenn das jemand anderes übernehmen würde. Jemand Sportlicheres?« Hoffnungsvoll schaute er Emmy an. Ganz klar. Das war tatsächlich eine Art Friedensangebot.

»Einverstanden. Aber ich mach das nicht alleine. Sonst kletter ich garantiert über jede falsche Mauer, die sich anbietet. Du begleitest mich«, dabei legte er den Arm um Josef, »und sagst mir, wo lang, dafür helfe ich dir beim Klettern.«

»Okay, und Soro geht mit mir«, Maya wurde unruhig. Sie wollte dringend ein paar Geistern heimleuchten. »Sollten wir nämlich unterwegs ein paar Buxsteiner befreien, kannst du ihnen klarmachen, was Sache ist, und dass sie Kerzen und Fackeln holen sollen.«

»Das kannst du doch selbst«, entgegnete Soro, die gerade durchgerechnet hatte, dass bei dieser Aufteilung Karlotta auf sich allein gestellt wäre.

»Auf mich hört doch niemand. Die Erwachsenen halten mich ausnahmslos alle für eine Spinnerin«, Maya klang bei dieser eigentlich traurigen Feststellung verdächtig stolz.

»Als ob irgendjemand mir glauben schenken würde. Schon vergessen? Ich bin aus dem Hause derer von Bratula. Vermutlich denken

dann alle, ich mache irgendein Rollenspiel, das sich meine Eltern ausgedacht haben.«

»Aber meinst du nicht, wenn die die Erlen sehen ...«

»Vergiss es. Was glaubst du, was die Leute meinen Eltern alles für Spezialeffekte zutrauen.«

»Leute, seid mal still.« Tatsächlich hatten sich Maya und Soro gegenseitig ziemlich aufgeschaukelt, da passte es gerade ganz gut, dass sich nun Karlotta mit ihrer sehr leisen Stimme einbrachte. »Niemand wird uns glauben. Maya ist die verrückte Wissenschaftlerin. Auf Soro lastet der Familienfluch. Emmy ist der Fremde, den niemand kennt. Und Josef und mich hält man für die Gruselwillinge. Guckt nicht so. Wir wissen das. Wir kennen jede dumme Geschichte, die über uns erzählt wird.«

Maya, Emmy und Soro schwiegen betreten.

»Die meisten sind ziemlich schlecht und verbesserungswürdig. Aber ein paar sind eigentlich ganz cool«, brach Josef das Eis. »Wenn auch, alle komplett unwahr ...«, fügte er schnell hinzu.

»Na dann ist es ja einfach. Du kommst mit mir«, Mayas Finger zeigte auf Karlotta. »Keine Sorge. Voneinander getrennt hält dich niemand für die Grusel-Walch, sondern für ein entzückendes, hilfsbedürftiges Mädchen, dem alle glauben wollen.«



Kapitel 21

Endlich waren alle mit dem Plan einverstanden. Maya entzündete den Luminator, und Karlotta hakte sich bei ihr ein. Gemeinsam huschten sie von dem Parkplatz zur Altstadt Richtung Kirche, immer dem Kopfsteinpflaster nach. Die anderen verzogen sich in den Garten neben dem Haus, wo Emmy für Josef eine Rüberleiter über die erste Mauer machte. Bevor Josef ihn auf die Mauerkante hochzog, schaute er Soro noch einmal an und wünschte ihr viel Glück.

»Euch auch«, verabschiedete sich Soro. Dann schlich sie alleine zurück zur Straße. Maya und Karlotta waren links abgebogen, der Weg zum Stadtpark lag rechter Hand. Sie musste ein paar Straßen zurückgehen, entgegengesetzt der Richtung, in der der Marktplatz lag. Zum Glück konnte sie es vermeiden, noch mal am Jeep der Jäger langzumüssen, aber mit jedem Schritt wurde ihr mulmiger zumute. War das wirklich die richtige Entscheidung? Dass sie den Solopart übernommen hatte, juckte sie dabei weniger. Vor allem weil sie vermutete, dass ihre Route durch den Park und entlang der engen Gasse hinter der Stadtmauer der Weg war, den die Erlen weitestgehend ignorierten. Die anderen waren in der Stadt wie auf dem Präsentierteller. Emrah und Josef rechnete sie am wenigsten Chancen aus, aber auch Maya und Karlotta konnten leicht von einer Masse an fliegenden Geistern und handgreiflichen Erlmenschen überwältigt werden. In ihrer Tasche griff



Soro nach dem Feuerzeug und ballte ihre Faust darum. Selbst wenn sie es unbemerkt bis zum Marktplatz schaffen sollte, blieb immer noch die Aufgabe, das Feuer zu entfachen. Wenn sie doch bloß Theo an ihrer Seite hätte. Von dessen kindlicher Zuversicht hätte sie sich gerade gerne eine Scheibe abgeschnitten. Der Gedanke an Theo stülpte ihr den Magen um, und sie beschloss, schnell an etwas anderes zu denken.

Ihr Weg führte sie vorbei an zahlreichen, verdunkelten Häusern. Bei jedem Gartentor rechnete sie damit, auf einen oder mehrere Erlmenschen zu stoßen, aber bis auf eine einsame, verirrte Erle, die um das Türmchen einer der Stadtrandvillen kreiste, begegnete sie niemandem. Unentdeckt schlich sie den Rest des Weges geduckt hinter den dicken Autos, bis sie die Sackgasse erreichte, von der aus eine steile Treppe in den Stadtpark führte. Die Erlmenschen hatten die Beleuchtung im Ort überwiegend zerstört. Während der Rest von Buxstein in Dunkelheit und Nebel versunken war, fiel hier der Schein von zwei schummerigen Straßenlaternen auf die feuchten, mit Laub bedeckten Steinstufen.

Soro ging im Kopf die ihr bekannten Stationen des Parks durch. Der Kinderspielplatz, das Bürgermeister-Sebastian-Petermann-Denkmal, der Boule-Platz und schließlich der Halbmond, ein alter Wehrturm, der ihr erstes Ziel war. Sie konnte es in zehn bis fünfzehn Minuten bis zum Marktplatz schaffen. Wird schon. Wird schon, sprach sie sich selbst Mut zu. Dennoch waren ihre Beine so schwer wie zwei Einkaufstüten, als sie die erste Stufe in den dunklen Park hinaufstieg.

Die erste Gartenmauer war ein Klacks, und Josef stellte sich weitaus geschickter an, als er Emmy hatte vermuten lassen. Die beiden folgenden Gärten konnten sie bequem durchqueren, die Zäune waren hier bloß kniehoch. Der erste Garten war eigentlich nur ein peinlich sauber



gehaltenes Stück Rasen, wohingegen der Nachbar anscheinend nicht so viel von Gartenarbeit hielt. Emmy sah sich schon im Dunkeln auf eine vergessene Harke treten, wie in so einem Comic, und die Stange volle Kanne ins Gesicht abbekommen. Aber bis auf ein wenig unvermeidbares Blätterrascheln verlief auch diese Etappe ohne Vorfall.

Nun standen sie allerdings vor einer wettergegerbten Bretterwand, die nicht nur ungewöhnlich hoch war, sondern auch einen recht morschen Eindruck machte. »Kann sein, dass die uns unter unseren Hintern zusammenbricht«, flüsterte Emmy Josef zu. »Kannst du mir die Räuberleiter machen? Ich schau mal, wie die Lage ist.«

Josef nickte und verschränkte seine Hände, um Emmy einen Tritt zu geben. Eine wackelige Angelegenheit, und Emmy musste sich beim Aufstieg kurz an Josefs Kopf festhalten, um die Balance zu finden. Ohne zu murren, ließ Josef alles über sich ergehen, dann streckte sich Emmy nach oben und machte einen Klimmzug an der feuchten Bretterwand.

Er schaffte es gerade mal, seine Nase über die Holzkannte zu ziehen, aber was er sah, reichte, um festzustellen, dass es hier nicht weitergehen würde. Drei Erlmensen patrouillierten den Garten, zwei Erwachsene und ein Kind. Die Erlen mussten die Familie zu Hause erwischt haben, aus einem der Fenster fiel noch das Licht eines riesigen Fernsehers. Emrah erkannte das Mädchen. Stella Dietz, ein Jahrgang über ihm. Er dachte mit Schaudern an Eddies Geschichte und dann an die zum Erlmensen verwandelte Eddie selbst. Erst jetzt schien ihm bewusst zu werden, wie angsteinflößend diese Begegnung wirklich gewesen war.

Emmy ließ sich von der Wand herunterplumpsen, so leise, wie es eben ging. »Sackgasse«, flüsterte er Josef zu und hielt drei abgespreizte Finger in die Luft. Josef verstand. Sie mussten einen anderen Weg finden. Lieber einen Umweg gehen, als ein frühes Aufliegen zu riskieren.

Das andere Ende des Gartens lag im Dunkeln unter zwei großen Tannen. Schritt für Schritt tasteten sie sich in die Ungewissheit vor.

Während Emmy und Josef wie zwei Diebe durch die Nacht schlichen, verlief Mayas und Karlottas Weg nur ein paar Straßen weiter um einiges hektischer. Noch bevor sie einen Schritt in die enge und verwinkelte Petersiliengasse mit ihren krummen und windschiefen Häusern gemacht hatten, waren bereits die ersten Erlen auf sie aufmerksam geworden. Mit zittrigen Fingern hielt Karlotta das Feuerzeug an den Docht des Teelichts, und ehe die Erlen kapierten, woher das gleißende Licht plötzlich auftauchte, waren die meisten schon durch den Strahl der Laterne verdunstet. Die, die noch nicht nah genug dran waren, schleuderte der Strahl durch die Luft, wie Tennisbälle aus einer Ballmaschine. Das Heulen der Geisterwesen rief sofort ihre Artgenossen auf den Plan, und schon versammelte sich ein riesiger Schwarm über den Dächern der Altstadt.

Karlotta drängte sich dicht an Maya, die im Kopf die Marschroute durchging, während sie konzentriert nach angreifenden Erlen spähte. Gar nicht so leicht, gegen das blendende Licht. Maya machte hinter ihre geistige Notiz »Sonnenbrille« zwei, oder nein, besser drei geistige Ausrufezeichen. Gleichzeitig wünschte sie sich sehnlichst Schnellfuß herbei.

Der Weg zum Marktplatz ging unentwegt bergauf. Über glitschiges Kopfsteinpflaster machte er dabei so viele Zickzacks, dass es bei normalem Schrittempo schon gut eine Viertelstunde dauerte. So unter dauerndem Beschuss und Attacke würde sich die Laufzeit verdreifachen.

Mit Zischen und Geheul versuchten die Erlen, eine Lücke in Mayas Lichtabwehr zu finden. Sie attackierten nun von allen Seiten, sodass

Maya den Himmel keine Sekunde aus den Augen lassen konnte. Sie merkte, wie ihr Stresspegel anstieg. Aber wozu hatte sie eigentlich Begleitung? »Hast du die Gasse im Blick?«, fast musste sie Karlotta anbrüllen, so viel Lärm verursachten ihre Angreifer.

»A-ha«, mehr brachte Karlotta nicht über die Lippen. Das war mit Sicherheit das Gruseligste, was sie jemals hatte durchstehen müssen. Noch gruseliger, als die Dachbodenübernachtung im Heuschober auf Onkel Eberhards und Tante Bärbels marodem Hof an der Nordseeküste, zu der die beiden sie und Josef während den letzten Herbstferien überredet hatten. Der Nordseewind war durch alle Ritzen gepfiffen, und davon hatte der Schober eine Menge. Damals hatte sie bei jedem Pfiff geglaubt, gleich ein Gespenst zu sehen, aber natürlich war keins aufgetaucht. Im Gegensatz zu jetzt. Jetzt war ganz Buxstein voll mit ihnen. Und eins kam gerade pfeilschnell aus einem offenen Fenster auf die Gasse geflogen, im Senkflug unter Mayas Lichtschild hindurch, direkt auf sie zu.

»Maya!«, Karlotta kniff die Augen zusammen. Was auch immer jetzt passierte, sie wollte es nicht sehen.

Maya reagierte mit einem Roundhouse-Schwenk, wirbelte die Laterne einmal auf Armhöhe um 360 Grad herum, wie eine Lanze, und erwischte die Erle, die nur ein paar Nasenlängen von Karlotta entfernt war, gerade noch rechtzeitig. Die Erle flog direkt in den Luminator, verpuffte, und Maya reckte den Luminator, ohne eine Sekunde zu zögern, wieder in die Höhe, um die nächsten Attacken aus der Luft abzuwehren.

»Sag mir einfach, wie viel Uhr«, instruierte Maya ihre Co-Pilotin.

»Ich ... ich glaube, wir haben kurz vor ...«

»Nein, anders«, Maya löschte eine weitere heulende Erle, dann noch



eine, bevor sie weiter erklärte. »Nach vorne ist zwölf Uhr, hinter uns ist sechs und so weiter.«

»Oh ... okay?«, Karlotta verstand. Aber auch die Erlen wurden mit jedem gescheiterten Versuch schlauer. »Äh ... elf Uhr! Fünf ... und halb drei«, kreischte Karlotta.

Westlich der Altstadt bahnten sich Emmy und Josef weiter ihren Weg von Garten zu Garten. Sie hatten einen weiteren Umweg in Kauf nehmen müssen, weil Josef die Kräfte versagten, als sie eine mit Knöterich bewachsene Steinmauer erklimmen wollten. Nun fanden sie sich in einem großzügigen Garten wieder, dessen Besitzer wohl nicht mitbekommen hatten, dass der Herbst längst begonnen hatte. Sommerliches Spielzeug lag zwischen Sonnenliegen und einer Hollywoodschaukel herum. Daneben stand ein aufblasbares Planschbecken, dem langsam die Luft ausging. Wie die anderen zuvor war das Haus unbelebt, Emmy kam sich vor wie in einer dieser Serien, in denen nach einer weltumspannenden Katastrophe nur wenige Menschen die Erde belebten. Eigentlich fand er diese Serien eher langweilig, weil sie meistens nur von Erwachsenen mit Problemen handelten, die diese dann folgenlang ausdiskutieren mussten. Ein Gelaber ohne Ende. Dass dies in der Realität ganz anders vonstattenging, bestätigte ihm ja der heutige St.-Martins-Abend, der nun wirklich unter keinem guten Stern stand. Ebenso wenig wie ihr Plan, den Marktplatz via Abkürzung durch die Familienwohngegend zu erreichen. Ob Soro gut vorankam? Was sich bei Maya und Karlotta zutrug, konnte man vielleicht noch erahnen. Immer wieder erschallte Heulen und Kreischen in der Ferne. Es musste ihnen geglückt sein, die Aufmerksamkeit sämtlicher Erlen auf sich zu ziehen, denn von den fliegenden Geistern war in der Gartenlandschaft



weit und breit keine Spur. Anders verhielt es sich jedoch mit den Erlmensch.

Lediglich eine niedrige Hecke trennte sie vom benachbarten Grundstück, aber dahinter hielt sich eine ganze Familie auf, die von den Erlen erwischt worden war. Emmy und Josef gingen hinter einer Gartenlaube in Deckung.

»Warum können die nicht einfach in den Häusern bleiben?«, Emmy rechnete nicht damit, dass Josef eine Antwort darauf parat hatte. Es war ja auch eher eine allgemeine Beschwerde an die Chefetage des Schicksals, die sowieso nie auf Anfragen reagierte.

Josef zuckte dennoch mit den Schultern. »Vielleicht mögen sie nicht drin sein, in Räumen, nachdem sie so lange eingesperrt waren?«

»Kann sein. Aber das hilft uns nun auch nichts, es sei denn, wir gehen auf und verstecken uns selbst.«

Josef schüttelte erschrocken den Kopf. Er wusste, dass Emmy das nicht ernst meinte. Vielleicht schien es wirklich verlockend, abzubrechen, unterzutauchen und abzuwarten, was der Morgen brachte. Aber genau da lag das Problem. Der Erbkönig würde sicherlich nicht bis zum Sonnenaufgang untätig bleiben. Josef war überzeugt, dass, wenn es ihnen nicht gelingen würde, ihn aufzuhalten, er seine Schwester und seine Eltern nie mehr wiedersehen würde. Das ging nicht. Gar nicht.

»Also umkehren?«, Emmy war mit seiner Weisheit am Ende.

»Niemals«, krächzte Josef. »Vielleicht müssen wir nur einsehen, dass unser Plan großer Quatsch ist ... und umdenken.«

»Puh«, hauchte Emmy. »Denken. Wie ging das noch mal ...« Emmys Augenbrauen zeichneten die Spitze eines Dreiecks nach.

»Wir könnten auf die Deckung verzichten und direkt über die Straßen hin zum Marktplatz«, schlug Josef vor.



Emmy zog den Hals ein. »Dann haben wir nur unsere Beine als Trumpf. Ob das reicht? Mir schlottern ganz schön die Knie, wenn ich ehrlich –«

Josef gab Emmy einen Stups mit dem Ellenbogen. Hinter der Hecke war ein Erlmensch aufgetaucht. Neugierig und mit hohlen Augen spähte er in den Garten seines ausgeflogenen Nachbarn. Er konnte sie unmöglich hinter der Gartenhütte gesehen haben, aber vielleicht hatte er sie gehört. Josef und Emmy hielten die Luft an. Nach einer Minute Ewigkeit drehte der Erlmensch ihnen den Rücken zu und wankte davon. Mit klopfenden Herzen atmeten die beiden Jungs auf.

Josef ließ seinen Blick über den Garten schweifen. Das war enorm viel Sommerspielzeug. Vermutlich wohnte hier eine große Familie, mit vielen Kindern verschiedenen Alters. Mit ziemlicher Sicherheit Teilnehmer des Martinszugs. Ihre Räder, die in allen Größen gegen die Hauswand lehnten, hatten sie für den Ausflug jedenfalls nicht genommen.

»Kann sein«, überlegte Josef laut, aber nicht zu laut, »dass wir unsere Beine anderweitig einsetzen können. Und vielleicht brauchen wir sogar unsere Arme.«

Maya wirbelte mit dem Laternenstab wie eine Dirigentin, die Karlottas Noten folgte. Im Kopf spielte sie dazu eine Melodie ab, die ihr Orientierung und Balance geben sollte. Sie hatte sich für Beethoven entschieden, das war dramatisch, und dramatisch passte hervorragend. Ode an die Freude. Klassische Musik, sagte ihr Papa immer, half gut gegen Stress. Ihre Mutter hörte hingegen lieber Iron Maiden, um ihre Nerven zu beruhigen, auch manchmal beim Yoga. Die schnelle Gitarrenmusik hätte auch zu dem Erlenhagel, dem sie beide ausgesetzt waren, gepasst. Aber Maya verstand Englisch einfach nicht so gut, und alle mexi-



kanischen Lieder, die ihr Vater immer beim Kochen hörte, waren einfach zu fröhlich und gut gelaunt für die momentane Situation.

»Zwei Uhr«, rief Karlotta, und mit »Freude« schleuderte Maya den Luminator nach rechts. Zisch. Heul. Erle weg.

»Auf zwölf!!!« Baff. Kreisch. Das wurde ja immer »schöner«. Auf »Vier Uhr!« erwischte der leuchtende »Götterfunke« die nächste Erle. Als Karlotta »Sechs Uhr, Maya, sechs Uhr« rief und Beethoven alle Menschen Brüder werden ließ, fiel Maya beinahe der Stab aus der Hand. Hinter ihnen war eine Gruppe Erlmenschen aufgetaucht. Drei oder fünf Erwachsene? Ein Kind, oder doch zwei? Genau konnte Maya es nicht sehen. Ihre Augen sprangen hin und her, bloß nicht den Erlen von oben eine Lücke bieten. Gleichzeitig galt es nun, die Bodentruppen in Menschengestalt abzuhalten. Das machte die Sache nicht gerade einfacher. Der erste Erlmensch grapschte nach Karlotta, die einen spitzen Kiekser von sich gab und Maya beinahe umrempelte, aber er erwischte nur die glühenden Linsen des Luminators, der ihm umgehend den Geist austrieb.

Verwirrt schaute der junge Mann auf seine verbrannte Hand. Er musste sich fühlen wie jemand, der aus einem schlechten Traum aufwacht, aber nicht in der Realität landet, sondern in einem anderen, noch schlechteren Traum. Noch bevor er fragen konnte, wieso, weshalb, warum, nutzte eine Erle die Ablenkung und flog von links in sein Ohr. Schwuppdwupp, schon war der arme Kerl wieder zurück im ersten Traumzustand, an den er sich später nicht mehr erinnern würde.

»Karlotta, komm! Gib Gummi!« Maya hakte sich wieder bei dem verängstigten Zwilling ein und zog sie weiter die steile Straße rauf. Die Kirche hatten sie bereits hinter sich gelassen. Noch einmal links und dann um die Ecke beim Altstadtbäcker, dann würden sie den Marktplatz sehen. Sie konnten es schaffen, wenn sie die Erlmenschen abhän-



gen und den fliegenden Erlen geschickt ausweichen würden. Aber dafür musste Maya die aktive Abwehr unterbrechen und die Beine in die Hand nehmen. Sie mussten auf volles Risiko gehen.

»Los, Karlotta! Wir schaffen das nur, wenn wir rennen«, ließ Maya Karlotta wissen und zog sie hinter sich her.

Auf Anhieb klappte die Flucht nach vorne hervorragend. Geblendet vom Licht, verfehlten die Flugerlen ihr Ziel, die Erlmenschen am Boden hielten respektvollen Abstand und kamen ohnehin mit dem glitschigen Kopfsteinpflaster nicht besonders gut zurecht. Aber auch Karlottas Schuhen gab der rutschige und holprige Boden nicht den Griff, um so ein schnelles Tempo halten zu können. Sie rutschte einmal von Maya weg, die sie gerade noch auffangen konnte, eine zweites Mal, als sie in die Kurve gingen, und schließlich, beim dritten Sturz, riss sie Maya mit zu Boden. Ebenfalls zu Boden ging der Luminator, der Maya aus der Hand flog. Klirrend landete er an der Wand eines Fachwerkhäuses unter einem leeren Blumenkasten. Das Teelicht war intakt geblieben, der Fall hatte der strahlenden Wirkung nichts anhaben können, lediglich ein oder zwei der Linsen schienen gebrochen. Maya strampelte sich über den Boden zur Schutz bietenden Laterne und presste sich so nah an die Wand wie nur möglich.

Das Licht hielt die Erlen auf Abstand, gerade noch mal Glück gehabt. Aber ... wo war Karlotta? War sie die steile Straße heruntergerollt? Oder unter den Beinen der Erlmenschen hindurchgekrochen? Mayas Blick flog über den Boden, aber keine Spur vom Zwilling. Stattdessen versammelten sich immer mehr Hosenpaare vor ihren Augen, nahmen ihr die Sicht. Karlotta war nirgendwo zu entdecken.

»Karlotta!«, Maya schrie, so laut sie konnte. »Karlotta Walch!« Verdammter Mist! Bis auf das Röcheln aus den Kehlen der Erlmenschen



erhielt Maya keine Antwort. Das war's. Karlotta war verloren, und sie selbst war umzingelt. Fieberhaft rechnete sich Maya ihre Chancen für eine Kamikaze-Aktion aus, aber die Aussicht auf Erfolg war mathematisch gesehen echt mies.

Die Erlmensen hatten sie umzingelt, dem Schein der Laterne trotzend. Sie wussten, wie nah sie kommen durften. Dennoch machten einige Anstalten, nach einer Lücke in der leuchtenden Abwehr zu suchen. Völlig untätig zu bleiben, war nicht Mayas Ding. Sie musste irgendetwas machen, und sei es nur, um sich selbst von der Misere, in der sie steckte, abzulenken.

Also sang sie.

»Ich geh mit meiner Laterne
und meine Laterne mit mir ...«

Halb erwartete sie, dass die Erlen als Chor mit in das Lied einstimmen würden, wie in so einem Disneyfilm.

»... Da oben leuchten die Sterne
und unten leu-heuchten wir.«

Das wäre die Show gewesen. Aber leider blieb es bei einem Solo für Maya, mit höchst feindlich eingestelltem Publikum.

»Mein Licht geht aus, ich geh nach Haus ...«

Ja von wegen. Wenn ihr Licht ausging, würde sie mit Sicherheit nicht nach Haus zurückkehren, sondern in die Bude vom Erbkönig.

»Rabimmel, rabammel ...«

Aus dem Halbkreis, den die Erlmensen um Maya gebildet hatten, traten ungenau stolpernd zwei Beine in Wollstrumpfhosen hervor, über denen ein schwerer Lodenmantel hing. Mit einer Stimme, die mehr nach Heavy Metal als nach St.-Martins-Lied klang, stimmte Karlotta in Mayas Gesang mit ein.



»Rhabhummm!«

Maya brach ab. Ihre Kehle hatte sich gerade spontan zusammengeschnürt.

In der Zwischenzeit hatte Soro unbemerkt den Stadtpark durchquert und den alten Wehrturm, den die Buxsteiner »den Halbmond« nannten, erreicht. Von hier aus führte ein Schlupfloch, ein Bruch in der Stadtmauer, zu einem engen Trampelpfad, der hauptsächlich von Schülern benutzt wurde. Als Abkürzung, oder wenn sie für ein paar Minuten von der Erwachsenenwelt unentdeckt bleiben wollten. An einigen Stellen bot der Geheimweg im Sommer leckere Brombeeren, aber auch garstige Brennnesseln und wucherndes Dornengestrüpp. Soro nahm die kleinen Stiche, die durch den Stoff ihrer Hose piksten, gar nicht wahr. Der Tumult hingegen, der aus der Unterstadt zu hören war, ließ sich weniger leicht ignorieren. Den Geräuschen nach, waren die Erlen ziemlich aufgebracht. Das konnte eigentlich nur Mayas Werk sein, ein kleiner Grund zur Hoffnung. Dennoch wurde Soro das Gefühl nicht los, dass das Gelingen ihrer Aktion jetzt allein in ihren Händen lag.

Der Pfad endete hinter dem Gemäuer des Buxborns. Der Brunnen selbst befand sich in einem niedrigen Häuschen, das zum Marktplatz hin offen war. Hier hatten sich in früherer Zeit die Bewohner mit dem Quellwasser aus den unterirdischen Rinnsalen, die den Buxkopf herunterflossen, versorgt. Eine verrostete Hintertür führte in das Brunnenhaus hinein. Dieselben Kinder und Jugendlichen, die den Trampelpfad benutzten, sorgten regelmäßig dafür, dass kein Schloss den Hintereingang lange versperrte. Feuchte, modrige Luft empfing sie in der Dunkelheit. Ein sanftes Plätschern hallte von den gewölbten Wänden. Soro fiel die Begegnung mit den Jägern ein, und wie sie den Erlen mit dem



Gartenschlauch den Garaus gemacht hatte. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit, und Soro untersuchte den Raum, ob sich nicht doch ein vergessener Schlauch oder Ähnliches hier finden ließ. Vergeblich. Sie hatte das Feuerzeug und ein Teelicht. Das war alles.

Leise wie eine Einbrecherin mit nassen Füßen tastete sie sich zur Eingangspforte vor, um sich einen Überblick zu verschaffen. Die Straßenlampen des Marktplatzes waren allesamt zerstört worden, dafür hatten die Erlmensen gesorgt. Die auf zwei Meter Höhe gestapelten Holzscheite inmitten des Platzes hatten sie nicht angerührt. Konnte es sein, dass ihnen der Zweck dieser perfekt angerichteten Pagode entgangen war? Jahrelang war das Martinsfeuer Teil des Rituals gewesen, dass den Erbkönig gebannt hatte. Wohlgermerkt das einzig funktionierende Mittel gegen seine Herrschaft. Soro hatte die Geister eigentlich für cleverer gehalten. Wie auch immer. Vor ihr lag der Platz ruhig da. Zum Feuerstapel waren es nur ein paar Schritte. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und legte den Daumen auf das Zünderrädchen des Feuerzeugs. Doch bevor sie den ersten Schritt hinaus ins verräterische Licht des Mondes nahm, hielt sie sich zurück. Etwas war ihr ins Auge gefallen. Eine Bewegung oder ein Funkeln. Ein leichtes Schimmern, dass aus einer Lücke zwischen den Fachwerkhäusern zu kommen schien. Soro rührte keinen Muskel. Je länger sie den Marktplatz betrachtete, desto mehr bläuliches Leuchten entdeckte sie – hinter der Treppe zum Café Rose, neben einem geparkten Auto der Blumenhandlung Thiel, bei den Aushängkästen vom Bürgerhaus. Sie bereute sofort, die Erlen unterschätzt zu haben. Beinahe wäre sie ihnen schnurstracks in die Falle gegangen. Soro spürte, wie sich eine leichte Panik ankündigte, und atmete tief ein.



Maya atmete tief aus. Um ihre Kehle wieder zu entknoten, machte sie eine dieser Atemübungen, die ihre Mama ihr beigebracht hatte. Bewusstes, tiefes Ein- und Ausatmen, dabei die Luftröhre intensiv spüren, sollte Maya beruhigen, wenn sie sich mal wieder zu sehr über etwas aufregte, wie beispielsweise die Unzuverlässigkeit von Wespen. Anderes Thema und vielleicht nicht ganz so lebensbedrohlich. Aber das Atmen half, auch jetzt. Ebenso die Gewissheit, dass sie unter dem Schein des Luminators zwar in die Ecke gedrängt, aber vor den Greifern der Erlmensen in Sicherheit war. Ihre Aufgabe war jetzt, weiter Zeit zu schinden, damit Soro oder die Jungs ungestört das Feuer entfachen konnten. Der Anblick der zum Zombie mutierten Karlotta erforderte neben Atemübungen allerdings auch eine Menge inneren Zuspruchs, dass der Spuk bald vorbei sein würde.

Dann flog das erste Steinchen, traf Maya fast im linken Auge. »Au! Hey!«.

Weitere Geschosse folgten. Kleine Kiesel, eine Uhr, ein Schuh. Sie alle verfehlten glücklicherweise ihr Ziel, die Linsen ihrer Laterne. Durch die Beine der Horde sah Maya, wie ein rundlicher Erlmensch-Papa versuchte, einen Pflasterstein aus dem Boden zu pulen. Bloß nicht! Sie musste was unternehmen. Aber was? Ebenfalls mit Schuhen werfen? Sie hatte nur ein Paar, und das waren eine Menge Erlen, mehr als zwei. Den Luminator als Waffe einzusetzen, war zu riskant. Was blieb ihr also anderes übrig, als eine große Klappe zu riskieren?

»Karlotta, sag deinen neuen Kumpels, sie sollen mal hübsch ihre Schuhe anlassen, sonst erkälten sie sich!«

Das Lachen der Erl-Karlotta klang alles andere als mausig-fiepsig, wie Maya es sonst von ihrer Stimme gewohnt war. Es donnerte geradezu vor boshafter Heiterkeit. Hätte nur noch gefehlt, dass sie sich



dabei den Bauch hielt, wie ein besonders gewitzter Bösewicht nach einem guten Abendessen.

»Krrrlohtaa ißt nichthyyr, Mayya. Arber wyr köhnnyn grrrne Frreynde wrdden«, das Wesen, das Karlottas Körper als Tarnung benutzte, streckte ihr die fahle Hand entgegen. »Dou mußth nur dyen leuchthendeth Dynx löshhen...«

»Ja, mmh, dann wird das nix! Außerdem – hey! Obacht! Also wirklich!«

Der erste Pflasterstein hätte beinahe die Fotolinse aus der alten Spiegelreflex von Papa zertrümmert. Zum Glück riss Maya blitzschnell ihre nun schmerzende Hand schützend davor.

»Ich glaub dir kein Wort. Wenn Karlotta nicht noch irgendwo da drinsteckt, woher weißt du dann meinen Namen?«

Die Erl-Karlotta zog erstaunt die Augenbrauen nach oben. »Ouhaar. Gahr nichth mall so doumm byst dou. Wylst dou wyssn, wouher ych deynen Narmenn khenn?«

»Interessant fänd ich das schon – Autsch«, die restlichen Erlmensen hielten scheinbar wenig davon, ihrem Gespräch zu lauschen, und zielten weiter auf die Lichtquelle. Maya konnte einen weiteren Steinwurf verhindern, aber so schnell würde denen die Munition nicht ausgehen. Also weiter im Text. »Allerdings kann ich gut drauf verzichten, meinen noch im Wachstum befindlichen Körper dem dämlichen Erlkönig zu überlassen...«

Aus großen, leeren Augen schaute die Erl-Karlotta Maya ungläubig an, und auch die anderen hielten inne. Was war jetzt? Urplötzlich fielen alle in ein kollektives diabolisches Lachen ein, als hätte Maya soeben die lustigste Sache, die je ein Erl gehört hatte, von sich gegeben. Die Erl-Karlotta wischte sich eine Träne aus den Augen.



»Dou ghlaubst, wyr diehnen dehm Thyranenn?«

Mayas Augenlider flatterten verwirrt. Gäbe es so etwas wie Blinzeln bei Ohren, hätte sie eher diese Reaktion gezeigt. Hatte sie richtig gehört? Sie nannte den Erlkönig einen Tyrannen?

»Der Dhespot sohll ynn seynem Vherlyis verrohten!« Allgemeiner Jubel brach unter den Erlmenschen aus. Triumphierend reckten sie die Fäuste gen Himmel. Die Erl-Karlotta drehte sich zu ihren Artgenossen um.

»Lhange ghenough hat unss thass Shycksaal ann yhhn gebunden! Heuhte yst derr Thag unnsrer Fryheit!!«

»Wie? Was? Moment mal«, unterbrach Maya die aufwiegelnde Rede. »Ich dachte, der Erlkönig ist ... nun ja, wie der Name halt sagt, euer König. Euer geliebter Fürst vom, na, Berg?«

Hunderte angewiderte Blicke starrten auf Maya herab.

»Yhr Mentschen! Halthet euhch fyr sehhh klough ...«, Missachtung schwang in jeder Silbe der Erl-Karlotta mit. »Ihrr sthet ouns nour ymm Wheg mhyt euhren gharstyggen Lychthern und Lhampyrans. Mytt jedher verbrahnnten Erlschwyster und jedhem verdounsteten Erlbryder gewyynnt dehr Köhnigh wyder an Machth.«

Maya schluckte. Obwohl die Erlen offensichtlich ebenso wenig von ihrem König hielten wie sie selbst und sicherlich ganz Buxstein, so richtig auf der gleichen Seite schienen sie nicht zu stehen. Aber vielleicht gab es ja Spielraum zur Verhandlung?

»Wenn ich das richtig sehe, dann konntet ihr heute dem Griff des Tyrannen entfliehen, weil wir Menschen das Ritual verbaselt haben, oder?«

Jetzt hatte Maya das Interesse der Erlen gewonnen.

»Niemand widerspricht, also hab ich recht. Wir haben also eigent-



lich was gut bei euch. Und ich schätze, ihr braucht die menschlichen Körper, um euch seinem Bann zu entziehen?«

Anerkennend nickte die Erl-Karlotta.

»Yst so!«

»Wie wär's denn damit? Wir »leihen« euch unsere menschliche Gestalt für heute Nacht, halten den Erlkönig schön unter Dach und Fach, und morgen zieht ihr wieder aus und ...«

»Eyne Nachth? Davonn thräumst du, Mayya. Wyyr brauchen euhre ungelehnken Hüllsen ahls Schuzzshyld. Fhür ymmer!«

»Das ist aber ziemlich unfair, denn ...«

»Douh lyggst fhalsch, klyner Mentsch!« Bedrohlich rückte die Erl-Karlotta näher, mitsamt der Horde. »Hätthan wyr untheren Herrsherr nichth verrathen, dhann whäre ehr länghst yber eyer klynes Dohrf gekohmmen. Unth whenn yhr nhoch whytere Yrlen myt euhren Lampyrans verbrennt ...«, wie eine Marionette, der man die Schnüre durchschnitten hatte, beugte sie sich nieder. Karlottas Finger waren klein und ein wenig wurstig. Unter der Besitznahme der Erlen aber waren ihr lange, dünne Krallen an den Händen erschienen. Mit Leichtigkeit pulte die Klaue einen Pflasterstein aus der Straße und erhob sich mit einem glitchartigen Ruck, bereit den Luminator ein für alle Mal zu zertrümmern. »...dhann kanhn yhn nycths mehr aufhahlen!«

Soro rieb sich die kalten Hände. Na, das konnte ja noch eine lange Nacht werden. Die Wacht am Marktplatz bewegte sich keinen Zentimeter, vermutlich standen sie ähnlich still und starr, wie ihre Freunde beim Basaltwerk. Ob sie Soros Anwesenheit schon bemerkt hatten? Nur darauf warteten, dass sie sich in Bewegung setzen würde, und dann alle auf einmal auf sie losstürmen? Oder konnte sie die Erlwache da-



mit überraschen, dass sie nicht über eine der zulaufenden Straßen den Marktplatz betreten würde, sondern aus dem Brunnenhäuschen kam? Soro war ratlos und nervös. Lange konnte sie nicht mehr hier verharren, sie musste aktiv werden. Das war doch wirklich nicht zu fassen, das Feuerholz so nah und dann doch unerreichbar. Oder sollte sie es vielleicht trotz der ungunstigen Aussichten wagen? Soro wusste es nicht, und die Zeit verstrich.

Ihr Ärger über die unfreiwillige Untätigkeit wuchs und wuchs, und bald hätte sie am liebsten einfach alles angezündet, das Brunnenhaus, die parkenden Autos, die unnützen Straßenlaternen, die stinkenden Mülltonnen ... Soro rümpfte die Nase. Mülltonnen. Sie beugte ihren Oberkörper, so weit es ging, nach vorne und lugte um die Wand des Brunnenhauses herum. Der Gestank war eindeutig zwei vollgestopften Mülltonnen zuzurechnen. Eine Bio-Kompost-Tonne und ein Restmüllcontainer, dessen Deckel offen stand, vermutlich die Futterkrippe der Buxsteiner Waschbären. Ohne einen Zweifel zuzulassen, drückte sich Soro an die Mauer des Brunnenhauses und machte einen Hechtsprung hinter die Tonne. Dort ging sie in die Hocke, und ohne darauf zu achten, ob die Erlen aktiv wurden, machte sie sich an die Arbeit. In den großen Taschen ihres Parkas lungerten stets ihr Taschenmesser, Pfefferminzpillen, Notizzettelchen aus dem letzten Jahr und jede Menge Taschentücher herum. Soro packte eine Handvoll und verknotete die Enden miteinander, sodass sie eine Art watteweiche Zündschnur erhielt.

Um ihre Deckung nicht preiszugeben, musste sie sich ganz schön recken, um den Deckel der Biotonne zu lüpfen. Ein trockenes Blatt flatterte ihr entgegen. Wie sie vermutet hatte, war die Tonne randvoll mit Laub gefüllt. Perfekt. Sie fischte eine Pfefferminzpillen-Dose aus



ihrem Parka und klemmte sie zwischen den Deckel, sodass dieser wie ein Kochtopf leicht geöffnet blieb. Endlich kam ihr Taschenmesser zum Einsatz. Sie hatte seit zwei Jahren keine Lust mehr gehabt, zu den Pfadfindern zu gehen. Andere Dinge waren wichtig geworden, aber ein Multifunktionsmesser hatte sie trotzdem immer noch auf Tasche.

Der braune Container war widerspenstig, dennoch gelang es Soro recht schnell, ein kleines Loch durch das Hartplastik zu bohren. Sie presste die Taschentuch-Zündschnur durch das Loch, so weit hinein wie möglich, dann brachte sie das Feuerzeug zum Einsatz. Hungrig fraß sich die Flamme durch den weißen Zellstoff und schlüpfte schließlich durch das Loch in die Tonne. Sie beeilte sich, ein zweites, etwas größeres Stück aus der Tonne zu schneiden. Fertig. Vielleicht würde diese Art mobiler Kamin wirklich funktionieren. Das Knistern des laubfressenden Feuers klang verheißungsvoll. Dünne Rauchschwaden waberten unter dem Deckel hervor, und Soro drückte ihn mit gereckten Fingern weiter nach oben, bis er schließlich komplett aufklappte. Das Feuer sog den Sauerstoff ein, wie ein auftauchender Seepferdchen-Schüler, und aus der Tonne stachen Funken und Flammen in die Luft.

Soro sprang auf, packte den Container an den Griffen und rannte los, holperte die Mülltonne quer über den Marktplatz, auf das Lagerfeuer zu, wie ein Sonntags-Vater mit Kinderwagen, der den Bus verpassen würde. Der Rauch flog an ihr vorbei, links und rechts konnte sie die ersten Erlmenschen sehen, die aus ihren Verstecken stürmten. Die letzten Sekunden des alles entscheidenden Matches hatten begonnen: Erbkönig vs. Menschen.

Von allen Seiten strömte das gegnerische Team auf den Marktplatz, um Soro aufzuhalten. Der Erste, der ihr gefährlich nahe kam, verfehlte sie nur knapp mit einem Hechtsprung. Zwei weitere stellten sich ihr in



den Weg, kniffen dann aber doch vor der rasenden Feuersbrunst und taumelten zur Seite. Die nächste schmiss sich kühn gegen die brennende Tonne, nur um im Schein des Feuers aus ihrem menschlichen Wirt geschleudert zu werden. Benommen blieb die befreite Person, die Soro sofort als Isa-Lena vom Kindergarten erkannte, am Boden liegen und hielt sich den brummenden Schädel. Durch den Rauch hindurch sah Soro, dass es nicht mehr weit war, aber auch, dass sich nun eine Phalanx an Erlmenschen schützend um die Holzscheite gestellt hatte. Sie erkannte das ein oder andere vertraute Gesicht, Eltern von Kindern aus Theos Kindergarten. Alles Erwachsene vom Laternenumzug. Und Mam? Und Pap? Waren die etwa auch da? Bitte nicht. Soro wollte auf keinen Fall ihre Eltern als Erlmenschen sehen, das ... das würde sie einfach völlig aus der Bahn werfen. Und das war jetzt einfach nicht drin. Sie musste die Schutzmauer durchbrechen, den Ball ins Netz jagen, sozusagen. Aber das, was ihr da den Weg versperrte, das war nicht nur ein Verein, das war eine ganze Liga. Jetzt erst, nur wenige Schritte vom Ziel entfernt, wurde Soro bewusst, wie viele Menschen in Buxstein lebten, oder gelebt haben würden ... wenn es ihr nicht gelingen sollte, das Martinsfeuer zu entfachen. Notfalls musste sie einfach ...

... nach hintenüber fallen und mit dem Arsch auf den Boden knallen? Autsch, arrrgh, Scheiße, tat das weh. Jemand hatte sie von hinten gepackt. An der Jacke. Sie einfach herumgerissen. Die brennende Tonne rollte noch zwei Meter, noch drei, dann verlor sie die Spur, begann zu taumeln und kippte schließlich seitwärts um.

Ein kleiner Feuerschweif und ein kleiner Funkenschauer begleiteten das verkohlte Laub, das sich beim Aufprall aus der Tonne ergoss, dann war es vorbei. Nur ein unangenehm beißender Geruch von verbranntem Plastik blieb übrig. Soro sah die Erlmenschen mit ihren sie-



gesegewissen Grimassen auf sie zukommen. Das war's dann wohl. Sie beschloss, liegen zu bleiben, vergrub ihr Gesicht in ihren Armen. Sie wollte nichts mehr sehen. Nicht, wessen Doppelgänger ihr an der Jacke gezogen hatte. Nicht, wie die Erlmenschen sie höhnisch angrinsten. Und auch nicht, welche Buben da laut johlend mit ihren quietschenden Fahrrädern auf den Marktplatz radelten und ...

... Soro öffnete die Augen und linste über ihren Jackenärmel. Es war nur ein Rad, aber zwei Buben. Oder viel mehr Jungs. Ihre Jungs. Emmy, der in die Pedale trat, und Josef auf dem Gepäckträger, in jeder Hand eine Mega-Action-Super-Soaker-Wasserwumme.

»Soro! Halt durch«, Emmy strampelte, was die Beine hergaben. Josef war froh, dass es ihn nicht vom Gepäckträger hob, so holprig war also eine Fahrt mit Vollgas übers Kopfsteinpflaster. Nachdem sie sich das Rad und die Wasserspritzen von der Familie Neumann geliehen hatten, waren sie sofort losgefahren und unterwegs schon einigen Erlmenschen begegnet. Drei oder vier von ihnen bekamen von Josef eine Dusche verabreicht, bevor Emmy ihn ermahnte, das Wasser vielleicht besser für den Ernstfall zu sparen. Das sah Josef ein, aber er musste es sich wirklich verkneifen. Die befreiten Buxsteiner hatten ihnen ziemlich bedröppelt hinterhergeschaut, und Josef spürte, dass er gerade richtig Spaß an der Sache bekam. »Wuuuhuuu!« Emmy ging es anscheinend ähnlich.

»Vorsicht, Rechtskurve«, schrie Emmy, und Josef wäre beinahe vom Gepäckträger gepurzelt, konnte aber dank Emmys Vorwarnung die Balance halten. »Wasser marsch!«, darum musste Josef nicht zweimal gebeten werden. Emmy fuhr einen Kreis um Soro herum, und Josef spritzte die angreifenden Erlmenschen mit dem Planschbeckenwasser voll, ein Strahl links, ein Strahl rechts. Flatsch. Flatsch. Flatsch. Eine



Erle nach der anderen landete vollgesogen auf dem Boden, hilflos, überascht und meckernd.

»Absprung«, informierte Emmy Josef, und beide sprangen vom Rad ab, das noch ein paar Meter weiterschlingerte, bevor es umkippte und scheppernd liegen blieb. Josef reichte Emmy eine der Wasserknarren, und gemeinsam hielten sie die Angreifer von Soro fern.

»Alles okay?«, Emmy ließ Soro seinen Ellenbogen greifen und sich aufrichten.

»Jetzt ja«, versicherte sie ihm. Sie holte das Feuerzeug aus der Tasche und ließ es zum Test einmal kurz aufflammen.

»Dann los.«

»Auf drei?«, Josefs Kopf war knallrot und kreidebleich gleichzeitig.

»Spätestens«, zwinkerte Emmy ihm zu, und dann gab es kein Halten mehr.

Kreuz und quer flogen die Wasserstrahlen durch die Luft, über Soros Kopf hinweg, vorbei an ihrer Schulter und in ihren Rücken.

»Hey!«, das Wasser war eisekalt und stank nach abgestandener Gartenbrühe.

»tschuldigung«, rief Josef, der sein Ziel korrigierte und eine attackierende Mutti traf, deren Erle zuverlässig auf die Erde klatschte.

Treffsicher wehrten sie jeden Angriff ab, einige der Erlmensen ergriffen sogar die Flucht. Aber das Wasser in den Tanks würde bald erschöpft sein. Was dann? Es musste ihnen gelingen, vorher das Feuer zu entfachen, und es standen ihnen immer noch zu viele Erlmensen im Weg.

»Soro, geh auf Tauchstation!« Emmys Anweisung folgend, ließ sich Soro auf alle viere fallen. Emmy gab Josef ein schnelles Signal, und Schulter an Schulter spritzten sie den Weg frei, während Soro auf Hän-



den und Füßen wie ein Fuchs oder eine Katze unter und zwischen Menschenbeinen und klatschnassen Wassererlen zum Feuerholz krabbelte.

Das Chaos aus handgreiflichen Erlmensen, befreiten und empörrten Buxsteinern, begossenen und wehrlos meckernden Erlen war perfekt. Was den Kindern denn einfiel, fragte ein aufgebrachter Vater, ob es denn geregnet habe, wunderte sich eine verwirrte Mutter, und ein anderer Mann ignorierte seine nasse Mütze völlig, wollte aber von seiner Frau wissen, wo denn ihre Tochter Selina abgeblieben sei. Das wusste die Mama aber auch nicht. Sie war immer noch von einer ziemlich aggressiven Erle gesteuert, die nichts anderes im Sinn hatte, als die verfluchten Kinder aufzuhalten, und zu diesem Zweck ihren überraschten Gatten aus dem Weg schubste. Das wiederum fand eine andere Buxsteinerin einfach unerhört, doch nicht vor den Kindern, bis ihr auffiel, dass ihr eigenes eine recht ungesund bläulich leuchtende Hautfarbe bekommen hatte. In all dem Tumult stand Isa-Lena Väth. Ihr kam das alles wie ein total normaler St.-Martins-Umzug vor. Nur die Tatsache, dass das Feuer noch nicht brannte, störte sie enorm. Entschlossen quetschte sie sich ihren Weg durch die Menge, um nachzusehen, was denn da wieder schiefgelaufen war.

Leer. Aus den Tanks der Super-Wasserwerfer war kein Tropfen mehr rauszuholen. Jetzt konnte nur noch Soro den Tag retten. Emmy hatte sie aus den Augen verloren, und ein Blick zu Josef verriet ihm, dass auch er angestrengt Ausschau nach Soro hielt. Gleichzeitig wurde das Gedränge um sie herum immer unübersichtlicher, Menschen und Erlmensen – keiner von beiden wusste so recht, miteinander umzugehen. Die Erlmensen grapschten nach den Unbesessenen, die wiederum hielten die Handgreiflichkeiten für eine Einladung, miteinander



zu schunkeln, was die ungelenken Geister-Wirte zusehends aus dem Konzept brachte. Die blaue Aura, die Letztere umhüllte, wurde von den befreiten Teilnehmern gar nicht wirklich wahrgenommen, und so entstand ein regelrechtes Tohuwabohu.

Emmy fiel der Supersoaker aus den Händen, als ihn von hinten jemand an der Kapuze packte. Die Kälte in seinem Nacken und der blaue Schimmer, den er aus den Augenwinkeln erspähte, verrieten ihm sofort, dass er seine Rückendeckung vernachlässigt hatte. Ein Wasserstrahl aus Josefs Wasserwumme knapp an seinem Ohr vorbei und das flatschende Geräusch gleich im Anschluss waren seine Rettung. Gerade wollte Emmy Josef für seine schnelle Reaktion danken, aber Josef sah ganz und gar nicht glücklich aus.

»Das war's! Der letzte Tropfen«, Josef musste schreien, um sich gegen den aufkeimenden Lärm um sie herum hörbar zu machen.

»Vorsicht, Josef! Hinter ...«, doch da war es bereits geschehen. Eine fliegende Erle schoss von hinten auf Josef zu und erwischte ihn ohne Mühe und Not. Emmy zögerte keine Sekunde und richtete den Wasserstrahl auf den vergeisterten Zwilling, aber ehe das Wasser Josef erreichen konnte, wurde aus dem Strahl ein schwaches Pullern. Emmy machte einen Schritt auf Josef zu, und noch einen, aber je näher er ihm kam, desto mehr verringerte sich die Reichweite des Wassers, bis schließlich nur noch prustend ein, zwei Tropfen aus der Mündung spritzten.

»Mist!« Emmy ließ den Supersoaker fallen. Ehe er selbst kapierte, was er da eigentlich tat, tat er den letzten Schritt auf den Erljosef zu und schlang seine Arme um den kleinen Kerl, der auch nicht begriff, was jetzt eigentlich Phase war. Emmy verlagerte sein ganzes Gewicht gegen den stämmigen Burschen, und wie in Zeitlupe gingen sie gemeinsam zu Boden. Emmys Schulter bekam das meiste von der

Begegnung mit dem Kopfsteinpflaster ab, aber das bisschen Schmerz ließ sich gut ignorieren.

»PHERDAMMPT!« Der Erljosef fluchte, weil er auf dem Rücken liegend nicht wirklich wusste, wie er diesen unhandlichen Menschenkörper wieder auf die wackeligen Stelzen hieven sollte. So einfach war das? Die Dinger einfach umwerfen, und schon waren sie hilflos wie ein Käfer auf dem Rücken? Egal, Emmy verschwendete keine Sekunde damit, über diese Erkenntnis nachzudenken. Stattdessen griff er in Josefs Manteltasche, nahm sich das Feuerzeug und rannte los. Weit kam er nicht. Eine Traube von ineinander verhakten Buxsteinern und Erlmensen versperrte den Weg zu den Holzscheiten. Voller Sorge stellte Emmy fest, dass noch immer keine Flammen zu sehen oder auch nur zu riechen waren. Wo war Soro? Die kalten Griffe der Erlmensen in Kauf nehmend, quetschte sich Emmy durch die Reihen der schunkelnden Masse. Hier und da protestierten die Besessenen heiser und lispelnd, dort und noch woanders stimmten Buxsteins Chormitglieder inbrünstig St.-Martins-Lieder an, bis sie, »Hey, Vorsicht«, unnütze Diskussionen mit den handgreiflichen Blauschimmernden angingen. Und mit einem Mal stand Emmy plötzlich frei. Vor ihm lag ein Haufen Holz, unterfüttert mit Brennstoffen, die nur auf einen kleinen Funken warteten, um ... Noch ehe Emmy den Gedanken zu Ende gedacht hatte, umschlangen ihn zwei eiskalte Arme und rissen ihn zu Boden.

»Whath douh khaantht, khoenn'n wyrr shouhn lahnge.« Emmy traute seinen Ohren nicht. Soro. Trotz Lispeln und entzündetem Kehlkopf erkannte Emmy ihre Stimme sofort. Er drehte sich auf den Rücken, beziehungsweise, er versuchte es, aber die Erlsoro drückte ihn mit aller Kraft auf den Boden des Marktplatzes.

»Ehr ysst dher Lhetzhte! Wyrr hab'nn syh alhle!«

Emmy verlor jede Hoffnung. Das war's. Alle ihre Pläne, all ihr Bemühen – umsonst. Es würde nicht lange dauern, bis das Geschrei von der besessenen Soro eine freie Erle herbeirufen würde, und dann wären Josef, Soro und er allesamt unfreiwillige Untertanen des Endbosses geworden. Emmy kniff die Augen zusammen und machte sich darauf gefasst, dass die eisige Kälte von ihm Besitz ergreifen würde. Er hörte das hämische Lachen der Erlsoro. Er dachte an Maya, Josef, Karlotta und Theo. Niemand war mehr übrig. Niemand konnte sie mehr retten. Scheiß-Erlkönig. Scheiß-St.-Martin. Scheiß–

Nur wenige Meter weiter loderte eine hohe Stichflamme auf und strahlte ihm direkt in die Augen. Die Erlsoro stieß einen spitzen Schrei aus, ließ von Emmy ab, um ihre Hände schützend vor ihre Augen zu halten. Aber zu spät. Die Erle wurde aus Soros Körper ausgeschleudert und verpuffte augenblicklich. Das helle Licht erfüllte den gesamten Marktplatz, und Dutzende Erlen entflohen mit einem Schlag den Körpern der restlichen Besessenen und flogen wie Golfbälle in den Himmel, Richtung Buxkopf. Emmy starrte verwirrt auf das Schauspiel. Wie war denn das gerade passiert? Niemand der Erwachsenen schenkte dem Spektakel Beachtung, nur ein paar Kinder verdrehten ihre Häuse, in der Annahme, dass dieses Jahr wohl auch eine Art Feuerwerk zum Abschluss der Veranstaltung gehörte. Alle drängten sich freudig um das Feuer, und mit einem Mal kümmerte sich niemand mehr um die nassen Haare und Hosen. Söhne und Töchter schmiegteten sich an ihre Eltern, die sich zufrieden bei der Hand nahmen, und alle stimmten spontan ein, das Lied von St. Martin zu singen, der wirklich ein guter Mann gewesen sein soll.

Soro brauchte einen Moment, um zu verstehen, was passiert war und warum sie plötzlich auf Emmy saß. Sie spürte noch einen Nachklang der Kälte ihren Körper verlassen, besah sich ungläubig ihre Hände

und begriff erst dann, dass sie wieder in der Lage war, für sich selbst zu sprechen.

»Warst du das mit dem Feuer?«

Emmy schüttelte den Kopf und blickte sich verwirrt um. Was zum Geier war hier gerade passiert? Wer hatte denn das Feuer angezündet.

»Hä?« Emmy schaute so hoffnungslos verwirrt durch die Gegend, dass auf Soros Gesicht ein Lächeln erschien, das immer breiter wurde, und schließlich fiel die gesamte Anspannung der letzten Stunden von ihr ab, und sie stimmte in Emmys Kichern mit ein. Ermattet ließ sie sich auf Emmy fallen, der prustete einmal protestierend unter ihrem Gewicht, begann aber schließlich unkontrolliert zu lachen, als Soro ihn einfach frech nachäffte. Emmy hätte nichts dagegen gehabt, hier einfach eine Weile liegen zu bleiben und mit Soro um die Wette zu kichern. Aber dann fiel ein gewaltiger Schatten über sie, und noch ehe Emmy sehen konnte, wer sich da zwischen die Feuersbrunst und sie gestellt hatte, packten zwei entschlossene Hände Soro an den Schultern.

»Aufsteh'n! Sofort! Weg vom Feuer!« Emmy atmete auf. Er blickte in das verstimmte Gesicht der Kindergärtnerin, die er zuletzt bei der Hagebuttenhecke gesehen hatte.

Obwohl sie einen strengen Ton an den Tag legte, war Isa-Lena höchst zufrieden. Der Umzug war da, wo er hingehörte. Die Stimmung war fantastisch. Niemand hatte sie mit Beschwerden belästigt, und das Feuer brannte – dank ihr. Natürlich hatte mal wieder niemand ihr die Arbeit abgenommen. Natürlich benahmen sich die Kinder, so wie die zwei, die sie gerade aus der gefährlichen Nähe des Feuers scheuchen musste, wie Kinder – sprich anstrengend, eigenwillig und dabei irgendwie auch niedlich und erfrischend frei. Was Isa-Lena nie zuge-

ben würde, sonst wäre es nicht lange hin mit ihrer Autorität. Und die brauchte es eben, um einen gelungenen St.-Martins-Umzug über die Bühne zu bringen. Da half kein Tommy Caruso, der vermutlich mit seinen Feuerwehrkumpanen schon am Saufen war, und auch keine Kati Schürer, die ihr plötzlich völlig zersaust gegenüberstand und ihr einen Flachmann Schnaps zusteckte.

»Ich weiß nicht, wie wir das gemacht haben«, stammelte Kati, »aber sieht so aus, als hätten wir's gut gemacht.«

Über das »Wir« würde Isa-Lena noch mit Kati sprechen müssen, auch wenn sie sich eingestehen musste, dass auch ihr jegliche Erinnerung an den Umzug selbst abhandengekommen war. Sie nahm einen Schluck aus Katis Flachmann und entschied, dass fürs Erste das Hier und Jetzt reichen musste. Und hier und jetzt hieß es zunächst, erst mal richtig durchzuzählen.

Als Emmy und Soro sich auf Anweisung der Kindergärtnerin vom Feuer entfernten, tauschten sie einen stummen Blick. War's das wirklich? Sie traten ein paar Schritte raus aus der Menge. Tatsächlich. Nirgends war das bläuliche Schimmern der Erlen auszumachen. Alle Buxsteiner waren so normal oder unnormale wie vorher. Dann war's das wohl. Mit einem erschöpften Lächeln bot Emmy Soro die Faust zum Fistbump an. Soro schüttelte grinsend den Kopf, dann nahm sie Emmy in den Arm, und weil die Freude irgendwie rausmusste, begann sie, auf der Stelle auf und ab zu hüpfen. Na, von mir aus, geht auch so, dachte Emmy, und hüpfte mit, und wie aus dem Nichts legte sich von links ein weiterer Arm um Emmy.

Josef strahlte über beide Ohren, und mit einem überraschten »Hey« fielen sich nun alle drei gemeinsam in die Arme.



»Hast du auch ...?« »Wer hat denn nun ...?« »Die alte Isa-Lena? Ach, nee.« »Wirklich alle?« »Na, guck doch selbst.«

Und gemeinsam schauten sie zum Buxkopf hoch, den fliehenden Erlen hinterher.

Wer auch immer den Geister-Staubsauger angestellt hatte musste ein exzellentes Gespür für Timing besitzen, dachte Maya. Nicht alle Wurfgeschosse der Erlen waren ins Schwarze gegangen, aber durchaus genug, sodass nur noch zwei der Linsen heil geblieben waren. Mit jedem kapputten Glas waren die Erlmenschen näher gerückt, angefeuert von der fiesen Erl-Karlotta, und plötzlich hatte es schwupp gemacht, und eine unbekannte Macht hatte alle Erlen restlos aus den Körpern der Menschen vertrieben.

Diese standen jetzt ziemlich planlos herum. Einigen war anzusehen, dass sie noch nicht mal vorgehabt hatten, heute das Haus zu verlassen. Plötzlich fanden sie sich in Schlafanzughose und mit Hausschuhen unterm Volk und fragten sich, wieso, warum und wohin.

»Auf zum Marktplatz«, schrie Maya frohlockend, »Sankt Maaaaartin, Sankt Maaaaartin.« Ach ja, richtig, da war doch was, na denn. Zögernd stimmten ein paar mit ein, um ihre Verwirrung zu überspielen, und der gesamte Tross setzte sich in Bewegung. Ein paar beschlossen, lieber mal zu sehen, was heute im Fernsehen lief, und trottelten in die andere Richtung davon. Mayas Knie waren ganz steif, und sie stolperte ein bisschen, als sie Karlotta mit einer dicken Umarmung abholte.

»Was ist denn passiert?«, Karlotta flüsterte Maya verunsichert ins Ohr.

Maya ergriff Karlottas Hand, die wieder angenehm klein und wurstig war. »Ich glaube, wir haben gewonnen.«





Der Gesang vom Marktplatz schallte durch die gesamte Buxsteiner Altstadt, und in allen Winkeln und Nebenstraßen tauchten weitere Umzügler auf, die sich der Feier anschließen wollten. Ein paar hatten sogar ihre Laternen noch dabei, manche hatten sich vielleicht auch spontan dazu entschlossen, doch noch am Festakt teilzunehmen. Maya und Karlotta flitzten an allen vorbei. Sie konnten nicht erwarten, die anderen wiederzusehen, und da, etwas abseits des großen Kreises, der sich um die wärmenden Flammen gebildet hatte, standen sie.

Karlotta fiel Josef um den Hals, Maya ließ sich völlig erschöpft von Emmy und Soro auffangen, stöhnte einmal kurz auf, wie ihr Vater es gerne tat, musste selbst kurz darüber kichern und legte dann beide Arme um ihre Freunde.

»Na, ihr?«, begrüßte sie die drei, als gäbe es nicht hunderttausend Sachen zu besprechen. Aber das würden sie ja gleich, oder später, oder noch besser morgen, denn jetzt erst mal musste Maya sich freuen, entspannen, albern sein dürfen. Aber der besorgte Blick von Soro verriet ihr, dass es dafür vielleicht doch noch zu früh war. »Was ist?«, fragte Maya.

»Theo«, antwortete Soro knapp. Ihre Stimme klang bitter.

»Wir können ihn nicht finden«, erklärte Emmy.

»Ich hab wirklich gedacht, er muss ja irgendwo hier in Buxstein bei den anderen Erlmenschen sein. Mam und Pap sind da drüben, aber haben noch nichts gecheckt. Offensichtlich haben sie auch keine Ahnung, wo er ist.« Soro war den Tränen nah. Das tat Maya unendlich leid, und sie wollte auf keinen Fall klugscheißerisch rüberkommen, aber so was Ähnliches hatte sie bereits vermutet.



Kapitel 22

»Ich glaub, ich kann dir sagen, wo dein Bruder steckt«, doch die Antwort blieb sie erst einmal schuldig, denn in dem Moment grollte ein gewaltiges Beben in der Ferne. Keine Frage, das kam vom Buxkopf. Vom Marktplatz hatte man die Bergspitze, den Felssporn gut im Blick, hell angeleuchtet vom immer noch hoch am Himmel stehenden Mond. Die Menge sang einfach weiter, niemand außer den fünf bekam mit, was da oben passierte.

Der Felssporn schälte sich, Felsbrocken und Steinsgeröll fielen von ihm herab und gaben ein glattes, marmornes Gesicht preis. Der kantige Kopf eines Riesen mit langem glatten Bart, wuchernden Augenbrauen und kantiger Nase. Seine Augen glotzten hohl. Der Erlkönig. Er war frei.

»Oh shit«, Emmy brachte es auf den Punkt. »Wie kann das denn jetzt sein? Wir haben doch alles richtig gemacht, das Feuer, das Wasser, die Erlen ... die sind doch alle wieder ab nach Hause in ihre Sphäre und ...«

»Ach so, das könnt ihr gar nicht wissen«, unterbrach Maya Emmys enttäuschte Anklage. »Karlotta hat mir vorhin nämlich erzählt, dass ...«, der erstaunte Blick der Walch-Schwester erinnerte Maya, dass sie vermutlich erst mal ganz weit ausholen musste. »Aber daran kann sich Karlotta ja wiederum nicht erinnern. Ähm. Mist. Na, dann erzähl ich euch das gleich, unterwegs.« Maya stampfte los.

»Unterwegs wohin?« Soro wäre Maya an diesem Abend überallhin gefolgt. Trotzdem, vorab zu erfahren, was für ein Ziel sie ansteuerten, würde dabei enorm helfen.

»Na, Theo retten.«

Mehr musste Soro nicht wissen. Das war ein gutes Ziel.

Theodor Matz Bratmüller war niemals müde. Er war nicht müde, wenn er sonntags um fünf Uhr von seinen Eltern zurück ins Bett geschickt wurde, auch nicht um halb sechs oder um Viertel vor sechs, wenn er es noch mal probierte, sie zum Aufwachen zu überreden. Er war generell nicht müde, wenn andere der Meinung waren, dass er es sein müsste, egal zu welcher Uhrzeit. Nur, weil Pap noch einen Horrorfilm gucken wollte, der nichts für ihn war, oder Mam am nächsten Tag früh rausmusste. Und er war schon mal überhaupt niemals müde, nur weil es draußen dunkel wurde. Mit anderen Worten: Er war hellwach. Das war doch auch wirklich die beste Nacht aller Zeiten. Total aufregend, bis zu dem Punkt, als er in der Letzten Wurst mal musste. Da wurde dieser doch sehr andere St.-Martins-Abend leider ein wenig langweilig. Lag aber auch daran, dass die Klospülung ihn auf eine hervorragende Idee gebracht hatte, oder vielmehr der Wasserkasten der Toilette. Als er nämlich fertig mit Pinkeln war, so doll musste er gar nicht, hatte er sich das erste Mal in seinem Leben gefragt, woher eigentlich das Wasser beim Spülen kam. Sicher nicht durch die Wand, oder doch? Mit ein paar Test-Spülungen und seinem guten Gehör hatte er geschwind rausgefunden, dass der komische Kasten hinterm Deckel das Wasser hielt, bis die Taste am Deckel eine Klappe öffnete, wenn man sie denn betätigte. Total versunken in diese völlig neue Welt, die ihm ganz neue

Geschichten vom Wasserlauf erzählte, hatte er das Spiel mit den fliegenden Gespenstern sofort vergessen und hatte sofort zu seinem Staudamm gemusst, um das soeben Erlernte dort anzuwenden. Von der Letzten Wurst brauchte man gar nicht lange zur Lindenmühle.

Es war ihm gelungen, den kleinen Bach nun über alle Plateaus fließen zu lassen und die vielen einzelnen Verläufe vor der Mündung wieder zusammenzuführen. Das Wasser staute sich oberhalb der Schlucht allerdings ziemlich doll, da war ein richtiger kleiner See entstanden, in dem sich jetzt gerade das Mondlicht spiegelte. Wenn Theo den Damm nicht modifizierte, dann würde sich das Wasser so sehr stauen, dass der Damm brechen würde, und dann wäre die gesamte Arbeit umsonst gewesen. Inspiriert vom Klo hatte er eine manuelle Spülung gebaut. Diese konnte den See entlasten, wenn der Pegel zu hoch stieg. Das funktionierte i-die-al. Allerdings, das Blöde war, man konnte den Damm dadurch nicht alleine lassen, zumindest nicht für lange.

Während er den gespiegelten Nachthimmel betrachtete, grübelte Theo darüber nach, wie er für die Klo-Funktion eine Automatik einbauen konnte. Vielleicht wusste Soro ja eine Lösung. Passenderweise war ihr Spiegelbild gerade neben ihm im Wasser aufgetaucht.

»Hey, Würstchen«, Soro war erleichtert. Darüber, dass Theo tatsächlich, wie Maja vermutet hatte, heil und gesund an der Lindenmühle war. Er war zu einem einzigen Matschmonster mutiert, von oben bis unten mit Staudammschlamm bedeckt. Wahrscheinlich war er so vertieft in seine Arbeit gewesen, dass er gar nichts mitbekommen hatte. Nicht das Beben und auch nicht die Befreiung des Erbkönigs. Vielleicht auch besser, es blieb dabei. Allerdings würde das nicht mit dem Plan harmonieren, den sich die fünf auf dem Weg in den Wald überlegt hat-

ten. Maya hatte alles über die wahren Hintergründe für den Angriff der Erlen auf Buxstein erzählt. Dass sie nicht im Auftrag des Fürsten des Berges handelten, sondern, im Gegenteil, vor ihm geflohen waren. Josef nahm an, dass der Erbkönig deswegen am Kapellenmoor stecken geblieben war. Weil die Erlen ihm den Dienst quittiert und ihm damit ihre Macht verweigert hatten. Dass nun sie, die Kinder, ihnen in die Quere gekommen waren, musste zur Folge haben, dass den Erlen die Widerstandskraft gegen den Tyrannen ausgegangen war. Und dieser nutzte ihre Schwäche, um sich seine Macht zurückzuholen. Und die schien genug, um sich aus dem Berg zu befreien.

Mit allen Erkenntnissen, die sie über den Verlauf der Nacht gesammelt hatten, entwickelten sie schließlich eine Strategie, von der alle überzeugt waren, dass sie klappen könnte. Um diese in die Tat umzusetzen, mussten sie sich allerdings erneut trennen. Diesmal gab es keine Streitereien. Wer welche Aufgabe übernehmen sollte, war allen fünf glasklar. Während Maya und die Walchs zurück nach Buxstein umkehrten, folgten Emmy und Soro dem Weg zur Lindenmühle. Eine Garantie auf Erfolg gab es nicht. Das war okay, dachte Soro. Solange sie nur Theo nicht alleine lassen musste. Dennoch war sie nervös. Natürlich. Aber nur nervös. Angst hatte sie nicht. Na ja. Ein bisschen vielleicht.

»... und auf die Idee kam ich vorhin beim Pipimachen, aber ich muss inzwischen schon wieder, obwohl ich hab auch ziemlich Durst...«, Theo hatte extrem Nachholbedarf, alle seine Ideen und Konstruktionen rund um den Stausee kundzutun. Aber noch jemand anderes musste dringend seine lange gehegten Pläne loswerden, jemand, der noch viel länger als Theo auf diesen Moment gewartet hatte. Die Wipfel der Bäume zitterten, und über den Waldboden kroch eine dumpfe Erschüt-

terung in einem langsamen, bedrohlichen Takt, mit jedem Schritt, den der Erbkönig näher kam.

Der Mond verschwand hinter dem Kopf des Riesen mit dem langen weißen Bart und der markanten Nase, die wie ein Felsvorsprung aus den hageren Wangen hervorstach. Auf seinem Haupt trug er eine geflochtene Krone, die ebenso weiß schillerte wie der restliche massive Körper, die unter der Krone hervorwallenden langen Haare und das gewebte Gewand. Seine Augen trugen keine Pupillen, blickten bedrohlich und leer auf Soro und Theo herunter. Er seufzte, und mit einer warmen, tiefen Stimme sprach der Erbkönig sein erstes Wort seit Hunderten von Jahren.

»MENSCHEN!«

Okay, jetzt Angst zu bekommen, war vollkommen in Ordnung, dachte Soro. Der König des Berges war zurück. Seine ebenso beeindruckende wie Furcht einflößende Erscheinung reichte vom Grund der Schlucht bis zur Anhöhe, auf der Soro und Theo ihm direkt in die Augen schauen konnten. Soro spürte, wie ihre Knie nachgaben. Wie in einem Albtraum, dachte sie. Ihr Kopf schrie nach Flucht, aber er schien weit, weit weg von ihrem Körper zu sein, kein Befehl ihrer Instinkte erreichte ihre Muskeln. Aber es war kein Traum. Der Riese stand tatsächlich vor ihnen. Und obwohl der Anblick des unheimlichen Herrschers das schier Unmöglichste war, was Soro je in ihrem Leben erlebt hatte, mischte sich noch ein Gefühl in Soros Beklemmung. Traurigkeit.

Eine Aura des Herbstes, der Vergänglichkeit umgab den König. Er musste sehr alt sein, dachte Soro. Sehr, sehr alt. Und beinahe bekam sie Mitleid mit diesem unwahrscheinlichen Wesen, das so lange darauf gewartet hatte, diesen seltsamen Berg namens Buxkopf zurückzuerobern.



»ICH HASSE MENSCHEN«, die Lippen des Königs bewegten sich wie träge, vollgefressene Schlangen, und obwohl er wisperte, hallten seine Worte lauter als ein voll aufgedrehtes Radio.

Mit Soro Mitleid war es sofort wieder vorbei. Aber was hatte sie erwartet? Ein »Hallo, Kids, was geht'n ab?«? Natürlich musste er die Menschen hassen. Soro Herz pochte ihr bis zum Hals. Es kostete sie reichlich Überwindung, aber sie musste dem Giganten etwas entgegensetzen. Jetzt!

»Wir sind auch nicht grade gut auf Sie zu sprechen«, ihr Stimm rang nach Luft, und Soro wunderte sich selbst darüber, dass sie dieses unwirkliche Wesen siezte.

»SCHWEIG!«, wie mit Donnerhall herrschte der Erbkönig sie an. Dabei fiel Soro auf, dass der König nicht atmete. War er nicht auf Sauerstoff angewiesen? Andererseits, wie sonst hätte er Hunderte von Jahren unter der Erde überleben sollen. Soro stellte fest, wie sich ihr Herzschlag wieder beruhigte. Gut. Keine Angst. Ihre Hand legte sich wie von selbst auf den Wuschelkopf von Theo. Dieser starrte den Riesen genauso an, wie er einen Fantasyfilm anlotzte – mit offenem Mund und begeisterten aufgerissenen Augen.

»ICH SOLLTE EUCH SOFORT VERNICHTEN, GARSTIGE PEST! ABER ...« Die Laune des Erbkönigs schwankte von über die Maßen erbost zu leicht amüsiert. »... ZUVOR MUSS ICH MICH WOHL BEI EUCH BEDANKEN.«

Damit hatte Soro nicht gerechnet. Noch weniger mit Theos Reaktion.

»Ja, bitte gern geschehen«, hatte der Junge gar keine Vorstellung, was gerade passierte? Ganz schön kaltschnäuzig, fand Soro. Theo schien überhaupt gar nicht ängstlich beeindruckt von ... ja, von gar nichts,



was in dieser Nacht passiert war. Soro stellte fest, wenn sie sich bewusst gegen das Angsthaben entschieden hatte, dann wusste Theo noch nicht einmal, was das Wort überhaupt bedeuten sollte.

»Duhu?«, fuhr er fort, »Kannst du vielleicht mal ... Du stehst nämlich voll in meinem –«, weiter kam Theo nicht. Der Erbkönig ließ seinen Kopf in den Nacken fallen, öffnete seinen riesigen Mund und entließ seiner Kehle ein gewaltiges Röhren, das klang wie das Wehklagen Dutzender verwundeter Hirsche. Es musste auf der ganzen Welt zu hören gewesen sein, mindestens aber bis Mauseck.

»EUREN SCHÄNDLICHEN TATEN GEGEN MEINE ERLKEN HABE ICH MEINE BEFREIUNG ZU VERDANKEN. HÄTTE IHR SIE NICHT AUFGEHALTEN, ICH HÄTTE DIE KRAFT, DIE SIE MIR GEBEN, VERLOREN UND WÄRE FÜR IMMER GEFANGENER DES VULKANS GEBLIEBEN.«

Theo schmolte. Er mochte es nicht, wenn Erwachsene ihn unterbrachen. Und an dem Gefasel von diesem Riesentyp hatte er ungefähr so viel Interesse wie an den Telefonaten mit lieben Verwandten, die ihm zum Geburtstag gratulieren oder frohe Weihnachten wünschen wollten. Soro hoffte, dass er still blieb. Das, was der Erbkönig von sich gab, bestätigte Mayas Theorie. Das war gut. Alles, womit sie richtiglagen, war ein Pluspunkt und ließ sie darauf hoffen, dass der Rest des Plans auch klappen würde. Also nickte sie eifrig. Lass ihn labern, dachte sie. Mach keine Szene, immer schön bestätigen. Aber dem Erbkönig war Soros Zustimmung gar nicht willkommen.

»DU!«, er kniff die Augenbrauen zusammen. »GLAUB BLOSS NICHT, DASS ICH NICHT WEISS, WER DU BIST!«

Soro schüttelte den Kopf. Das fühlte sich auch falsch an. Also nickte sie wieder.



»HÖR AUF, MIT DEM KOPF ZU WACKELN, WENN ICH MIT DIR SPRECHE, MENSCH!«

Das Moor! Ihre kurze Begegnung am Kapellenmoor fiel ihr wieder ein. Die Berührung mit der Hand des Königs. Die Halluzinationen, die sie ausgelöst hatte. Dieser Blick in die andere Welt. Das Grauen ...

Der Mund des Erbkönigs kräuselte sich, seine Wangen hoben sich. Lächelte er etwa? Es war das gemeinste Lächeln, das Soro je gesehen hatte, und es ging ihr eiskalt durch jede Faser ihres Körpers.

»OOOOH ... DU ERINNERST DICH, ALS WIR UNS BEGEGNET SIND. DU ERINNERST DICH AN MEINE TRÄUME. AN MEINE PLÄNE FÜR EURE WELT ...«

Sie hatte sich also doch nicht geirrt. In der Vision, oder was auch immer es gewesen war, hatte sie wirklich den Buxkopf gesehen, nur anders, voller monströser Wesen, Bäume und Pflanzen aus den widerlichsten Alpträumen gewachsen. Den Buxkopf, wie er unter der Herrschaft des Erbkönigs werden würde. Und da war noch etwas, was sie gesehen hatte. Etwas, das noch viel schlimmer war. Aber das war nun hinter einem blinden Fleck. Sie konnte es nicht mehr zurück in ihre Erinnerung rufen. Sie starrte den Erbkönig an, als würde sie in ihm die Vision wiederfinden. Die Miene des Königs entspannte sich. Er sah, dass Soro wusste, was sie da gesehen hatte, und dass sie nun richtig, richtig Angst bekam. Auf bizarre Art und Weise erschien eine seltsame Gutmütigkeit in seinem Gesicht. Und noch etwas – ein Riss. Ein Riss in seiner Haut, wie eine Spalte in einer Mauer. Die glatte, porzellanartige Oberfläche begann zu bröckeln, und Soro stockte der Atem. Noch kurz zuvor wäre ihr Herz beinahe explodiert, nun fehlte ihm plötzlich jeder Schlag, als hätte es einfach ausgesetzt. Ihr Verstand warnte sie, die Erinnerung anzuzapfen, ihren blinden Fleck beizubehalten. Aber



das Fürchterliche, was sie in der anderen Welt gesehen hatte, was sie bislang erfolgreich verdrängt hatte, erschien nun klar und deutlich vor ihr, und sie sah –

»DU ERINNERST DICH ... AN MEINE WAHRE GESTALT ...«

Soro versuchte zu schlucken. Aber da war kein Tröpfchen Speichel mehr, ihre Kehle so trocken wie eine Tüte Erdnussflips. Wie ein Fisch an Land versuchte sie, nach Luft zu schnappen. Vergeblich. Der Erlkönig genoss diesen Moment sehr.

»DU SIEHST ... UND DU VERSTEHST, MENSCHENKIND. MEINE ZEIT IST GEKOMMEN. EURE ZEIT IST VORBEI. IHR WART MIR EINE PEST UND ZULETZT DANKBARE NARREN. IHR HAB ALLES RICHTIG UND ALLES FALSCH GEMACHT. IHR KÖNNT MICH NICHT MEHR AUFHALTEN. AUCH DER KLEINE MENSCH DA HINTER DEM BAUM NICHT!«

Unten, zu seinen Füßen, trat der kleine Mensch, der sich bis dahin hinter der riesigen alten Linde versteckt gehalten hatte, hervor.

»'ne ziemlich große Klappe für jemanden, der gerade erst aufgestanden ist.« Emmys Herz pochte mit der Wucht eines Presslufthammers gegen seine Rippen. »Wo sind denn deine kleinen Freunde geblieben? Ach so, ganz vergessen. Die können dich ja auch nicht leiden!«

Emmys ätzende Art machte dem Erlkönig wenig aus.

»HOHO, KLEINER MENSCH. DU BIST NICHT DER ERSTE, DER MEINT, ER KÖNNE ES MIT DEM ERLKÖNIG AUFNEHMEN.«

»Na, aber vielleicht der letzte.« Innerlich kochte Emmy. Es war gar kein Platz mehr in ihm, um Angst zu haben. Da war nur noch Wut. Dieser selbst ernannte König war auch nicht anders als die Schulhof-



Bullys, die ihm einst sein Leben erschwert hatten. »Du hast schließlich ziemlich lange auf der faulen Haut gelegen. Glaubst du wirklich, das alles noch so ist wie damals, als Luise dich besiegt hat?«

Ui. Das saß. Den Namen der Frau zu hören, die ihm einst erfolgreich trotzte, bereitete dem Erlkönig absolut kein Vergnügen. Seine Miene verfinsterte sich, und er machte einen behäbigen Schritt weg von Soro auf Emmy zu. Es klappte. Jetzt hatte Emmy die ganze Aufmerksamkeit des Riesen auf sich gezogen. Jetzt mussten sie ihn nur noch dazu bringen, an die richtige Stelle zu treten.

»Ja, richtig gehört: Luise. Wir feiern sie wie eine Heldin! Jedes Jahr, zur gleichen Zeit, veranstalten wir den St.-Luise-Tag ...« Voll gelogen, aber ob der König etwas mit dem heiligen Martin anfangen konnte, war fraglich. »Sie war nur eine einfache, ehrliche Kerzenmacherin, aber dir haushoch überlegen. Schöner König bist du!«

Der finstere Blick des Erlkönigs war nun vollends auf Emmy fixiert. Es war ihm anzusehen, dass Emmys Angeberei ihn zornig machte, aber er bewegte sich nicht vom Fleck. Emmy musste noch provokanter werden.

»Die Welt hat sich seitdem krass verändert, solltest du wissen. So Märchen-Witzfiguren wie du oder Rumpelstilzchen machen uns keine Angst mehr. Hast du schon mal *The Walking Dead* gesehen? Oder was von Sauron gehört? Oder dem Klimawandel?«

»Mach was«, raunte Soro, die gemeinsam mit Theo die Auseinandersetzung verfolgte. Am liebsten wäre sie Emmy sofort zu Hilfe geeilt, aber das war gegen ihre Abmachung. Stattdessen versuchte sie mit Händen und Füßen, Emmys Aufmerksamkeit zu erhaschen, ohne ihn zu sehr abzulenken. Mit großer Geste machte sie ihm klar, dass er aktiv werden musste, damit der Erlkönig in die Falle tappte.

Emmy fing Soros Signal aus den Augenwinkeln auf, und es kos-



tete ihn ordentlich Überwindung, seine Spaghettibeine in Bewegung zu bringen. Ein erster Schritt, beinahe knickte ihm der Fuß weg, aber er konnte sich fangen. Dann ein zweiter, ein dritter, und mit steigendem Tempo umkreiste Emmy den Erlkönig, erst langsam, dann immer schneller, und schließlich hüpfte er regelrecht um den alten König herum, sodass dieser, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, sich mitdrehen musste. Zwischen seinen Füßen floss das kleine Rinnsal hindurch. Es brauchte nur einen Fehltritt, dann ...

Soro ergriff Theos Hand und riss ihn aus dem Bann des Schauspiels in der Schlucht. Wie sollte sie das anstellen? Jetzt musste Theos Staudamm ins Spiel kommen. Aber wie, ohne dem Kleinen das Herz zu brechen? Mit einem Mal zählten für Soro weder die Erlen noch der König noch seine Welt voller Dämonen und Monster, sondern nur ihr kleiner Bruder. »Hey«, ihre Stimme war rau und gedämpft, »geht's dir gut?« Theo nickte eifrig, die Augen fest auf das Spektakel vier Etagen weiter unten gerichtet.

»Du, Soro?«

»Mh?«

»Wer ist denn dieser Riese eigentlich?«

»Erklär ich dir später«, Soro war verblüfft, wie aus Theo einfach nur die reine Neugier ohne Wertung und ohne Furcht sprach. Gleichzeitig war ihr klar, dass das wohl typisch für ihre Familie war. »Aber sag mal, dein Spülmechanismus ...«

»Ja?« Theo drehte ihr den Kopf zu. Was sich da zwischen Emmy und dem Monster abspielte, war plötzlich nicht mehr interessant.

Emmy hüpfte und sprang und drehte immer weiter seine Runden um den König des Berges. »Weißt du, das wird vermutlich immer heißer



hier, in Buxstein. Licht magst du ja nicht so, hab ich gehört. Tja, da kommen harte Zeiten auf dich zu. Überleg's dir besser noch mal ...«

»GENUG!« Die Stimme des Erlkönigs dröhnte Emmy in den Ohren. Ihm war auch langsam die Puste ausgegangen. Dieses Wesen aus einer anderen Welt zu umrunden und gleichzeitig zu verhöhnen, war ziemlich anstrengend, und von der eigenen Furcht kam man dadurch auch keinen Schritt weit weg.

»DU LANGWEILST MICH. ICH HABE ZU LANGE AUF DIESEN TAG GEWARTET, UM MICH LÄNGER MIT DIR HERUMZUÄRGERN, DU PLAGE.«

Nix zu machen. Ob der König mit Absicht den Kontakt zum Wasser mied oder nicht, Emmy musste etwas anderes ausprobieren. Was hätte sein Vater in so einem Moment getan? Als Emmy Stress mit den Bullys hatte, war sein einziger Ratschlag gewesen, er solle einfach weiterhin nett zu den Blödmännern sein. Was für ein Schwachsinn, hatte Emmy damals gedacht und es gar nicht erst ausprobiert. Später allerdings, als Baba im Supermarkt an der Kasse alle aufgehalten hatte, weil er sein ganzes Kleingeld loswerden wollte, und der Typ hinter ihm in der Schlange angefangen hatte zu pöbeln, schnallte Emmy die heimliche Superpower seines Vaters. Er zeigte sich verständnisvoll, redete ganz ruhig mit dem Stresser und schenkte ihm am Ende noch eine Apfelsine. Das war ziemlich weird, aber auch entwaffnend und für Emmys Stresspegel beruhigend. Vielleicht klappte diese Masche nicht auf dem Schulhof unter Kindern, aber bei Erwachsenen zeigte sie eine erstaunliche Wirkung. Vor allem bei Emmys Baba selbst, der den Ärger anderer niemals auf die eigenen Schultern nahm. Darauf angesprochen verriet sein Vater ihm, dass er sich einfach nur an die Worte des weisen Freddy Mercury hielt, der wohl mal gesagt haben sollte: Wenn du



deinen Gegner nicht besiegen kannst, verbünde dich mit ihm. Damals glaubte Emmy, dass Mercury ein Präsident oder ein Kaiser gewesen sein musste, halt die Sorte Mensch, deren Worte immer zitiert wurden. Erst später schnallte er, dass das ja der Sänger von Babas Lieblingsband gewesen war.

»Hey, hey, hey! Versteh mich nicht falsch«, Emmy dämpfte seine Stimme und sprach die Worte langsam, wie um zu sagen, jetzt beruhigen wir uns mal. Vorsichtig trat er zwei Schritte zurück, damit er das Ungetüm besser im Blick hatte. Sofort bereute er diese Entscheidung. Der König war so groß wie ein vierstöckiges Haus. Wie konnte so etwas überhaupt existieren? War er vielleicht einfach auf dem Rücksitz im Auto eingeschlafen und träumte diesen ganzen Mist nur? Wenn, dann war es entweder der dümmste oder der coolste Traum aller Zeiten – so hin- und hergerissen, fand Emmy wieder die Courage, den fürchterlichen Gigant anzusprechen.

»Ich erzähl dir nur, was dich hier erwartet. Ich bin mir sicher, dass du einen guten Plan für deine Machtergreifung hast, und noch bessere Gründe. Hey, ich hatte auch schon mal Hausarrest.« Noch eine Lüge. Emmys Eltern gaben keinen Pfifferling auf solche Strafen oder Strafen allgemein. Lügen mochten sie allerdings auch nicht. Egal. Wenn das jetzt in die Hose gehen sollte, war tatsächlich alles andere für immer ziemlich egal.

Aber Emmys Taktik zeigte Wirkung. Mit dem Tonwechsel konnte er den Erbkönig anscheinend wirklich etwas besänftigen, zumindest sah er im Moment von weiteren Drohungen ab, wartete darauf, was diese Mücke von Mensch ihm noch zu sagen hatte. Trotzdem war klar, dass er sich nicht mehr lange mit Emmy beschäftigen wollte. Seine Stirn lag in Falten, die die glatte Oberfläche brüchig werden ließen. Kleine

Brocken weißen Alabasters bröselten wie Schuppen von seiner Haut, und durch die Risse lugte die Dunkelheit der wahren Gestalt dieses Monsters.

»Ich wünsch dir auch viel Erfolg mit dem, was du vorhast.« Gelingen. »Ehrlich. Es ist mir schon eine Ehre, der Erste zu sein, der unserem zukünftigen Herrscher gegenübertritt.« Bullshit. Aber dem Geschmeichelten gefiel es. Emmy trat einen Schritt zur Seite, näher an das Rinnsal heran.

»GLAUB NICHT, DASS ICH DEINEN SCHMEICHELEIEN GLAUBEN SCHENKE. MENSCHEN SIND FÜR MICH NICHTS ANDERES ALS GEWÜRM, DASS ICH ZERQUETSCHEN. UND MIT DIR FANGE ICH SEHR GERNE AN!«

Der Erbkönig erhob seinen mächtigen Fuß, die Situation wurde brenzlich. Abwehrend erhob Emmy die Hände.

»Sachte, sachte! Alles okay. Mach nur. Go on!« Nein, bitte nicht! »Ich fühle mich wie gesagt geehrt, aber wenn du wirklich ein großer König bist, dann erlaubst du deinem ersten Opfer eine letzte Bitte!« Und eine letzte Chance. Emmy betete, dass der Erbkönig diese Herausforderung annahm.

Er tat es. »UND DIE LAUTET?«

»Bevor du mich vernichtest, gestatte mir einen Blick in die Zukunft. In deine Zukunft, deine Welt, oh neuer Herrscher des Berges.«

Der Erbkönig senkte den Fuß. Seine glatt polierten Zehen, in denen sich weitere Risse zeigten, kamen Emmy gefährlich nahe. Er hätte ihn leicht mit dem großen Zeh wegschnippen können. Ein diabolisches Schmunzeln lag auf seinen Lippen. Emmy hatte an seine Eitelkeit appelliert. Er wollte mit ihm verschmelzen. So wie mit Soro beim Kapellenmoor, um ihn mit seiner Schreckensvision zu plagen.

Ohne seine Position zu verändern, ließ Emmy seinen linken Fuß in das Rinnsal gleiten. Seine Sneaker waren sofort durchnässt. Bevor der große Zeh des Königs seine Stirn berühren konnte, hoffte er inständig, dass Soro bereit war, ihren Part zu übernehmen. Er spürte die Kälte, schon bevor er mit der Haut des Königs in Kontakt kam, und dann schoss sie ihm durch den ganzen Körper.

»Jetzt, Theo.« Soros Worte hallten durch den ganzen Wald. Der Erbkönig drehte seinen Kopf, so langsam wie bedrohlich. In seinen Augen stand das pure Böse. Soro sah, wie die steinernen Pupillen auseinanderbröselten und unter ihnen die schwarzen Augen der wahren Gestalt des Riesen erschienen. Er starrte sie an, voller Hass und voller Häme. Gut so, dachte Soro. Alle Augen auf mich. Nicht auf Theo. Lass Theo aus dem Spiel.

Der hatte gerade auch überhaupt kein Interesse an irgendwas, außer an der Spülung, die er vorhin auf dem Klo der Letzten Wurst erdacht hatte und nun stolz wie sonst was endlich vorführen durfte. Das Wasser hatte sich bis zur Oberkante des aus Brettern, Ästen und Laub gebastelten Staudamms gesammelt. Theo hatte eine kleine Luke in den ganzen Verhau gebaut, die er nun mit einer alten, dreckigen Strippe hochzog. Erst sprudelte nur ein kleiner Strahl durch das Dickicht des Damms, dann zog der zarte Wasserfall immer mehr Stöckchen und Äste aus dem Verhau und riss schließlich den gesamten Damm mit sich in die Tiefe. Entfesselt prasselte der Bach in einer wahren Sturzflut auf den Rücken des Riesen. Was sich dann in Sekundenschnelle ereignete, lässt sich in etwa so zusammenfassen.

Der Erbkönig stieß einen überraschten Schrei des Entsetzens aus, der Soro durch alle Knochen ging. Auch Theo hielt sich die Ohren zu,

begann aber ebenfalls zu brüllen. Sein geliebter Staudamm. Was hatte er nur getan?

Das Element reagierte extrem auf die fremde Substanz des Erbkönigs, aus dem kleinen Bächlein wurde ein geradezu reißender Strom, als würde die Berührung mit seinem Körper noch mehr Wasser nachsaugen. Aus dem Rinnsal, in dem Emmy stand, war nun ein sprudelnder Fluss geworden. Der Fuß des Erbkönigs war nach wie vor mit Emmy verbunden, sie waren immer noch miteinander verschmolzen.

Emmy spürte weder die Berührung noch das tosende Wasser, was ihn nun völlig durchnässt hatte. Er stand an einem anderen Ort, inmitten knorpeliger Bäume, die höher als die Wolken wuchsen und dabei pulsierten, als wären sie nicht aus Holz gewachsen, sondern aus Innereien, Gedärmen und unmenschlichen Organen. Eine fahle, beinahe graue Mitternachtssonne schien in diesem Reich, und hinter den Bäumen sah Emmy Wesen stolzieren, die sich langsam wie Faultiere bewegten, auf vier, sechs und acht Beinen.

»Es funktioniert«, krächzte Soro. Sie konnte es gar nicht glauben. Dank der Verbindung zum Wasser, die Emmy erschaffen hatte, als er sich in das kleine Rinnsal gestellt hatte, schwappte das Wasser nicht einfach durch den Erbkönig durch, wie sie es bei den Erlmenschen erlebt hatten. Stattdessen war ein stetiger Strom entstanden, der den König durch Emmys Körper hindurchzog. Dahinter floss er weiter in eine Felsspalte, die den gesamten Bach unter der Erde verschwinden ließ, Richtung Buxborn, unten am Marktplatz in Buxstein.

Vor Soros und Theos Augen begann die Verwandlung des Erbkönigs. Nach und nach bröckelte immer mehr von seiner Schutzhaut ab, unter der statt der menschlichen Fassade nun ein knorriges, dunkles Wesen erschien. Mit Armen und Beinen, die wie umeinander-

geschlungene Lianen aussahen, einem Bart aus Tausenden kleinen Wurzeln und einem Gesicht voller scharfer Zähne und zwei schwarzen und einem grünen Auge erschien für kurze Zeit der echte Erlkönig, so, wie er all die Jahre unter der Erde auf seine Befreiung gewartet hatte. Wenn dieses Monster tatsächlich ... Aber Soro schüttelte den Gedanken sofort ab. Denn mit jedem Liter Wasser, das sich durch den Erlkönig und Emmy schleuste, verlor das grauenhafte Monster an Größe. Der Erlkönig begann tatsächlich zu schrumpfen.

Soro packte Theo an der Hand, der der Zerstörung seines Damms gerade keinerlei Beachtung schenkte, sondern wie gebannt von diesen fantastischen Spezialeffekten war. So was hatte er selbst in den Filmen, die er nicht gucken durfte, bislang nicht gesehen. Soro hüpfte, sprang und rannte die Plateaus herunter, als wäre sie in einem Jump'n'Run Game, und Theo hüpfte mit. Der Erlkönig wurde im reißenden Wasser immer winziger. Auf der Ebene der Schlucht angekommen, ließ Soro Theos Hand los und packte Emmy mit beiden Armen, riss ihn mit sich zu Boden, raus aus der Strömung, die das Wasser und der Erlkönig nun auch ohne ihn bildete. Der Fürst des Berges schrumpfte weiter, zerfloss vor ihren Augen, war nun kleiner als Theo, und das Wasser sog ihn in die Öffnung, die unter den Linden ins Erdreich ging. Mit einem nicht hörbaren SCHWUPP war der eben noch mächtige und Furcht einflößende König verschwunden.

Während er mit dem Erlkönig in Kontakt war, hatte Emmys Körper geleuchtet wie die der Erlmenschen, nur noch intensiver. Kaum hatte Soro ihn befreit, ließ der blaue Schimmer nach, und Emmy öffnete die Augen. Sein Blick war benebelt, verstört vielleicht sogar, aber es waren Emmys Augen, nicht die hohlen Glotzer der Erlen, sondern Emmys eigene, verwirrt schauende braun-grüne Augen.



Wasser hatte sich in seine Luftröhre verirrt, und er musste erst mal kräftig husten, dann war er wieder vollends bei sich.

»Hat's geklappt?«, Emmy klang wie ein Rabe, so heiser war er. Soro nickte, erleichtert. Dann half sie Emmy auf die Beine. Er war klatschnass. Um sie herum ebbte der Strom wieder zu dem kleinen, unscheinbaren Rinnsal ab. Unsicher schaute Emmy sich um, ob der Spuk nun wirklich ein Ende hatte.

»Und?«, Soro fehlten die Worte. Sie fühlte sich gleichzeitig erleichtert und verstört. Was okay war. Alles besser, als noch einmal Angst zu bekommen. Auf die konnte sie sehr gut verzichten.

»Na ja. Nicht so doll«, beschwerte sich Emmy, dem Hoodie und Jeans an der Haut klebte. Dennoch zierte sein nasses Gesicht ein breites Lächeln. Er schüttelte seine Beine aus, unter ihm begann sich eine kleine Pfütze zu bilden, und Soro schenkte ihm ein gespielt mitleidiges Sorgengesicht und tätschelte seine Schulter.

»Du Armer«, spottete sie. Aber ein bisschen meinte sie es auch ernst. So begossen, wie Emmy dastand, war er wirklich zu bemitleiden. Von der gesamten Erfahrung mal ganz zu schweigen. Wie das wohl für ihn gewesen sein musste, für mehrere Minuten in der Welt des Erlkönigs gefangen zu sein? Soro strich den Gedanken sofort wieder, als sie Theo lustlos den Pfad von der Anhöhe in die Schlucht herunterstampfen sah.

»Menno!« War das Einzige, was er zu diesem triumphalen Moment beitragen wollte. Im Gegensatz zu Emmy schmolte er richtig, aber ganz und gar.

»Hey, Kopf hoch«, Emmy, selbst noch damit beschäftigt, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden, konnte den Anblick des geknickten Zwergs kaum ertragen. »Sieht so aus, als hätte dein Staudamm uns heute das Leben gerettet, Theo.«



Aber Theo zuckte nur mit den Schultern. »Ja, weiß ich.« Das klang beinahe so wie die Antwort an die Erinnerung, dass er später noch sein Zimmer aufzuräumen hatte. »Aber jetzt ist er kaputt! Völlig hinüber.«

»Mach dir nichts draus«, Soro nahm Theos Nase zwischen die Knöchel ihres Zeige- und Mittelfingers und zog einmal kräftig dran. Emmy war kurz irritiert, aber erinnerte sich daran, dass er so ähnlichen Quatsch auch mit seinen Schwestern machte. Nicht um sie zu ärgern, vielleicht ein wenig, aber eigentlich, weil er sie gern hatte.

»Weißt du was?«, Emmy zupfte weiter an seinem Hoodie herum, der wohl so schnell nicht wieder trocknen würde. »Deinen Staudamm bauen wir einfach in den nächsten Tagen wieder auf.«

Soro nickte zustimmend. »Und ich bin mir sicher, dass Maya noch eine hervorragende Idee bekommt, wie man deine Spülung noch verbessern kann.«

»Mensch! Maya!« Plötzlich wurde der nasse Emmy richtig wach, und auch Soro fiel ein, dass sie zwar ihren Teil des Plans erfüllt hatten, aber ihre Freunde unten in Buxstein noch auf den geschrumpften Erlkönig treffen würden.

»Oha«, prustete Soro. »Dann jetzt aber schnell.« Sie war drauf und dran, in den dunklen Wald loszusprinten, aber Emmy hielt sie am Arm fest.

»Sekunde, warte mal. Fällt dir was auf?«

Soro schaute Emmy verdutzt an. War irgendwas anders an Emmy, außer, dass er ein begossener Pudel war?

»Nein, nicht ich«, Emmy schüttelte den Kopf. »Der Nebel ...«

Soro und Theo schauten in alle Richtungen des Waldes. Tatsächlich. Von dem weißen Schleier, der sich seit Beginn des Nachmittags über den Buxkopf gezogen hatte, fehlte jede Spur. Keiner der drei wagte, die

Stille, die sie umgab, zu durchbrechen. Es war eine andere Art der Stille als zuvor. Friedlicher und gleichzeitig lebendiger. Der Wind raschelte in den letzten Blättern und Nadeln der Bäume. In der Ferne erklang der schummerige Schrei eines Uhus. Unter normalen Umständen voll unheimlich. Aber nach einer so unheimlichen Nacht irgendwie einfach nur beruhigend.

Jetzt glaubte Emmy es auch. Dass sie es tatsächlich geschafft hatten, den Erlkönig zu besiegen. Und um sich die letzte Gewissheit zu holen, hieß es nun, nach Buxstein zurückzukehren.

»Okay, lass uns –«

»Moment, Moment!«, beschwerte sich Theo. Was war denn jetzt noch? Umständlich zog Theo erst den einen Arm aus dem Ärmel seiner Schildkrötenjacke, dann den anderen, und schließlich verschwand auch sein Kopf im blauen Daunenstoff. Kaum hatte er sich aus der Jacke geschält, reichte er sie dem klitschnassen Emmy. »Hier, sonst erkältest du dich noch.«

»Oh«, erstaunt nahm Emmy Theo die Jacke ab, öffnete den Reißverschluss und schlüpfte hinein. Sie war ein bisschen klein, aber hielt tatsächlich den eisigen Luftzug von seinem Rücken fern.

»Danke, Theo. Oder sollte ich besser sagen ... ›Sankt Theo?«

Theo rümpfte die Nase und kniff die Augen zusammen. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nee, die Jacke hat ja mal Soro gehört«, und hakte sich bei seiner Schwester ein. »Wenn, dann Sankt Bratmüller«

Wenig später trafen Soro, Emmy und Theo am Marktplatz ein. Die Festlichkeiten waren noch in vollem Gange.

»Anscheinend will heute Nacht niemand gern nach Hause«, lachte

Emmy, während er nach Maya, den Walchs und nach seiner Familie Ausschau hielt.

In der Tat waren noch unheimlich viele Familien in der Altstadt um das große Feuer versammelt. Es wurde gelacht, geplaudert, und hier und da konnten einige Unverbesserliche auch das Singen nicht lassen.

»Da. Da sind sie«, Soro erspähte die heftig winkende Maya als Erstes. Sie standen nicht weit vom Brunnenhäuschen. Theo war der Erste, der anfang zu rennen. Soro und der inzwischen nur noch halbnahe Emmy sahen sich an, zuckten mit den Schultern, und dann sprinteten auch sie los, um ihre Freunde wiederzusehen.

Kurz vor Maya bremste Theo ab.

»Hi.«

»Hey, Theo. Schön, dich zu sehen.«

»Ja«, Theo war völlig außer Atem. Er war so aufgeregt wie den ganzen Abend nicht. Kein Gespinnst und kein Riesenmutantenkönig konnten ihn so nervös machen wie das, was er Maya jetzt dringend fragen musste. »Kannst du dir eine Spülung für meinen Staudamm ausdenken?«

Maya blinzelte zweimal, um diese Anfrage zu verarbeiten. »Klar, kann ich«, antwortete sie ehrlich. Eigentlich gab es ja nichts, was sie nicht konnte. Schon gar nicht, nachdem sie gemeinsam mit den anderen soeben einen Hunderte von Jahren alten Fluch aus dem Weg geräumt hatten.

»Okay, danke«, stieß Theo hervor und vergrub dann seinen hochroten Kopf unter Soro's Arm.

Josef und Karlotta hüpfen Emmy geradezu entgegen, und Emmy machte es nichts aus, mit ihnen gemeinsam weiterzuhüpfen.

»Habt ihr ...? Ist er ...?«



»Yep.« Maya holte sich ein High Five von Soro ab. »Per Express kam die Lieferung, und wir haben sie an Ort und Stelle weiterverpackt. Karlotta, darf ich bitten?«

Karlotta präsentierte allen ein großes Gurkenglas, in dem sich eine Art feuchter Lappen befand. Soro, Emmy und Theo berührten das Einmachglas fast mit ihren Nasenspitzen.

»Und ... das ist er?«, fragte Soro zögernd.

»Jawohl«, aus Karlotta sprach die reine Entspannung. »Er ist tatsächlich beim Brunnen rausgespült worden.«

Emmy kratzte sich im Nacken. Dieser kleine Wurzelsepp im Glas, dieses knorrige, dunkle Ding ... das sollte vor Kurzem noch der angst-einflößende, von allen Erlen gehasste und von den Menschen gefürchtete mächtige Erlkönig sein?

Josef spannte seine Arme auf. »Allerdings viel, viel größer als so eine einfache Erle.«

»Na ja, übertreib mal nicht«, beschwichtigte ihn Maya. »Aber nachdem wir ihn ausgewrungen hatten, war er nur noch so groß wie 'ne Gurke.«

»Wie habt ihr das denn angestellt?« Emmy versuchte, sich die Aktion bildlich vorzustellen, was ihm absolut nicht mehr gelingen wollte.

»Dasselbe könnte ich euch fragen«, entgegnete Maya. »Wie zum Donnerwetter habt ihr überhaupt den Riesen bezwungen?«

»Alles nach Plan und mit Hilfe von ein wenig Glück, schätze ich. Aber sagt mal, hat einer von euch den Erlkönig berührt?« Sorge moglete sich unter Soro's Begeisterung. Hatten die anderen vielleicht auch einen ungewollten Einblick –

»Ja, äh, igitt«, Maya verzog das Gesicht und streckte die Zunge raus. »Sonst hätten wir ihn ja nicht auswringen können.«



»Wie hat sich das denn angefühlt?«, bohrte Soro weiter.

»Wie so alte Schwämme und Lappen, die man drei Tage im Spülwasser hat liegen lassen«, informierte Josef die anderen sehr konkret.

»Besser hätte ich das nicht beschreiben können«, pflichtete Maya bei.

»Ja, wie? Ihr habt den ausgewrungen, wie 'nen nassen Schwamm?« Emmy fasste es nicht.

»Ich nicht, aber Josef und Maya«, gab Karlotta zu.

Emmy schüttelte mit dem Kopf. »Ich habe echt Mühe, mir das alles vorzustellen. Aber ehrlich gesagt, was wir oben erlebt haben ...«

»Ja, das lässt sich auch nicht wirklich in Worte fassen«, pflichtete Soro ihm bei. Sie knabberte noch an ihrer Erinnerung an die Erlkönigwelt. Hatte Emmy das gar nicht erlebt? Und Josef? Und Maya? Waren sie allesamt von diesem Horrortrip verschont worden. Und wenn ja, wieso war sie dann die Einzige, die –

»Und wo habt ihr das Gurkenglas her?«, wollte Theo wissen. Wie immer stellte er die richtigen Fragen, fand Soro, die froh war über jede Ablenkung.

»Haben wir im Müll neben dem Brunnen gefunden«, Maya zeigte begeistert auf die graue Restmülltonne. Amüsiert beobachtete sie Emmy, der gerade das Glas in den Händen hielt und es auf diese Info hin am liebsten sofort hätte fallen lassen.

»Hey, Würstchen. Guck doch mal. Siehst du da hinten beim Feuer?« Da waren ihre Eltern. Völlig unbekümmert, inzwischen auch wieder trocken. Überhaupt, alle Erwachsenen und die anderen Kinder wirkten so, als hätten sie von alledem nichts mitbekommen.

»Mam und Pap«, bestätigte Theo.

»Geh mal hin. Die vermissen dich sicher schon«, Soro wuschelte Theo durchs Haar, blieb aber an der ein oder anderen schlamm-

verkrusteten Strähne hängen. Wie sie ihre Eltern kannte, würden sie kein großes Aufheben um das kleine Matschmonster machen. Klamotten ließen sich waschen, und Schimpfen hat noch nie vor Dreck bewahrt, lautete das Motto im Hause Bratmüller.

Von einem Bein aufs andere hopste Theo davon. Die restlichen fünf schauten abwechselnd sich, dann das Gurkenglas mit dem eingelegten Erlkönig an.

Emmy stopfte seine Hände in die Jackentasche. Was war das nur für eine seltsame Nacht gewesen. War das wirklich echt gewesen? Und was war überhaupt alles passiert? Vermutlich dachten die anderen auch gerade über ihr abgefahrenes Abenteuer nach. Emmy schaute nacheinander in ihre Gesichter. Maya saß nach wie vor der Schalk im Nacken, als sie das Glas immer ganz nah an Karlottas Gesicht hielt und wieder zurückzog und ihr dann erneut unter die Nase klemmte. Die war wirklich durch nichts zu erschüttern. Karlotta hingegen rümpfte ihr Gesichtchen, aber ließ sich gerne von Maya necken. Sie war seit ihrer ersten Begegnung so was von aufgetaut und erschien ihr ganz und gar nicht mehr als seltsame Eigenbrötlerin. Auch Josef, der gemeinsam mit Soro zum Berg heraufschaute, hatte diese abenteuerliche Nacht verändert. Seine Augen waren offener, er wirkte wie frisch ausgeschlafen und aufgeweckt. Zuversichtlich ließ er Soro wissen, dass es noch Hunderte weitere Sagen um den Buxkopf gab. Und Soro? Soro verdrehte heimlich die Augen, zwinkerte Emmy dabei zu (Augenrollen und gleichzeitiges Zwinkern, wer kann denn so was, dachte Emmy?) und klopfte Josef kumpelhaft auf den Rücken. Und Emmy selbst? Er strahlte. Über beide Ohren und auch ein wenig innerlich. Er musste das alles erst mal verdauen, vielleicht mal nach seinem Baba, seiner Mama und seinen Schwestern gucken. Die würden ihm kein Wort glauben, wenn er von



dieser wilden Nacht berichten würde. Also vielleicht lieber gleich bleiben lassen? Wie würden die anderen denn damit umgehen? Gerne hätte er sie direkt gefragt, aber gerade standen sie sich alle einfach so gegenüber, strahlten, lächelten und grinsten sich an. Sie teilten ein unglaubliches Abenteuer, ein paar Schrammen und blaue Flecken, jede Menge Schreck in den Gliedern, aber auch den Triumph über einen uralten Fluch. Was sollte man da noch sagen? Dass sie einen legendären Unhold und unzählige Geister besiegt und damit ganz Buxstein gerettet hatten? Geschenkt. Dass sie sich bis zum heutigen Abend alle nur vom Sehen her kannten und jetzt Freunde waren? Das war doch klar, musste man nicht laut aussprechen. Aber eine Sache gab es durchaus noch zu klären, und irgendjemand musste die unangenehme Frage stellen. Egal, dachte Emmy, dann halt ich.

Er räusperte sich. Alle schauten ihn erwartungsvoll an. »Und wer von uns nimmt jetzt den Gurkenkönig mit nach Hause?«



Emmys Traum

In der Nacht hatte Emmy einen Albtraum.

Er begann damit, dass sich Emmy wieder alleine und verlassen vor dem Museum befand – nur, dass die Innenstadt nun aussah wie das Kapellenmoor und das Museum wie die Kapelle, nur ungefähr fünfmal so groß. Dann stand er plötzlich drinnen. Der Raum war riesig, die Decken so hoch wie die einer Kathedrale, und der Ausgang rückte immer ferner, je näher Emmy ihm kam.

Dann waren plötzlich Avid und Henry da, seine Freunde aus Hannover. Sie hatten Würstchen dabei und kochten diese in Töpfen, die so aussahen wie ihre eigenen Köpfe. Emmy mochte Würstchen eigentlich überhaupt nicht, aber im Traum wollte er unbedingt welche probieren. Aber Avid und Henry ließen ihn nicht. Sie klopfen ihm auf die Finger und drehten ihm den Rücken zu. Die Würstchen sind für den Erbkönig, machten sie ihm klar.

Der Traum ging weiter, in der alten Wohnung, in Hannover, in seinem alten Zimmer. Ein Telefon klingelte ihn wach, aber er war natürlich nicht wach, sondern immer noch im Traum. Am anderen Ende war Soro, und sie riet ihm, nicht aus dem Fenster zu gucken. Den Hörer in der Hand trat Emmy ans Fenster, obwohl sich alles in ihm sträubte. Die pure Angst befahl ihm, und er wusste, sie würde nur weggehen, wenn er sah, was er nicht sehen sollte.



Doch vor dem Fenster lag alles im Nebel. Es war rein gar nichts zu sehen. Er wandte sich ab und begann, durch die Wohnung zu gehen, die plötzlich der Wald des Buxkopfs war. Die Angst ebte ab, Emmy fühlte sich mit jedem Schritt immer sicherer. Die Bäume des Waldes waren riesige Urzeitpflanzen, deren Rinde wie die Schuppen eines schwarzen Fisches glänzten. Zwischen den Bäumen bewegten sich langsam und träge die langen, in die tief hängenden Wolken ragenden Beine riesiger Spinnen. Es war der Wald des Erlkönigs. Er spürte, dass er hier zu Hause war. Das nervöse Gefühl, gleich aufwachen zu müssen und diese neue Heimat wieder verlassen zu müssen, setzte ein und geriet innerhalb weniger Sekunden zur puren Panik.

Plötzlich tauchte in der Ferne, im Nebel, der durch den Wald kroch, eine Gestalt auf. Emmy sah nur einen Umriss, aber es war klar, dass das nur Tommy Caruso und das Pferd Juliane sein konnten.

Dann wachte Emmy auf. Diesmal wirklich, aber es brauchte ein paar Minuten, bis er davon überzeugt war. Er rutschte mit dem Kopf vom völlig durchnässten Kissen und verkroch sich unter die Decke. Eine ganze Stunde noch blieb er so liegen. Er wollte noch nicht aufstehen, aber zurück in den Traum wollte er auch nicht. Er hoffte, er würde ihn schnell vergessen.



Epilog

Der nächste Tag war ein Samstag. Zum Glück. Die Aydins versammelten sich zu einem Türkisch-Englischen Frühstück, das eher ein Spätstück geworden war, weil irgendwie alle im Haus verpennt hatten. Auf den Tisch kam eine Pfanne mit Menemen, das selbst gebackene Fladenbrot von Baba, gebrutzelte Sucuk für Hati und Dilek und Baked Beans für Emmy. Die beiden Schwestern waren schon früh auf und hatten sich neue Lampions gebastelt, weil ihre gestern irgendwie verloren gegangen waren. Alle schwärmten von dem schönen Feuer am Marktplatz und der tollen Stimmung, Dilek hätte am liebsten heute gleich wieder St. Martin gefeiert, und Emmy war drauf und dran, entsetzt zu protestieren, tat es aber dann doch nicht. Niemand hatte irgendetwas über Geister, Erlkönige oder Ähnliches zu berichten. Wie seltsam, dachte Emmy. Gleichzeitig war er froh, nicht über die Geschehnisse der letzten Nacht reden zu müssen. Über die musste er erst mal lange nachdenken. Und damit begann er sofort nach dem Abwasch, zurückgezogen in seinem neuen Zimmer, zwischen jeder Menge Umzugskartons.

Viel Zeit blieb Emmy nicht zum Grübeln. Er lag, die Arme unterm Kopf verschränkt, auf seinem Bett und starrte die Decke an, als es an seiner Tür klopfte.

»Ja?«, dauernd wurde man in dieser Familie gestört.



Aber weder die Eltern noch seine beiden Schwestern steckten die Köpfe durch den Türspalt, sondern Soro.

»Stör ich?«, fragte sie, und es klang ein wenig frech, weil sie genau wusste, dass sie ihn auf keinen Fall stören würde.

»Nein. Hey, hallo«, Emmy hüpfte fast vom Bett, Soro betrat das Zimmer, die Hände in den Taschen ihres Parkas. Amüsiert betrachtete sie Emmy, der zwei schwere Kartons aus dem Weg räumte, um den Schreibtischstuhl freizubuddeln.

»Setz dich doch, bitte«, und Soro nahm Platz. Emmy setzte sich auf die Bettkante gegenüber, dann wusste er erst mal nicht, was er sagen sollte.

»Ich dachte, ich schau mal, wie's dir so geht«, eröffnete Soro das Gespräch.

»Ganz okay«, Emmy fuhr sich mit der Hand durch die Haare und kratzte sich kurz im Nacken. »Und dir?«

»Auch«, Soro nickte. Sie drehte sich ein wenig hin und her auf dem Schreibtischstuhl und ließ den Blick durch Emmys Zimmer schweifen.

»Eigenwilliger Einrichtungsstil«, kommentierte Soro die Umzugskarton-Situation.

»Na ja, man kommt halt zu nichts«, murmelte Emmy verlegen.

»Erzähl mal«, munterte Soro ihn auf, »wasn da alles drin?«

»Och, dies ... und das ...«

»Sag bloß«, Soro musste lachen. »Kenn ich. Hab ich auch. Aber in Pink.«

Jetzt musste Emmy lachen. Und dann fing er an, den Inhalt des Kartons, in dem die Bücher waren, aufzuzählen, was dazu führte, dass sie sich über ihre Lieblingsbücher austauschten und feststellten, dass sie

beide lieber Comics als Romane lasen. Und welche Filme sie mochten, welche überhaupt nicht gingen, bei welcher Musik man am besten Hausaufgaben macht, zu welchen Hörspielen und Podcasts man lieber nicht einschlafen sollte, solche Sachen. Sie redeten kurz über die Schule, dann länger über ihre Familien, ihre Eltern, deren Macken, ihre Geschwister und deren Macken und auch über Maya und über Karlotta und Josef.

So verging ein ganzer Nachmittag, und ehe es sich die beiden versahen, saßen sie im Dunkeln. Emmy knipste die kleine Lampe neben seinem Bett an, die wie ein Dalek aus Dr. Who aussah, aber Soro erhob sich ächzend vom Drehstuhl, in dem sie sich die letzte Stunde geradezu gelümmelt hatte. Es war Zeit, nach Hause zu gehen, Abendessen.

Bevor Soro die Tür erreicht hatte, traute sich Emmy, endlich die Frage zu stellen, die schwer in der Luft lag und von der sich die beiden den ganzen Nachmittag lang perfekt abgelenkt hatten.

»Das gestern ist doch wirklich passiert, oder?«

Soro sah ihn stumm an und nickte.

»Ist es.« Sie war froh, dass er die Frage stellte. Sie hatte auch noch eine auf dem Herzen. »Sag mal ... als dich der Erbkönig mit seinem Zeh berührt hat ...«

»Muss ultrabescheuert ausgesehen haben, oder?« Emmy lachte auf, und auch Soro musste schmunzeln.

»Komplett. Vielleicht auch elegant. Aber ...«, das Schmunzeln erlosch. Sie klang ernst, unsicher, ob es gut war, die Frage in den Raum zu stellen. »... du hast sie auch gesehen, oder? Die Welt des Erbkönigs?«

»Mh-mh«, Emmy presste seine Lippen aufeinander.

»Und ... du kannst dich auch an alles erinnern, richtig?« Er nickte. Soro nickte.

»Darüber reden wir ein anderes Mal«, schlug Emmy schließlich vor, und Soro war einverstanden. Sie umarmte Emmy zum Abschied, dann war Emmy wieder alleine in seinem Zimmer.

Er schaute noch eine Weile lang auf die geschlossene Zimmertür. Dann öffnete er den ersten Umzugskarton und begann, seine Sachen auszupacken. Gegen Mitternacht war kein einziger Karton mehr übrig.

ENDE



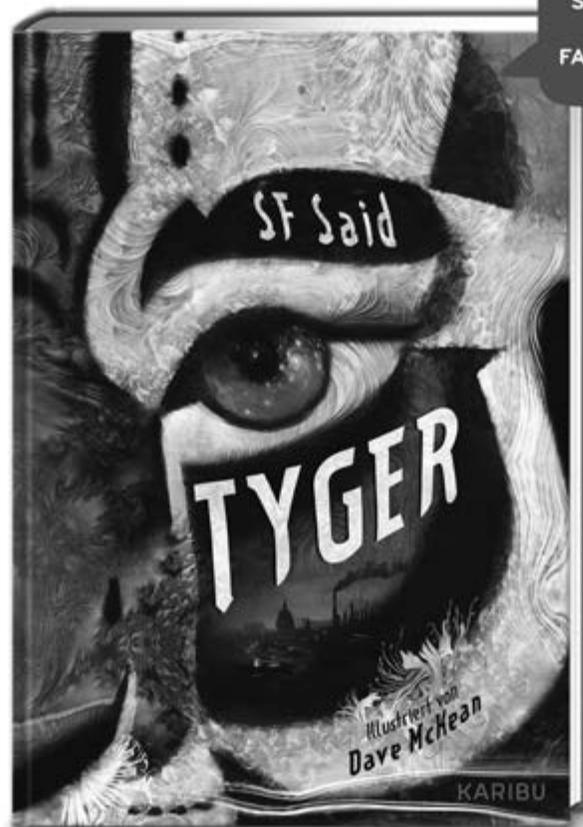


Christopher Tauber wurde im Jahr 1979 in Frankfurt am Main geboren. Das ist schon ziemlich lange her, in der Zwischenzeit ist viel passiert. Unter anderem, dass er als Zeichner und Autor für Comics arbeitet, zum Beispiel für Die Drei ???. Er lässt sich gerne gruseln, allerdings besser von Büchern und Filmen als vom echten Leben. Das kann auch gruselig sein, findet er dann aber nicht ganz so gut.



Timo Grubing, Jahrgang 1981, studierte Design in Münster und lebt und arbeitet seitdem als Illustrator in seiner Geburtsstadt Bochum, wo er mit unregelmäßigen Abstechern ins Comicgenre vor allem Kinder- und Jugendbücher bemalt. Besonders gerne illustriert er dabei natürlich Geister und Monster für alle Kids, die keinen Bammel vor Gruselgestalten haben.

“ES GIBT DREI TÜREN,
DIE ICH DIR ZEIGEN DARF ...”

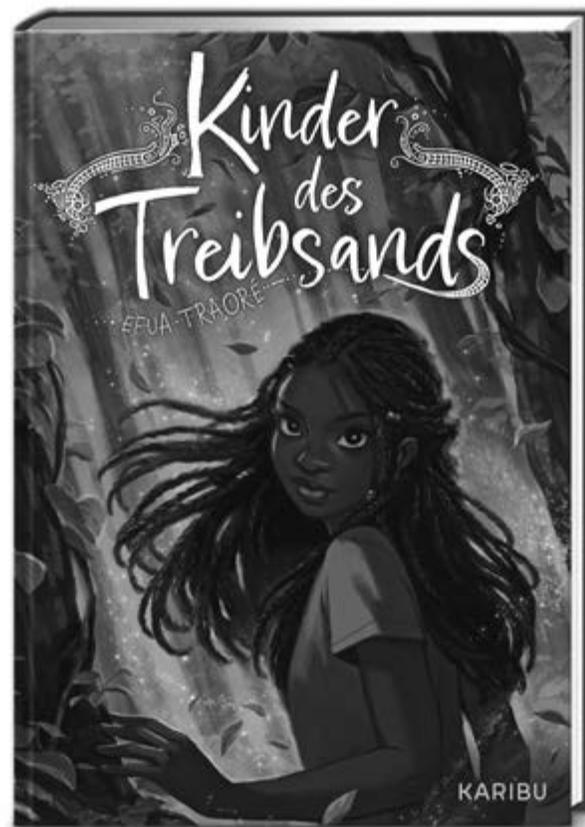


SPANNEND
UND
FANTASTISCH

S. F. SAID / TYGER
ISBN 978-3-96129-411-4 / AB 12 JAHREN

FAMILIENGEHEIMNISSE,
MYTHEN UND LEGENDEN

EIN MAGISCHES ABENTEUER
IM NIGERIANISCHEN DSCHUNDEL



EFUA TRAORÉ / KINDER DES TREIBSANDS
ISBN 978-3-96129-369-8 / AB 10 JAHREN

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2024

© 2024 Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14 a, 80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Text: Christopher Tauber

Umschlag- und Innenillustrationen: Timo Grubing

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Layout & Satz: Uhl & Massopust, Aalen

Druck: Westermann Druck, Zwickau

ISBN: 978-3-96129-401-5

Printed in Germany

www.karibubuecher.de

Unsere Bücher findest du auch auf Antolin.

www.antolin.de



Wenn das Böse erwacht ...

Soro, Emrah und Maya treffen sich zufällig beim Sankt-Martins-Laternenumzug ihrer kleinen Geschwister – für drei Dreizehnjährige eigentlich eine komplett langweilige Veranstaltung. Doch dieses Jahr ist alles irgendwie anders. Im Wald hängt tiefer Nebel, und sobald ihnen eine blau leuchtende Gestalt erscheint, ist klar: Hier geht was nicht mit rechten Dingen zu. Als dann auch noch eine seltsame Macht die anderen Menschen zu Zombies werden lässt, müssen die drei unbedingt handeln!

Ein wildes, witziges Mystery-Abenteuer
mit Gänsehaut-Faktor

ISBN 978-3-96129-401-5

WG: 1250



€ 15,99 (D)

KARIBU

www.karibubuecher.de